

Innovationen in der Antike

Antje Wessels

Seite 3

Anton Zeilinger im Interview

Peter Glatz

Seite 9

Euroclassica 2017 in Leiden

Jet van Gelder

Seite 14

Kabarett & Classics

Fritz Lošek

Seite 24

Amicus

Thomas Wizany

Seite 29

Macaronic Latin

Šime Demo

Seite 34

Robert Harris' Dictator (2015)

Markus Janka

Seite 38

Museum Lauriacum

Stefan Traxler

Seite 52



Editorial



CARISSIMI LECTORES!

15 Jahre Amici Linguae Latinae – wahrlich ein Grund zum Feiern!

2003 hat uns Amicus Anton Schnur einen tollen Start ermöglicht. Inzwischen haben wir uns prächtig entwickelt. Die Mitgliederzahl hält bei 343, die 14. Ausgabe des Magazins „cursor“ hat 76 Seiten (!). Ab dieser Ausgabe führen wir die ISSN 2522–3984. Viele renommierte Autorinnen und Autoren publizieren bei uns.

Eine große Freude ist es, dass sich Univ.-Prof. Dr. Zeilinger als Interviewpartner für die Jubiläumsausgabe des „cursor“ zur Verfügung gestellt hat. Als Verfechter breit gestreuter Bildung ist er ein starker Befürworter des echten Humanistischen Gymnasiums – d. h. Latein und Griechisch sind in dieser Pflicht für alle. Lesen Sie das spannende Interview „Curiosity driven research oder – Vom Bildungswert der klassischen Sprachen“ mit dem Doyen der österreichischen Wissenschaft auf S. 9ff.

Mit großer Freude stellen wir Ihnen den Salzburger Karikaturisten Thomas Wizany als Amicus vor. Mit virtuosem Strich, genauer Kenntnis des griechischen Mythos und einem besonderen Blick für intelligente Pointen begeistert er seit vielen Jahren nicht nur die Leser der Salzburger Nachrichten, sondern auch die Szene der Klassischen Philologie in Österreich.

Beiträge zur aktuellen Entwicklung des Unterrichts der klassischen Fächer und zum Geschehen an der schulischen Basis sind uns ein besonderes Anliegen: Ein Interview zur neuen Leistungsbeurteilung lesen Sie auf den S. 21ff, einen Beitrag zur Academia Didactica Athesina auf S. 18, das engagierte Programm „Römer hautnah in Carnuntum“ wird auf S. 66ff präsentiert.

Zunehmend positionieren wir unser Magazin durch die Aufnahme englischsprachiger Artikel als „mitteleuropäisches Journal“ – mit besonderem Blick auf die Identität Europas und dessen Einfluss auf die globale Kultur. „cursor“ goes Europe sozusagen ...

Qualitätsvolle Werbung für die Klassischen Sprachen ist naturgemäß unser Hauptanliegen: Das „Mission statement“ des niederländischen Verbands der Klassischen Philologen „Classics unite modern society“ ist jedenfalls beeindruckend. Sehr spannend ist der Leitartikel von Antje Wessels (Universität Leiden) „Innovationen in der Antike. Was Technologiekonzerne von den Altertumswissenschaften lernen können“.

Wir wünschen Ihnen eine interessante und vergnügliche Jubiläums-Lektüre!

Cordialiter vos saluto!

Peter Glatz

INHALT

Innovationen in der Antike 3
Antje Wessels

Anton Zeilinger im Interview „Curiosity driven research“ oder „Vom Bildungswert der klassischen Sprachen“ 9
Peter Glatz

Buchhinweise 13

Euroclassica 2017 in Leiden 14
Jet van Gelder

Classics unite modern society 15
Jet van Gelder

Euroclassica Projects 2017–2018 ... 16
John Bulwer

Moderner Lateinunterricht 17
Gabriele Mittendorfer

Academia Didactica Athesina 18
Martina Adami

Neue Perspektiven – made in Austria 20
Rainer Weißengruber

Sprachtesten in Österreich 21
Peter Glatz

Kabarett & Classics 24
Fritz Lošek

Ohne Antike geht's nicht – Karikaturist Thomas Wizany 29
Peter Glatz

NOST? Difficile est saturam non scribere! . 33
Esilva

Impressum 33

Macaronic Latin 34
Šime Demo

Robert Harris' Dictator (2015) 38
Markus Janka

Die Jugend von heute 42
Karl-Willhelm Weeber

In Stein gemeißelt 49
Christoph Brandhuber, Maximilian Fussl

Das neue Museum Lauriacum 52
Stefan Traxler

Abenteuer Antike 57

Eine Vesuvbesteigung im Jahr 1818 59
Christian Brandstätter

„Römer hautnah“ in Carnuntum ... 60
Michael Strobl, Martin Seitz, Christoph Schwameis

Von der Freundschaft mit den Fernsten 66
Klaus Bartels

Stichworte 67
Klaus Bartels

An der Peripherie Europas 69
Ute Trojer

Wahre Freunde 72
Renate Glas

Latein schon für die ganz Kleinen 73
Renate Glas

Walking through the history of Rome 74
Willemijn van Dijk

Innovationen in der Antike

Was Technologiekonzerne von den Altertumswissenschaften lernen können

Antje Wessels

Innovationsmanagement – nur etwas für Marketingstrategen?

Das Bedürfnis nach innovativen Ideen und deren Umsetzung nimmt in unserer heutigen Gesellschaft eine zentrale Rolle ein. Wir mögen dabei an die Vielfalt technologischer Errungenschaften denken, wie die Verbesserung der Kommunikationsmittel, an die medizinischen Möglichkeiten, das Leben zu verlängern oder zu designen, oder auch an die Entwicklung künstlicher Intelligenz, etwa von selbstfahrenden Autos oder Robotern, die jeden Wunsch erkennen und erfüllen, bevor wir ihn nur ahnen.

Innovation ist jedoch nur teilweise ein Thema der Naturwissenschaften, der Technologie und Medizin; es ist vor allem ein Thema der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Denn Innovationen gibt es nicht nur im technischen Bereich. Es gibt sie auch in der Politik, im gesellschaftlichen Zusammenleben, in der Literatur, der Kunst, der Religion, im Umgang mit materiellen Objekten und mit Sprache, kurzum in allen Bereichen des menschlichen Lebens.

Und: Innovationen, auch und gerade technologische, können erst dann erfolgreich sein, wenn sie die Menschen einbeziehen, an die sie gerichtet sind. Um etwas Innovatives realisieren und durchsetzen zu können (und erst dann handelt es sich wirklich um eine Innovation), muss die Innovation von ihren Adressaten verstanden – und akzeptiert werden. Der entscheidende Faktor für ihren Erfolg ist demnach der Mensch.

Eine gute Kenntnis der sozialen Praktiken und der Verstehensbedingungen, in die eine Innovation „hineingeworfen“ werden soll, ist daher unabdingbar. Eine im Westen Europas bedachte Impfkampagne, die sich an Menschen einer Gesellschaft richtet, in der ein völlig anderes Verständnis über das Funktionieren des menschlichen Körpers herrscht, wird den gewünschten Effekt nur dann erzielen können, wenn sie die entsprechenden Auffassungen der adressierten Gesellschaft schon bei der Entwicklung der Methode einbezieht.

Um eine Innovation in einer Gesellschaft erfolgreich platzieren zu können, muss zwischen ihren Vertretern und deren Adressaten zunächst einmal eine gemeinsame Basis, ein „common ground“ entstehen. Gegenüber dem echten Neuen: dem völlig Unerwarteten, noch nie Gesehenen und jenseits jeder Vorstellung Gelegenen, präsentiert die Innovation das Neue durch dessen tatsächlichen oder vermeintlichen Bezug zu Altem und Vertrautem. Eine Innovation, die gelingen soll, erschüttert nicht, sondern begibt sich auf bekannte, akzeptierte Pfade, um sich erst dann in produktiver Weise davon abzusetzen. Sie „verankert“ sich, bevor sie neue Wege zeigt.

Dass auch Menschen, die sich unter einer digitalen Welt per se nichts vorstellen können, Smartphones benutzen, zeigt, wie eine gelungene Verankerung aussehen kann: Die Icons auf dem Display orientieren sich in ihrer Gestaltung an realen Dingen, die aus der materiellen Welt bekannt sind. Obwohl eine SMS – in technischer Hinsicht – rein gar nichts mit einem echten Brief zu tun hat, sehen wir auf unserem Display einen Briefumschlag; die Ordner, in denen sich unsere Dokumente befinden, gleichen den realen Ordnern in unserem Aktenschrank; und das Icon, auf das wir drücken, um ein Telefongespräch zu führen, entspricht dem Bild eines sehr alten, selbst realiter schon aus der Mode gekommenen Telefonhörers. Das Neue, vielleicht sogar bedrohlich Andere: die digitale, virtuelle Welt, unter der wir uns konkret nur wenig vorstellen können, wird im Vertrauten und, fast wörtlich, im Begreiflichen verankert.

Innovationen, die Erfolg haben, müssen an die Verstehensprozesse und Traditionen ihrer Adressaten anknüpfen; sie müssen in einem Kontext verankert werden, der ihren Adressaten vertraut ist – oder zu-



Die digitale Welt: Icons werden in der materiellen Wirklichkeit verankert.

mindest vertraut erscheint. Diese Kontexte zu kennen, ist Aufgabe der Geisteswissenschaften.

Eine Disziplin, die alle erforderlichen Teilgebiete in sich vereinigt, sind die Altertumswissenschaften. Die Altertumswissenschaften schauen nicht nur auf einen Mikrokosmos des menschlichen Lebens – auf die Innovationen in Literatur und Sprache, Kunst und Religion, in Naturwissenschaften und Technik, Recht und Philosophie, Wirtschaft und Politik (um nur einige zu nennen). Hier treffen auch die verschiedensten Methoden zusammen, um sich diesem Mikrokosmos zu nähern: in den Altertumswissenschaften arbeiten Linguisten und Literaturwissenschaftler, Kultur- und Geschichtswissenschaftler und natürlich Archäologen und Philosophen. Schließlich spielt auch die Rezeption des Altertums – von der Rezeption in der Antike bis hin zu den Antikerezeptionen der zeitgenössischen Moderne – von je her eine zentrale Rolle. Es liegt daher auf der Hand, dass die Erforschung von Innovations- und Verankerungsprozessen nicht nur den Marketingstrategen und Technologiekonzernen überlassen werden darf. Die Altertumswissenschaften sind hierzu bestens ausgestattet. Und sie haben hierin einen gesellschaftlich dringenden und relevanten Auftrag.

Innovationen in der Antike – ein Beispiel

Innovationen, die gut verankert sind und denen es gelingt, einen „common ground“ herzustellen und an diesen anzuknüpfen, sind oftmals in so hohem Maße gut verankert, dass ihr innovativer Charakter später kaum noch sichtbar ist. Ihre Erfolgsgeschichte besteht darin, dass die Innovation im Laufe der Entwicklung zu etwas Selbstverständlichem geworden ist. Ein gutes Beispiel hierfür ist die noch heute wirksame Idee, dass die römische Literatur ohne die griechische niemals entstanden wäre, eine Idee, die bis in die Moderne hinein, wie uns ein Diktum des Berliner Philologen Eduard Norden (1868–1941) zeigt, als nachgerade unhinterfragbar galt (*Die römische Literatur*, 1909, 6. ed., Leipzig 1961, 3):

Da das besondere Kriterium der römischen Literatur ihr Verhältnis zur griechischen ist, so fassen wir die der Aufnahme dieser Literatur *vorausgehende* Epoche als vorliterarisch auf.

Wer heute befragt wird, welcher Kultur die römische Literatur am meisten zu verdanken habe und wann sie begonnen hat, wird mit an Sicherheit grenzender Wahrsein-

lichkeit an die *griechische* Kultur denken und ein ganz bestimmtes Datum und Ereignis nennen: das Jahr 240 v. Chr., in dem ein halbgriechischer Sklave, Livius Andronicus, zum ersten Mal ein griechisches Drama ins Lateinische übersetzt hat. Und er darf sich dabei auf eine ganze Reihe von Literaturgeschichten stützen. Eduard Norden war nicht der erste, der die römische Literatur durch ihren Bezug zum Griechischen definierte. Und er sollte keineswegs der letzte bleiben.

Wie aber kam es dazu? Und warum ausgerechnet das Jahr 240? Warum soll das erste Werk der römischen Literatur ausgerechnet mit der Übersetzung eines griechischen Textes begonnen haben, wo wir doch wissen, dass es in den vorausgehenden Jahrhunderten eine blühende, indigene, italische Kultur und eine ganze Vielfalt an unterschiedlichen Traditionen gab, an die man hätte anknüpfen können?

Wenn wir uns die Entstehungsgeschichte dieser Datierung – und der dazugehörigen Erzählung über den Halbgriechen, den Sklaven Livius Andronicus –

genauer anschauen, sehen wir, dass es sich um eine Geschichte handelt, die erst spät, nämlich in der späten Republik, geformt und schließlich, in einem längeren Prozess, zu jener memorablen Anekdote herangereift ist, als die sie heute bekannt ist. Ihre Anfänge liegen in einer Periode, in der in

Rom eine neue Vision propagiert wird, die philhellenistische Vision, dass sich die römische Kultur durch ihre Bezugnahme auf alles Griechische auszeichne und auszeichnen müsse. Die griechische Kultur ist in Rom seit langem schon präsent, aber sie ist nicht allein. Nun soll

sie – und hier liegt das innovative Moment – zu einem direkten geistigen Vorfahren erklärt und etabliert werden. An die Stelle von Diskontinuitäten und einer Vielfalt von Traditionen, aus denen römische Autoren haben schöpfen können, soll das Bild einer kontinuierlichen Linie treten, die von Griechenland direkt nach Rom führt. Dieses Bild will vermittelt werden, und es muss so vermittelt werden, dass

es auf einen „common ground“ stößt und akzeptiert wird. Anders gesagt: Es muss ein Referenzpunkt geschaffen werden, in dem sich die zeitgenössischen philhellenistischen Bewegungen mühelos verankern lassen, eine aetiologische Geschichte, die diese Bewegungen als etwas präsentieren kann, das nicht völlig aus dem Nichts kommt, sondern den Römern von je her eigen war. In diesem Kontext entsteht die Geschichte von Livius Andronicus, eine Geschichte, die mit einer merkwürdig präzisen Jahreszahl beginnt und dann immer mehr ausgeschmückt und um entsprechende Details erweitert wird. Warum nun aber ausgerechnet Livius Andronicus? Und warum ausgerechnet das Jahr 240 v. Chr.?

Der erste, der sich für das Datum stark macht, ist Cicero. Glaubt man Cicero, so beginnt die römische Literatur mit einem Paukenschlag: Im Jahr 240 v. Chr. habe Livius (gemeint ist der heute als Livius Andronicus bekannte Livius) ein Drama (*fabula*) aufgeführt:

<i>hic Livius [sc. Livius Andronicus] primus fabulam</i>	
<i>C. Claudio Caeci filio et M. Tuditano consulibus</i>	= - 240
<i>docuit anno ipso ante, quam natus est Ennius</i>	[sc. - 239 -1] = - 240
<i>post Romam conditam [...]</i>	[sc. - 753]
<i>quartodecimo et quingentesimo</i>	[sc. + 514] = - 240

Gleich dreimal bestätigt Cicero in seinem 46 v. Chr. veröffentlichten *Brutus* (Cic. Brut. 72) das so merkwürdig präzise Datum: im Jahr, in dem Gaius Claudius und Marcus Tuditanus Konsuln waren, ein Jahr vor der Geburt des Ennius (also eines der prominentesten und vielseitigsten frühromischen Schriftsteller) und schließlich im 514. Jahr nach der mythischen Gründung der Stadt Rom. Für jeden Adressaten: den Annalisten, den Literaturhistoriker und schließlich auch für alle, denen die mythische Gründung als eine sichere Datierung erscheint, ist eine Zählung dabei. Alle genannten Datierungen bestätigen das Jahr 240 v. Chr. als Datum des Beginns.

Erst ganz zum Schluss der Aufzählung – vermeintlich vorsichtig, aber gerade damit natürlich auch auf seine sorgfältige Prüfung der Quellen verweisend – fügt Cicero hinzu:

ut hic ait, quem nos sequimur, est enim inter scriptores de numero annorum controversia.

wie derjenige behauptet, dem wir uns anschließen. Es gibt nämlich unter den Schriftstellern verschiedene Ansichten über die genaue Anzahl der Jahre.



Philhellenisten dies- und jenseits des Atlantiks

Wie Cicero selbst einräumt, liegen ihm seinerzeit zwei konkurrierende Datierungsmodelle vor: zum einen die durch den Literaturwissenschaftler und Philologen Varro bezeugte Datierung auf das Jahr 240 v. Chr., der er sich hier anschließt; zum anderen die durch den Philologen und Dramatiker Accius vertretene Auffassung, dass Livius [sc. Andronicus] erst 209 v. Chr., und zwar im Zuge der Eroberung Tarents, als ein Gefangener nach Rom gekommen war. Gemäß dieser zweiten Auffassung hat Livius erst weitere elf Jahre später, im Jahr 197 v. Chr. bei den *ludi Iuventatis*, sein erstes Drama aufgeführt.

Die beiden Datierungsmodelle, wie sie Cicero vorliegen, schließen sich natürlich wechselseitig aus (hätten beide Recht, so hätte Livius mehr als 30 Jahre, bevor er Rom als ein Gefangener zum ersten Mal betreten hat, in dieser Stadt bereits sein erstes Drama aufgeführt). Beide sind aber natürlich möglich. Warum nun pocht Cicero so vehement auf das Jahr 240?

Mit seiner dreifach abgesicherten Datierung adressiert Cicero nicht nur verschiedene Kontexte: er versieht seine Darstellung vor allem mit einem historisch-mythischen Beglaubigungsapparat, einer Art Klammer, die seine eigentliche, ja die *zentrale* Botschaft in eine glaubwürdige Sphäre bettet. Denn die entscheidende Information liegt in der Mitte: Wenn Livius' erste Dramenaufführung in das Jahr 240 v. Chr. fiel, dann ist der Beginn des Dramas auf einen Zeitpunkt zu datieren, an dem der seinerzeit geschätzte Ennius – der als Verfasser der *Annales* berühmt gewordene Autor von mindestens 22 Tragödien, 2 Komödien und 2 *praetextae* und im übrigen Erfinder eines ganz spezifisch römischen Genres, der *satura* – noch nicht einmal geboren war!

Anders als in der Accius-Version, derzufolge Livius sein erstes Drama hätte aufführen müssen (197 v. Chr.), als Ennius (239–169 v. Chr.) schon in der Blüte seines Schaffens steht, lässt sich mit den von Cicero bevorzugten Angaben das erste Auftreten des Livius (240 v. Chr.) nicht nur vor den Beginn von Ennius' *Wirkungszeit* datieren, sondern sogar – besser hätte sich Cicero kaum absichern können – noch vor dessen Geburt. Was Cicero an Accius' Version so stört, ist also nicht etwa, dass Accius sich verrechnet oder falsche Daten herangezogen haben könnte. Sein Unbehagen scheint vielmehr daraus zu resultieren, dass die chronologische – vor allem aber: die *symbolische* – Reihenfolge der beiden Dichter, wie sie der Accius-Version zugrunde liegt, für ihn nicht tragbar ist

(Cic. Brut. 73):

In quo tantus error Acci fuit, ut his consulis xl annos natus Ennius fuerit; quoi aequalis fuerit Livius: minor fuit aliquanto is, qui primus fabulam dedit, quam ei, qui multas docuerant ante hos consules, et Plautus et Naevius.

Accius irrt in einem so großen Maße, dass Ennius während dieses Konsulats (sc. 197 v. Chr.) bereits 40 Jahre alt gewesen wäre. Aber angenommen, Livius wäre in der Tat sein Zeitgenosse: dann würde das heißen, dass der erste, der in Rom ein Drama aufgeführt hat, jünger war als die beiden, die bereits zuvor eine ganze Reihe von Stücken aufgeführt hatten, Plautus und Naevius.

Nur: Warum muss es partout dieser Livius (Andronicus) sein, der als erster ein Drama aufgeführt hat? Warum wäre es so falsch, Ennius als den ersten römischen Dramatiker oder gar Dichter anzusehen? Und wenn es schon Ennius nicht sein soll: Wieso nicht Plautus, der uns als einer der berühmtesten römischen Komödiendichter überliefert ist, oder Naevius, der Autor des *Bellum Poenicum*? Warum drängt Cicero so vehement darauf, ausgerechnet Livius an den Anfang der römischen Literatur zu setzen? Was machte Livius (von dessen Dramen uns die Nachwelt nicht mehr als 32 kurze bis kürzeste Fragmente schenken wollte) als ein Symbol des Anfangs so attraktiv?

Die Frage drängt sich umso mehr auf, als Livius, anders als Ennius, in der Antike niemals als geschätzter Dichter galt, der es wert wäre, bewundert oder gar nachgeahmt, geschweige denn tradiert zu werden. Anders als Ennius, der trotz gelegentlicher Rüge immerhin als Nationalautor, als ein „zweiter Homer“ (vgl. Hor. epist. 2, 1.50: *Ennius et sapiens et fortis et alter Homerus*), gefeiert werden sollte, erntet Livius überwiegend Spott.

Cicero selbst hatte im *Brutus* (kurz vor der oben zitierten Passage: Cic. Brut. 71) die *Odusia*, Livius' lateinische Übersetzung der homerischen *Odysee*, mit einem „Werk des Daedalus“ verglichen – was sich wohlwollend zwar als das „Werk eines πρώτος εὐρέτης“ (Daedalus gilt als der erste Bildhauer), zugleich aber auch abfällig als „getreue steinerne Kopie eines lebendigen Originals“ ausdeuten lässt (Daedalus war berühmt für seine originalgetreuen Darstellungen). Und von Livius' Dramen heißt es an der genannten Stelle in lakonisch sieben Worten lediglich: *fabulae non satis dignae quae iterum legantur*: „sie sind es nicht wert, ein zweites Mal gelesen zu werden“ (Cic. Brut. 71).

Angesichts dieses vernichtenden und niederschmetternden Urteils wäre eigentlich zu erwarten gewesen, dass Cicero Livius' Dramenaufführung unter den Tisch kehrt oder allenfalls als Beispiel für ein missglücktes Unternehmen nennt. Das hat er in gewisser Weise auch getan; denn von Livius' Dramen ist – bis auf die wenigen Zitate bei spätantiken Grammatikern, die auf der Suche nach ausgefallenen Wörtern waren – seitdem nicht mehr viel Inhaltliches bekannt geworden. Statt ihn vollständig untergehen zu lassen, macht und erreicht Cicero jedoch etwas viel Effektiveres: er schickt eine Lektürewarnung heraus und macht Livius zugleich so prononciert und schlagkräftig zu einem πρώτος (*primus*), dass ihm nicht nur die spätere antike Literaturgeschichte, sondern auch die Moderne blind darin folgen sollten und Livius schließlich, ohne größeren Widerstand, sogar zum Archegeten der *gesamten römischen Literatur* erklärt wird.

Cicero ist selbst als Übersetzer griechischer Werke tätig (die dürftigen Fragmente davon sind bei Blänsdorf/Morel in den *Fragmenta Poetarum Latinorum*, pp. 167–180, nachzulesen), und er will die griechische Rhetorik und Philosophie nach Rom bringen. Um für seine Vision einen „common ground“ zu schaffen, braucht er eine Geschichte, in der er das (erstrebte) enge Verhältnis zur griechischen Kultur verankern kann. Wenn er darauf drängt, Livius zum ersten Dramatiker Roms zu machen, dann hat er also keineswegs dessen schriftstellerische Qualitäten vor Augen, sondern das, was sich der Figur des Livius – vielleicht auch (anders als oben angedeutet), weil sie tatsächlich unscheinbar genug war, um zur Ausgestaltung einzuladen – symbolhaft zuschreiben bzw. in sie hereintragen ließ.

Wenn wir uns anschauen, wie Ciceros Erzählung rezipiert worden ist, wird jedenfalls deutlich, dass dieses Angebot in den darauffolgenden Jahrhunderten (bis heute) dankbar angenommen worden ist. Cicero hat nicht nur eine aetiologische Geschichte geschaffen, in die er seine philhellenistischen Visionen verankern konnte, sondern – in einer geradezu bewunderungswürdigen Kombination von Präzision und Vagheit – auch für die passenden „Leerstellen“ gesorgt. Und die Nachwelt hat sie gerne in seinem und in ihrem Sinne mit Leben gefüllt: Die Elemente von Autor (Livius), Datum (240 v. Chr.) und Objekt (*fabula*) sollten, gerade in der Kombination, den nachfolgenden Generationen viel Spielraum bieten, um das Ereignis interpretatorisch auszuformulieren und als eine sinnstiftende Ursprungsgeschichte zu semantisieren.



**Weniger Rezeption als Programm!
Statt der ursprünglich vorgesehenen Allegorie der Austria wacht vor dem Parlamentsgebäude in Wien die griechische Göttin Athene.**

Der erste, der „anbeißt“, ist der Schriftsteller Aulus Gellius. Gellius, der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die *Noctes Atticae* schreibt, eine Art Rückschau auf seine Studienerfahrungen in Athen, und der dabei zahlreiche Texte und Informationen benutzen konnte, die uns heute wieder verloren sind, hat die von Cicero gemachten Angaben in einer Weise ausgestaltet, die darauf schließen lässt, dass es bei der Erzählung über den Beginn des Dramas tatsächlich um weit mehr geht als um Namen und Daten. Zwar ist Gellius' Datumsangabe numerisch ungenauer als bei Cicero – Gellius betont diese Ungenauigkeit sogar ganz explizit durch die Hinzufügung von *ferè* und *circiter* („ungefähr“) –, dafür aber legt Gellius das *semantische* Potential der Zeitangabe viel deutlicher frei (Gell. 17, 21.42sq.):

Annis deinde postea paulo pluribus quam viginti pace cum Poenis facta consulibus <C.> Claudio Centhone, Appii Caeci filio, et M. Sempronio Tuditano primus omni-



Folgte Livius Andronicus wirklich den griechischen Dramatikern oder ist diese Idee das Werk antiker Philhellenisten?

um L. Livius poeta fabulas docere Romae coepit post Sophoclis et Euripidis mortem annis plus fere centum et sexaginta, post Menandri annis circiter quinquaginta duobus.–

Nicht mehr als zwanzig Jahre später (sc. nachdem der Dichter Kallimachos in Alexandria zu Berühmtheit gelangt war), als unter den Konsuln Claudius Cento, dem Sohn von Appius dem Blinden, und Marcus Sempronius Tuditanus (sc. der erste Friede mit den Karthagern geschlossen worden war, begann, als erster von allen, der Dichter Lucius Livius (sc. Andronicus) in Rom damit, Dramen aufzuführen – beinahe mehr als 160 Jahre nach dem Tod von Sophokles (†406/405 v. Chr.) und Euripides (†406 v. Chr.) und ungefähr 52 Jahre nach dem Tod des Menander (†291/290 v. Chr.).

Berechnet man die von Gellius gemachten Zeitangaben – *post Sophoclis et Euripidis mortem annis plus fere centum et sexaginta* –, so kommt man zwar auf ein recht unpräzises „irgendwann nach 246 v.Chr.“, was das Jahr 240 v.Chr. zwar einschließt, aber nicht zwingend macht. Allerdings übersetzt Gellius nun die pure Datumsangabe in einen logischen Kausalzusammenhang. Was Cicero allenfalls geschickt angelegt, aber nicht explizit formuliert hatte, wird in Gellius' Formulierung nunmehr völlig sichtbar: Der Zusammenhang von Innovation und Frieden und die enge Verbindung zwischen römischer Kulturleistung und griechischer Tradition.

1. In Gellius' Worten begann Livius Dramen aufzuführen, „nachdem man mit den Puniern Frieden geschlossen hatte“, also nach 241, dem Ende des Ersten Punischen Krieges, oder eben: im ersten Friedensjahr, 240 v. Chr. Die Bedeutung des Jahres 240 v. Chr. liegt also in dem Zusammenhang von Vakuum (Frieden) und Neuorientierung (Innovation) – einem Zusammenhang, den, schon lange vor Cicero, der zum Kreis des Q. Lutatius Catulus gehörende Porcius Licinus (2. Jh. v. Chr.) hatte andeuten wollen, indem er den Beginn der römischen Literatur auf die Zeit nach einem Krieg, hier allerdings dem *Zweiten* Punischen Krieg, datieren wollte (cf. Gell. NA 17, 21, 45: *Porcius autem Licinus serius poeticam Romae coepisse dicit in his versibus [= fr.1, Morel]: Poenico bello secundo Musa pinnato gradu | intulit se bellicosam in Romuli gentem feram.* „Porcius Licinus aber sagt in den nachfolgenden Versen, dass Rom erst später mit der Dichtkunst begonnen habe: „Im Zweiten Punischen Krieg kam mit geflügeltem Schritt | die Muse zum kriegerisch-wilden Volk des Romulus.“)

2. Gellius stellt Livius nicht etwa in eine Linie mit der italischen, indigenen Kultur, sondern setzt ihn in eine direkte Beziehung zur griechischen Tragödie (den attischen Tragikern Sophokles und Euripides) und Komödie (dem hellenistischen Komödiendichter Menander). Damit macht er explizit, was vermutlich schon Cicero (mit seinem etwas abfälligen Urteil) seinen Lesern in die Hände hatte spielen wollen:

Livius ist der „erste“ (*primus*), *nicht* aber, weil er etwas völlig Neues getan hat; er ist vielmehr der „erste“, der zwischen griechischer und römischer Kultur vermittelt hat und dem es gelungen ist, die griechische Literatur nach Rom zu bringen. Zugleich wird hiermit eine neue, visionäre Definition von „Literatur“ begründet: gute römische Literatur steht in der Tradition des Griechischen – oder wie es Eduard Norden zweitausend Jahre später noch im Nachklang formulieren sollte: Der Bezug zum Griechischen ist ihr „besondere[s] Kriterium“.

In der Zusammenschau entfalten die von Gellius ausbuchstabierte Angaben des Cicero nun ihr ganzes Potential. Das Programm, das hier verankert werden soll, wird immer deutlicher: Gute Literatur entsteht in ihrer Beziehung zum Griechischen, und sie entsteht in Friedenszeiten.

Vor allem die behauptete Beziehung zwischen römischer und griechischer Kultur sollte in den nachfolgenden Jahrhunderten geradezu zu einer Leitidee bei der Rekonstruktion und Beschreibung des Beginns des römischen Dramas werden. Etwa zweihundert Jahre nach den *Noctes Atticae* des Gellius, im vierten nachchristlichen Jahrhundert, als die wissenschaftliche Aufarbeitung der Literaturgeschichte in vollem Gange ist, stellt der – im großen und ganzen kritische und seine Informationen sorgfältig abwägende – Grammatik- und Literaturwissenschaftler Diomedes Grammaticus Livius an den Beginn einer ganzen Translationskultur (Diomed. Gramm. GL I, 489, 6-8 Keil):

ab iis [sc. Graecis] Romani fabulas transtulerunt, et constat apud illos [sc. Romanos] primum Latino sermone comoediam Livium Andronicum scripsisse.

Von ihnen (sc. den Griechen) haben die Römer die Dramen übertragen, und es steht bei ihnen (sc. den Römern) fest, dass Livius Andronicus auf Latein eine Komödie geschrieben hat.

Man achte darauf, wie er ihn nennt: Bei Diomedes Grammaticus heißt Livius nun nicht mehr schlichtweg Livius. Er heißt jetzt *Livius Andronicus* – ein *cognomen* (oder gar *agnomen*) mit hohem Symbolwert, das nicht nur eine griechische Herkunft (άνθρωπος, „Mann“) verraten soll, sondern auch an einen ehemaligen Status als Sklave (άνδράποδον) und an seine Vermittlerrolle als Übersetzer der homerischen *Odyssee* (άνδρα μοι έννεπε ..., hom. Od. 1, 1) erinnert und das sich zudem selbst als die lateinische Transkription

eines griechischen Namens präsentiert. Diomedes Grammaticus ist zwar nicht der erste, der dieses *cognomen* hinzufügt: Spätestens seit Horaz erhält der meist nur Livius oder auch Lucius Livius genannte Dichter immer häufiger den Beinamen Andronicus und reift zunehmend zu einer Symbolfigur des erfolgreichen Vermittlers zwischen Griechentum und Römertum heran: Sueton nennt ihn deutlich (gramm. 1, 2) einen *semigraecus*. Doch bezeichnen derweise streicht Diomedes Grammaticus nun auch das *praenomen*, Lucius, aus Livius' Namen wieder heraus.

Auch mit Blick auf das Objekt – die *fabula* – zeigt sich, dass die Beziehung zu Griechenland immer weiter herausgearbeitet und ausformuliert wird. Diomedes lässt Livius Andronicus den ersten sein, der eine Komödie aufführt. Bis heute aber ist undeutlich, ob Livius ein einzelnes (wie Cicero behauptet) oder gleich mehrere Dramen aufführte, wie der bei Gellius bezeugte Plural (*fabulas*) glauben lassen will. Waren es Komödien – wie wir in einem Scholion zu Hor. epist. 2, 1.62 erfahren (*Livius antiquissimus poeta fuit Andronicus, qui primus comoedias scripsit*) und wie das Diomedes Grammaticus (GL I, 498, 6-8 Keil, s.o.) so steif und fest behauptet? War es eine Komödie und eine Tragödie, wie wir das bei Cassiodor (chron. II, p. 609, 316 a.u.c. Mommsen 1861) lesen? Oder war es eine Komödie, eine Tragödie und eine *fabula togata* (also eine im römischen Kostüm und Setting aufgeführte Komödie), wie Donat in seiner Schrift über die Komödie wissen lässt (de com. 5, 4 Wessner 1902: *comoediam apud Graecos dubium est quis primus invenerit, apud Romanos certum: et comoediam et tragoediam et togatam primus Livius Andronicus repperit*)?

Und worin bestand eigentlich die Innovation? War Livius der erste, der ein eigenes römisches Drama verfasste, wie aus den Worten des Horaz zu schließen ist, oder hat er tatsächlich „übersetzt“, wie das Diomedes Grammaticus im 4. Jahrhundert nahelegen will (Diomed. Gramm. GL I, 489, 6-8 Keil: *ab iis [sc. Graecis] Romani fabulas transtulerunt*, s.o.)?

Ordnet man die ganzen Zeugnisse in ihrer chronologischen Reihenfolge, so wird deutlich, dass auch Ciceros Hinweis auf die *fabula*, die Livius zur Aufführung gebracht hat, im Laufe der Zeit mehr und mehr ausbuchstabierte und in eine deutliche Verbindung zum Griechentum gestellt wird. Was bei Cicero noch etwas unpräzise als *fabula*, also als Drama erscheint, wird in späteren Texten als Tragödie bzw.



Dieser Statue, vermutlich eine Darstellung der phrygischen Göttin Cybele, wurde bei der Rekonstruktion das Gesicht der griechischen Göttin Athene gegeben

Komödie spezifiziert. Mit der Bezeichnung der Genres als *tragoedia* bzw. *comoedia* (das Lateinische hat hierfür eigene Ausdrücke: *fabula crepidata* für Tragödie und *fabula palliata* bzw. *fabula togata* für die Komödie im griechischen bzw. römischen Setting) wird auch dort, wo von einer Übersetzung aus dem Griechischen noch gar nicht die Rede ist, herausgestellt, dass Livius der griechischen Tradition ganz und gar verhaftet ist.

Was auf den ersten Blick als eine uneindeutige Quellenlage erscheint, ergibt also – in der chronologischen Anordnung – das Bild einer fortwährend vorangetriebenen Semantisierung der durch Cicero forcierten Daten, eines gezielt herbeigeführten Gestaltungsprozesses, dem es mehr und mehr darum zu tun ist, die programmatische Vision einer gräzisierungsfähigen Literatur bildhaft in einer Ursprungsgeschichte zusammenzufassen und diese an den Anfang

einer Entwicklung zu stellen, die diese Vision wiederum zwangsläufig einzulösen hat. Andere Versionen, wie der Bericht von Livius' Namensvetter, dem augusteischen Geschichtsschreiber Titus Livius (*De urbe condita* 7,2), der Livius (Andronicus) in eine aus dem Etruskischen kommende Theatertradition stellt, hatten gegen das große Cicero-Projekt keine Chance.

Epilog

Mit der Geschichte von Livius Andronicus haben die antiken Philhellenisten eine nicht nur memorable, sondern vor allem nachhaltige Grundlage geschaffen, um ihre Visionen von einer „griechischen Herkunft“ zu verankern – ihnen ist eine Aetiologie gelungen, die es zuließ, ihr eigenes, innovatives Projekt als die logische Fortschreibung eines dem Römischen *ur-eigenen* Wesensmerkmals anzubieten. Als habe jedermann nur darauf gewartet, von den Griechen abzustammen.

Wie nachhaltig, das zeigt die bis in die Moderne reichende Selbstverständlichkeit, mit der die Verdrängung der indigenen Traditionen vorangetrieben und akzeptiert wurde. Von der Erfolgsgeschichte des ciceronianschen Ankerwurfs zeugen nicht nur die Überlieferungs- und Kanonisierungsprozesse, die das Bild einer aus dem Griechischen entstandenen römischen Literatur weiterhin verfestigt haben, sondern auch die philhellenistischen Strömungen der Moderne und, umgekehrt, das relativ schwache, erst in jüngerer Zeit wieder erwachende Interesse an den italischen Kulturen, mithin den Kontexten, die sich in dieses Bild nicht ohne weiteres fügen.

Viele weitere Beispiele ließen sich aufzählen, in denen es in der Antike gelungen ist, Innovationen – gute und schlechte – erfolgreich zu implementieren. Zu denken ist an die Einführung der attischen Demokratie im Griechenland des 5. Jh.s, an die Erneuerung von Kulte und den Übergang zum Christentum, an die Selbstvermarktung neuer philosophischer Strömungen, aber auch an die Implementierung neuer militärischer Techniken oder den Umgang mit politischen Krisen, die nach einer Neuordnung und zugleich nach Anbindung an (scheinbar) Vertrautes verlangen.

Nicht immer aber konnten sich innovative Ideen und Visionen auch tatsächlich durchsetzen. Warum sich manche Innovationen als erfolgreich erweisen, andere nicht und welche verschiedenen Techniken den Innovationsprozessen zugrunde liegen, ist derzeit Gegenstand eines großan-

gelegten niederländischen Forschungsprojekts.

Das zunächst von den niederländischen Universitäten geförderte und kürzlich mit einem 10-jährigen Gravitation Grant der Niederländischen Forschungsförderung NWO (Nederlandse Wetenschappelijke Organisatie) ausgezeichnete, landesweit organisierte Forschungsprojekt „Anchoring Innovation“ arbeitet seit 2015 an der Entwicklung eines theoretischen Modells, das die Techniken der Verankerung von Innovationen systematisch beschreiben soll.

Die an dem Projekt beteiligten Forscher – darunter Klassische Philologen und Archäologen, Historiker und Epigraphiker, Linguisten und Kognitionspsychologen, Religionswissenschaftler und Medizinhistoriker – arbeiten aus den unterschiedlichsten Perspektiven an der Frage, wie sich „neu“ und „alt“ zueinander verhalten müssen, damit das „Neue“ „alt“ und vertraut erscheint. Sie haben es dabei mit einem großen Spektrum verschiedenster Gebiete und deren Innovationen zu tun: mit Innovationen in einer globalisierten Welt – wie dem Ausbau des imperialen Verkehrsnetzes und dem Umgang mit der betroffenen Bevölkerung, der Einführung von neuen Münzsystemen oder noch unbekannten materiellen Objekten oder Stilformen; mit gesellschaftlichen Innovationen wie der Durchsetzung von „freier Rede“ und Satire; oder – denn auch die Moderne verankert ihre Visionen bekanntlich gerne in einem passend zugeschnittenen Antikbild – mit modernen Phänomenen, so etwa mit dem Faschismus in Deutschland und Italien, der neben antikisierenden architektonischen Elementen unter anderem auch die lateinische Sprache zur Verankerung seiner Visionen einsetzt.

Innovationen müssen nicht zwangsläufig sympathisch sein. Und nicht alle Innovationen wollen sich in das Bild einer „schönen Antike“ oder ihres Nachlebens fügen. Gerade in seiner Fülle und Bandbreite jedoch erlaubt das große Spektrum dieser Fallstudien den kritischen Blick auf die ganze Vielfalt an Techniken und Verhandlungsstrategien und auf die wohl wichtigste Frage: Welche Rolle spielt dabei der Mensch? Eine Frage, die gerade heute, in Zeiten der Globalisierung, der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche und ständig neuer technischer Errungenschaften mehr als aktuell ist. ■

Informationen zum Projekt:
www.ru.nl/oikos/anchoring-innovation/



Im Rahmen des Themenwochenendes „Abenteuer Antike“ 2018 in Linz wird Karl-Wilhelm Weeber (Universität Bochum, Bergische Universität Wuppertal) einen Vortrag halten.

Thema: Rom sei Dank – Warum wir alle Caesars Erben sind
Termin: 12.4.2018, 19.00 Uhr
Ort: Schlossmuseum Linz

Dass das „Datum“ etwas vom Lateinischen „Gegebenes“ ist, ahnt man schon, aber dass Caesar jeden modernen Terminkalender problemlos benutzen könnte, erstaunt dann doch. Die Römer haben gerade in der Beherrschung von Zeit und Raum tiefe Spuren hinterlassen, aber auch in unserer Mentalität: Wer Jus studiert, studiert auch eine Menge römisches „Recht“. Und wer Caesars „Gallischen Krieg“ liest (eine spannende Lektüre – versprochen!) erfährt eine Menge über sein eigenes „westliches“ Denken. Nicht alle Herrschaftstechniken der Römer sind nachahmenswert, aber sie verstanden es auch, großzügig zu teilen: Thermen und Theater, Wein- und Wasserbau waren zivilisatorische Exportschlager auch für die unterworfenen Provinzen, und mit Hellas sind viele Römer respektvoller umgegangen als manche heutige Zeitgenossen. Schließlich die lateinische Sprache: Nicht jeder mag sie, aber jeder spricht sie, ohne es zu wissen. Oder hätten Sie gedacht, dass „nüchtern“ von *nocturnus* kommt und den „nächtlichen“ Zustand meint? Oder dass wir unsere Laune dem römischen Mond, der *luna*, verdanken?

Programm „Abenteuer Antike“:
siehe Seite 55ff

Projektpartner:
Landesmuseum OÖ, Ars Electronica Center Linz, Arge Latein OÖ, Centrum Latinitatis Europae

„Curiosity driven research“ oder „Vom Bildungswert der klassischen Sprachen“

Univ.-Prof. Dr. Anton Zeilinger im Interview

Das Interview fand am 6.3.2018 im IQOQI Wien statt.

Glatz: Herr Professor, wir freuen uns sehr, dass Sie uns für ein Interview zu den Themen „Schule“ und „Bildung“ zur Verfügung stehen. Einer meiner Schüler war kürzlich an der von Ihnen ins Leben gerufenen „Internationalen Akademie Traunkirchen“. Welche Ziele verfolgt diese Institution?

Zeilinger: Begabte junge Menschen werden in den MINT-Fächern, also Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik gefördert. Diese lernen dort andere Begabte aus ihrem Fach kennen und merken plötzlich: Hier bin ich mit meiner Begabung nicht isoliert. Die Leitung der Kurse liegt zudem in den Händen von jungen Menschen, Studenten und Post-Docs, in diesem Fall wirklich exzellenten Wissenschaftlern. Die jungen Leute haben so die Möglichkeit, role models, Rollenmodelle zu sehen und so einen Einblick zu bekommen, wie der Wissenschaftsbetrieb läuft.

Cursor: Sie sind Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und so der Doyen der Wissenschaften in Österreich. Würden Sie uns kurz sagen, was die Aufgabe der ÖAW ist? Was ist Ihre Aufgabe als Präsident dieser Institution?

Zeilinger: Die Akademie der Wissenschaften ist einerseits eine sozusagen „Gelehrtenrepublik“, d. h. ist eine demokratische Institution, in die man nur hineinkommt, wenn man gewählt wird – von den Mitgliedern selbst. Da gibt es keinerlei politische oder sonstige Einflussnahme. Im Gegenteil, wenn es eine solche gäbe, wäre das sicherlich negativ, das ist ganz klar. Da gibt es Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus allen Fachbereichen, das geht von den Geisteswissenschaften, Philosophie über Geschichtswissenschaften zu Biologie, Physik und den technischen Wissenschaften. Das ist die Hälfte der Geschichte. Die zweite Hälfte der Geschichte ist, dass wir 29 Institute betreuen, in denen Grundlagenforschung auf höchstem internationalen Level das Ziel ist. Der Präsident ist sozusagen der Leiter von beidem, er hat die Letztverantwortung.

Glatz: Welches Problem, welche Frage

innerhalb Ihrer Forschung fasziniert Sie gerade am meisten, womit beschäftigen Sie sich gerade intensiv?

Zeilinger: Was mich immer fasziniert, sind sozusagen offene Fragen. Und in der Physik ist eine der offenen Fragen, für die ich mich begonnen habe zu interessieren, die Frage der dunklen Materie. Ich weiß nicht, ob Sie davon schon gehört haben, dass das Universum zum Teil aus dunkler Materie besteht. Da kommt man immer mehr zum Schluss, dass es hier eines der ganz großen Rätsel der Naturwissenschaften gibt. Meine persönliche Meinung ist, dass es die dunkle Materie wahrscheinlich nicht gibt und wir eine vollkommen neue Physik brauchen. Das ist sehr spannend. Ein faszinierender Aspekt der Quantenphysik ist sozusagen, dass auf einmal diese quantenphysikalischen Fragestellungen, die wir immer aus grundsätzlicher wissenschaftlicher Neugier untersucht haben – wie z. B. der reine Zufall, der dort herrscht – plötzlich zu technischen Anwendungen führt. Das hätte vor 20, 25 Jahren niemand erwartet.

Glatz: Diese Verschlüsselung der Information?

Zeilinger: Ja. Wenn Sie vor 20 Jahren die Leute gefragt haben dazu, dann haben sie gesagt: Das ist zwar ganz interessant, aber Anwendung – vergiss es.

Glatz: Das führt uns zu einem interessanten grundsätzlichen Thema, der Spannung zwischen Grundlagenforschung und anwendungsorientierter Forschung, dass



Peter Glatz und Prof. Anton Zeilinger vor der Vorlesungstafel von Ludwig Boltzmann

praktische Anwendungen im Vorfeld auch gar nicht abzusehen sind. Wir haben ein sehr schönes Zitat von Ihnen gefunden:

„Wenn immer nur unmittelbar anwendungsbezogene Forschung betrieben worden wäre, hätten wir heute eine unglaubliche Vielfalt und Raffinesse an Kerzen, aber keine Elektrizität.“ Stimmt dieses Zitat so?

Zeilinger: Das Zitat stimmt so. Man braucht beides. Man braucht natürlich auch anwendungsorientierte Forschung, das ist ganz klar, oder konkret auch forschungsgestützte Entwicklung, das alles benötigen wir. Aber wenn wir nur anwendungsorientierte Forschung betreiben würde – jetzt spreche ich nicht nur über Österreich, sondern europa-, weltweit – dann werden wir in 20 Jahren steckenbleiben. Das ist ein Trend momentan weltweit und ein fataler, sehr falscher Trend, dass man zu allen Forschern sagt: Jetzt musst du mir aber erklären, wozu wir das brauchen.



Foto: Jacqueline Godany

Glatz: Das trifft genau den Grund, weshalb wir jetzt da sind. Weil dieses Denken in der Schule, im Bildungsbereich genauso vorherrscht und man sagt: „Bitte, wozu brauch ich denn Griechisch oder Latein, das kann ich ja morgen nicht wirtschaftlich anwenden.“

Zeilingner: Bei den Schulen brauchen wir alles. Ich habe damals mit Unterrichtsministerin Gehrler gelegentlich darüber diskutiert und auf ihre Frage, was die wichtigste Maßnahme wäre, geantwortet: die Wiedereinführung des humanistischen Gymnasiums, in dem der Griechisch- und Lateinunterricht nicht eine Nebensache ist, sondern Pflichtprogramm. Punkt. So wie ich es erlebt habe. Ich habe sechs Jahre Latein, vier Jahre Griechisch gelernt. Es tut mir jetzt heute eigentlich leid, dass man das reduziert hat gegenüber den früher acht Jahren Latein und sechs Jahren Griechisch. Ich finde, das ist damit zu kurz gekommen. Das ist meine persönliche Meinung. Lassen wir die Leute mit den Füßen abstimmen. Dann sehen wir, wenn man in Wien vielleicht zwei, drei humanistische Gymnasien hat und in den großen Landeshauptstädten auch eines, dann sehen wir einmal, wo die Leute wirklich ihre Kinder hinschicken. Ich bin überzeugt, die humanistischen Gymnasien wären überfüllt, weil die Leute merken, dass es um Bildung geht und nicht um Ausbildung. Die Schulen sollen den jungen Menschen Denkmöglichkeiten liefern. In einer Richtung – die anderen brauchen wir auch, wir brauchen auch die HTLs, selbstverständlich, wir brauchen auch die technischen Schulen. Es gibt so einen Trend, dass alles so ähnlich wird, und das ist völlig falsch.

die hier ordentliche Arbeit leisten konnten, ist eine Anerkennung des Wissenschaftsstandortes Österreich.

Glatz: Kommen wir nochmals zur Schule zurück. Mich hätte Ihre eigene Schulzeit interessiert, denn sie sagten, sie hatten sechs Jahre Latein und vier Jahre Griechisch. Wie haben Sie das erlebt? Worin sehen Sie den Benefit der klassischen Ausbildung? Hat es sich früh abgezeichnet, dass Ihnen die Naturwissenschaften sehr liegen?

Zeilingner: Das sind viele Fragen. Also ich muss sagen, in den Naturwissenschaften habe ich mich immer leicht getan, und zwar so leicht, dass ich zum Teil in Mathematik schlechte Noten bekommen habe, weil ich nichts gelernt habe und bei jeder Schularbeit vor einem neuen Rätsel stand: „Wie kann ich das beantworten?“

Glatz: Das ist eine gute Nachricht für viele.

Zeilingner: (lacht) Ja, das ist so. Das Rätsel konnte ich dann lösen, allerdings mit dem Effekt, dass ich manchmal nur zwei Beispiele gelöst habe und mit Mühe und Not meinen Vierer bekommen habe. Aber das ist mir immer leicht gefallen. Erst später ist mir gekommen, dass ich da offenbar eine gewisse Begabung habe. Griechisch, Latein das war ganz eigenartig, ein Auf und Ab. Dann hab' ich halt wieder „anzählt“, wie man in Oberösterreich sagt, und hab dann nur mehr Einser geschrieben, den Rest des Jahres. Der Griechischlehrer konnte sich das nicht erklären. Wie gibt es das, dass der auf einmal so gut ist? Am Anfang hat er gesagt, ich habe das wahrscheinlich abgeschrieben, und hat gesagt, die Note erkenne ich nicht an, aber ab dem dritten Einser hat er nichts mehr

Glatz: Ich möchte auf den Wissenschaftsstandort Österreich zu sprechen kommen. Wie sehen Sie die Stellung Österreichs als Wissenschaftsstandort im internationalen Vergleich?

Zeilingner: Wir können uns als Wissenschaftsstandort durchaus international vergleichen. Wir sind sicherlich unter den Top 20 Ländern, das ist überhaupt keine Diskussion. Dass Leute von uns wegberufen werden,

sagen können (*lacht*). Und der Benefit von diesen Dingen? Das ist ja völlig klar: Es ist eine unglaubliche intellektuelle Tradition, in der wir da stehen. Für mich war eines der Schlüsselerlebnisse in meiner Mittelschulzeit, wie wir die Apologie des Sokrates gelesen haben; und wie man da sieht, dass die wirklichen Fragen und Probleme heute haargenau die gleichen sind wie damals – kein Unterschied! Das muss den jungen Menschen klar gemacht werden. Dann hat man auch eine gewisse Distanz zur heutigen Situation und kann diese viel besser verstehen.

Glatz: Diesen Distanzeffekt, den halte ich für einen ganz, ganz wesentlichen.

Zeilingner: Das ist ganz, ganz, ganz wichtig.

Glatz: Wenn Sie an Ihre Lehrer denken: Hatten Sie irgendeinen beeindruckenden Lehrer?

Zeilingner: Ich habe in Mathematik einen fantastischen Lehrer gehabt und in Physik.

Glatz: Was war das Fantastische?

Zeilingner: Das Wichtigste an ihm war, dass er von seinen Dingen begeistert war. Das ist die wichtigste Eigenschaft des Lehrers. Und der hat uns die Relativitätstheorie Einsteins so erklärt, dass wir uns eingebildet haben, wir verstehen das. (*lacht*). Heute weiß ich, dass das eine Einbildung war, aber die Grundkonzepte hat er rübergebracht. Auf der anderen Seite, wenn ich an meinen Griechischlehrer denke, der war zum Teil wirklich ein Zyniker, aber es hat funktioniert, ich weiß nicht, warum. Das Schlechteste ist, wenn ein Schüler merkt, wenn eine Klasse merkt, dem Lehrer sind wir eigentlich egal. Und das merkt man sofort. Der Schüler muss merken, ich fühle mich wahrgenommen, ich fühle mich ernstgenommen, dem Lehrer ist es immerhin wichtig, dass er mit mir schimpft.

Glatz: Ich hätte noch eine interessante Frage. Welche Kompetenzen sollten Ihrer Meinung nach angehende Studierende unbedingt aus der Schule mitbringen? Und was können die klassischen Sprachen, insbesondere das Griechische, dazu beitragen? Was sind – heute auf neudeutsch – die „Kompetenzen“? Früher hat man „Schlüsselqualifikationen“ gesagt, man könnte auch sagen „Haltungen“, „Einstellungen“. Was erwarten Sie von jemandem, der zu Ihnen zum Studieren kommt, abseits der Physik, allgemein?

Zeilingner: Die Lehrer sollen die Hochbegabten fördern, aber nicht auf ein Niveau drücken., das ist Unsinn. Ich habe damals gesagt, ich bin durchaus für die Gesamtschule ab einem bestimmten Alter zu haben – wobei zehn Jahre zu früh ist, finde ich –, wenn sie jeden Schüler bzw. jede Schülerin nach seiner/ihrer Bega-

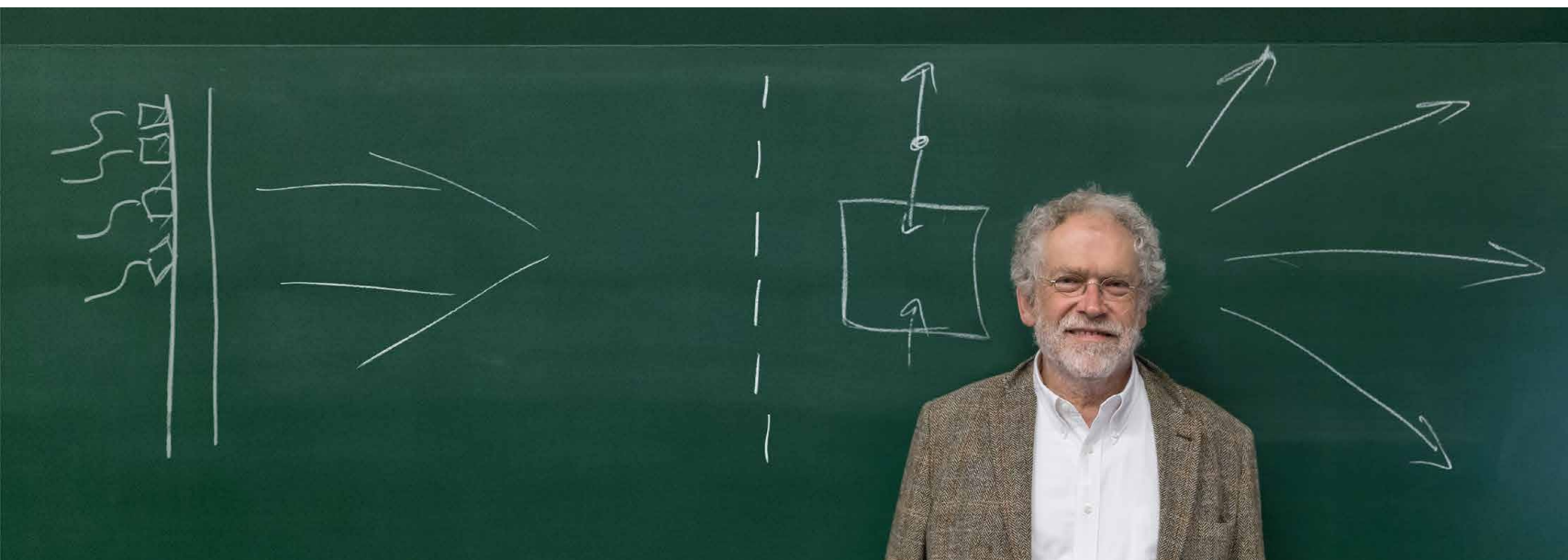


Foto: Joseph Krpelan

bung fördert, d. h. den, der ein Defizit hat, genauso fördert wie den wirklich Hochbegabten. Das ist Voraussetzung. Dann kann das ruhig eine Gesamtschule sein oder auch nicht. Wenn der Hochbegabte dadurch besser gefördert werden kann, habe ich auch nichts dagegen, aber das läuft ja nicht.

Glatz: Und abgesehen von den Hochbegabten, die ja nur einen ganz kleinen Prozentsatz ausmachen: Was erwarten Sie vom „normalen“, durchschnittlichen Studenten?

Zeilingner: Jetzt sage ich etwas Starkes: Jeder muss lernen, dass er nicht durchschnittlich ist. Jeder Mensch hat irgendwo etwas, was ihn besonders auszeichnet. Das ist meine Überzeugung. Das ist überhaupt keine Frage. Ich habe das ja auch selbst erlebt. Eine der wirklich guten Sachen, die mein Vater damals gemacht hat, ist: Er hat geschaut, dass ich schon in der Mittelschule in den Sommerferien jeweils einen Monat gearbeitet hab, und zwar als Hilfsarbeiter, sodass ich wirklich gehackelt hab in allen möglichen Betrieben. Und da habe ich den sogenannten „kleinen Mann“ kennengelernt und ich muss sagen: Hochachtung! Was es da für Leute gibt mit Begabungen und wie sie über die Dinge wirklich nachdenken – das ist Aufgabe der Schule. Ein weiterer Aspekt ist die Frage, ob Bildung oder Ausbildung. Wir brauchen Schulen, die sozusagen die Bildung fördern in einer breiteren Form, und andererseits brauchen wir auch Schulen, die Ausbildung betreiben.

Glatz: Es gibt viele Definitionen von Bildung. Eine davon sagt: „Bildung ist reflexive Welt- und Selbsterkenntnis als eine Voraussetzung für Selbstentfaltung unter

den Bedingungen der Selbstbestimmung.“

Zeilingner: Und jetzt gehen Sie in ein Wirtshaus und fragen einen in einem Beisel, ob er damit einverstanden ist. Der schaut Sie mit so große Augen an. Das ist sehr, sehr gscheit und ich stimme damit überein. Aber was heißt das?

Glatz: Was würden Sie sagen zum Thema Bildung?

Zeilingner: Bei Bildung kommt es sicher auf die Stärkung der Persönlichkeit der Menschen an und darauf, dass sie wirklich wissen, dass man viele Dinge nicht so tragisch nehmen soll, wie man es üblicherweise macht, und dass es etwas Tieferes gibt, nach dem sie sich auch im Leben orientieren können.

Glatz: Jetzt machen Sie mich neugierig.

Zeilingner: Wie viele Sachen sind unwichtig, über die wir heute reden, alles Mögliche. Wenn man wirklich nachdenkt, da kommen wir wieder zum Sokrates. Ich meine, was ist wirklich wichtig? Wichtig ist, dass der Sokrates gesagt hat, na, das Theater spiel' ich nicht mit. Das ist für mich das Wichtigste aus dem Ganzen. Gerade heute, wo wir wirklich eine erschreckende Kontrolle des Menschen über das Internet haben. Da braucht es auch Menschen, die sagen: „Halt aus“, „Moment mal“, „Was läuft da wirklich ab?“

Glatz: Ja, sicher, die Büchse der Pandora, wenn ich das jetzt so sage, ist offen.

Zeilingner: Die ist offen, ja.

Glatz: Kritisch denken zu können ist jedenfalls gefragt.

Zeilingner: Ja, kritisch heißt wirklich kritisch, im breitesten Sinn, d. h. kritisch nicht nur aus einer Ideologie her.

Glatz: Ja, wir sehen es von der griechischen Wortwurzel her, krinein: unterschei-

den, Entscheidungen treffen.

Zeilingner: Ich würde wirklich das Humanistische Gymnasium wieder gründen – probeweise. Machen wir eines in Wien auf! Da werden Ihnen die Leute die Tür einrennen. Es muss eine Schule sein, wo ich, wenn ich bei der Tür hineingehe, weiß, ich habe hier so und so viele Jahre Griechisch und so und so viele Jahre Latein. Punkt.

Glatz: Anton Zeilingner-Gymnasium.

– Und das würden Sie auch jemandem empfehlen, der dann z.B. später vielleicht eine Karriere als Naturwissenschaftler anstrebt?

Zeilingner: Also ich bin froh, dass ich das gemacht habe. Max von Laue, Nobelpreisträger und berühmter Physiker hat schon gesagt: Für ihn ist auch für die Naturwissenschaft die wichtigste Voraussetzung auf Schulebene eine humanistische Ausbildung.

Glatz: Und mit welchen Argumenten würden Sie jetzt einen Schüler bestärken und sagen: Jawohl, Griechisch ist eine sinnvolle Fächerwahl

Zeilingner: Eine Möglichkeit ist, ihm Rollenmodelle zu zeigen, wie eben z. B. mich. Zum Anderen würde ich ihm sagen: Die Themen und Inhalte des Griechisch-Unterrichts sind invariant. Sie sind nicht alt und falsch geworden, weil sie 2000 Jahre alt sind. Wenn Ihr heute in der Schule Computerarbeiten lernt, könnt Ihr das wahrscheinlich in fünf Jahren schon wieder vergessen, was Ihr da gelernt habt. In Griechisch lernt Ihr ein Wissen, das nicht vergeht, das, weil es alt wird, nicht deshalb falsch wird. Die konkreten Fertigkeiten werden sich als nicht so wichtig herausstellen. Können wir nicht irgendwen überzeugen, dass er wieder so eine Schule

aufmacht?

Glatz: Die Kirche hat leider diesbezüglich wenig Bewusstsein inzwischen, obwohl man klar sagen muss, im Lateinunterricht wird viel von der kirchlichen Tradition über die Texte gebracht, was sonst nirgends mehr geschieht. Wir lesen Vulgata, Kirchenväter, mittelalterliche Texte bis zum Vaticanum herauf.

Zeilingner: Die Kirchen – das sage ich meinen Freunden in den Kirchen, die ich kenne – können durchaus selbstbewusster auftreten.

Glatz: Das meine ich auch. Eine letzte Frage: Die Ionischen Naturphilosophen sind eines der spannendsten Themen im Griechischunterricht – die sogenannten Vorsokratiker. Können Sie uns sagen, ob es da Fragen oder Probleme gibt, die damals aufgeworfen wurden, die immer noch der Lösung harren, auf die es noch keine Antworten gibt, wo man noch weiter forschen kann.

Zeilingner: Das ist eine interessante Frage. Ich muss eines vorausschicken: Die jonischen Naturphilosophen sind die ersten, die wir kennen. Ich persönlich bin überzeugt, dass es Naturphilosophie wahrscheinlich schon 20 000 oder 50 000 Jahre gegeben hat, dass da eine lange intellektuelle Tradition ist. Das ist halt dann zum ersten Mal niedergeschrieben worden. Ich bin überzeugt, solange es den Menschen gibt, hat er sicher auch Hypothesen konstruiert über die Sterne und über Fragen wie „Woher komme ich?“.

Glatz: Das ist aber schon irgendwie den Griechen wesensähnlich. Die Römer sind da vermutlich etwas anders, mehr praktisch orientiert. Die interessiert mehr, wenn etwas eine konkrete Anwendungsmöglichkeit hat.

Zeilingner: Das ist ein sehr interessanter Gegensatz. Da haben Sie recht. Es gibt diesen berühmten Artikel von Schrödinger, den Sie wahrscheinlich kennen: „Die Natur und die Griechen“. Erwin Schrödinger argumentiert in dem Artikel schön, dass die modernen Naturwissenschaften auf die griechische Philosophie zurückgehen.

Glatz: Wenn wir die Frage vielleicht noch ein bisschen ausweiten: Denken Sie, dass die Physik, die Naturwissenschaft, irgendwann einmal die letzten Rätsel lösen wird? Vermutlich nein, oder? Den Zeitpunkt des Urknalls, die Antwort auf die Frage „Woher kommt der Mensch?“ oder „Was wird werden?“.

Zeilingner: In meinen Augen ist es ganz klar: Wir betreiben die modernen Naturwissenschaften, d. h. die mathematikbasierten Naturwissenschaften, erst seit 300, 400 Jahren. Das geht natürlich zurück auf Ideen der Griechen, bei denen es auch schon quantifizierte Ansätze gab. Aber zu

glauben, dass wir viel Endgültiges gefunden hätten, ist eine unglaubliche Demonstration der Beschränkungen der eigenen Phantasie. Ich kann es mir nicht anders vorstellen. Das ist so. Das ist übrigens nicht von mir, das hat bereits vor einigen Jahren Robert Betts Laughlin, amerikanischer Nobelpreisträger für Physik 1989, gesagt: „Jeder, der glaubt, dass wir kurz davor sind, die Welt zu verstehen, zeigt nur öffentlich die Beschränkungen seiner Phantasie.“

Glatz: Der Humboldt soll einmal gesagt haben: So wie es für einen humanistisch Gebildeten sinnvoll ist, ein Handwerk zu lernen, so ist es z. B. für einen Tischler sinnvoll, Griechisch zu lernen.

Zeilingner: Das ist eine starke Aussage, für den Tischler. Sinnvoll ist es. Ich kenne Leute, die solche Berufe ausüben und sich für so etwas interessieren, klar, und die das alle als wahnsinnige Bereicherung erleben. Zu dem, was Sie zu den letzten Fragen gesagt haben: Ich meine, das hängt wieder mit Religion zusammen, was Sie ja unterrichten, nicht. Es gibt schon Fragen, die die Naturwissenschaften wahrscheinlich nicht beantworten werden können.

Glatz: Zum Beispiel?

Zeilingner: „Woher kommen die Naturgesetze?“ Ich glaube nicht, dass es dazu eine Erklärung innerhalb der Naturwissenschaften geben kann. Ich kann sagen: „Ja, das ist so. Die Naturgesetze sind so.“ Oder ich suche nach einer theologischen Antwort. Das ist dann jedermanns persönliche Sache. Aber das ist eine der Sachen, die man wahrscheinlich nicht naturwissenschaftlich beantwortet. Das ist so wie der Münchhausen, der sich an seinem Schopf aus dem Sumpf herauszieht. Das geht nicht.

Glatz: Auch weil wir da das Subjekt-Objekt-Problem haben. Wir sind ja in einem System drinnen.

Zeilingner: Das ist wieder eine interessante Frage, dieses Subjekt-Objekt-Problem ist ein ungelöstes, ja.

Glatz: Und das Zurückrechnen zum Urknall ... wenn er stimmt?

Zeilingner: Da rechnet man immer weiter zurück. Das ist natürlich fantastisch und irrsinnig gut. Das ist wichtig, muss man



machen.

Glatz: Stimmt die Urknall-Theorie Ihrer Meinung nach?

Zeilingner: Es gibt Leute, die sagen: Das brauchen wir nicht mehr. Es gibt Leute, die sagen: Man kann auch ohne Urknalltheorie arbeiten. Das ist sozusagen eine Extrapolation der heutigen Naturgesetze so weit wie möglich zurück, was grundsätzlich gut ist. Aber es stecken auch sehr viel Annahmen dahinter, dass man das macht. Und das muss nicht so gewesen sein. Das kann so sein, es kann auch anders sein.

Glatz: Univ.-Prof. Dr. Paul Zulehner, Pastoraltheologe der Universität Wien, hat einmal pointiert gesagt: Wenn man der modernen Wissenschaft glaubt, dann braucht man einen stärkeren Glauben, als wenn man an Christus glaubt ...

Zeilingner: Das ist eine interessante Aussage, aber ... Ich verstehe nicht, was man meint mit „an die Naturwissenschaften glauben“. Das ist eine Prozedur, die funktioniert. Sie hat uns wahnsinnige Einsichten gebracht in die Welt. Das ist vollkommen klar, nur darf ich es nicht übertreiben. Ich muss zugeben, dass es Fragen gibt, die nicht nur jetzt noch nicht beantwortbar sind. Diese Fragen haben sich die Leute noch viel zu wenig gestellt. Die Religionen haben sich auch viel zu sehr auf einen Verteidigungsrückzug eingelassen, waren viel zu defensiv, haben irgendwelche Sachen behauptet, die völlig überflüssig sind. Das war ein ständiger Rückzug. Statt dass man sich besinnt und sagt: „Moment mal. Was ist jetzt wirklich unsere Basis?“, „Wo haben wir wirklich was zu sagen?“. Es ist keine Frage, dass da einiges übrigbleibt. Das ist überhaupt keine Frage.

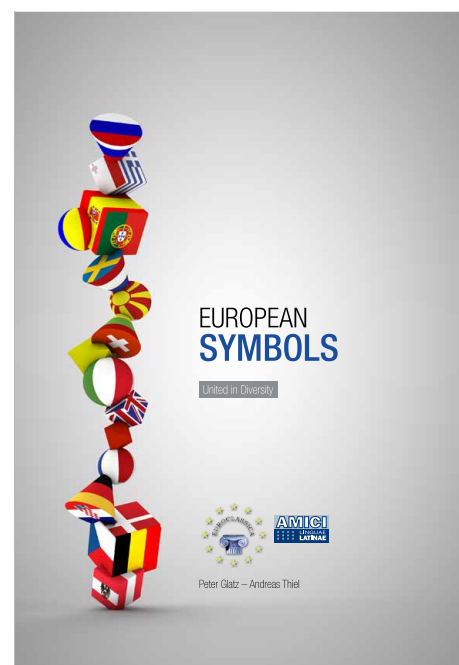
Glatz: Sehr spannend. Herr Professor, ich danke Ihnen sehr herzlich für das Interview, das Sie uns gewährt haben. ■



Wie nahmen Bewohner und Besucher die Weltstadt wahr, einen „melting pot“ von einer Million Menschen – die mit Abstand größte Stadt der vorindustriellen Epoche? Eine facettenreiche Kulturgeschichte in „authentischen“ Originaltexten mit neuer Übersetzung und kurzen einführenden Essays. ISBN 978-3-534-26919-8



Wem nützt es, was bringt das? – Das ist immer die Frage, wenn es um Latein geht. Tauchen Sie ein in ein unterhaltsames Kompendium über Latein in der Welt der Römer und in unserer Welt. Eine bunte Mischung aus Wissenswertem und Kuriosen – ein Buch zum Schmökern und Staunen. ISBN 978-3-8062-3341-4



Glatz, Peter/Thiel, Andreas, European Symbols. United in Diversity, 144 pages, 128 pictures in colour; A schoolbook for European Students Price: 16€; attractive bulk pricing For ordering the book please contact peter.glatz@eduhi.at ISBN: 978-3-200-04203-2



Es ist Mode geworden, nach Rezepten der römischen Antike zu kochen. Wer sich darauf einlassen möchte, muss aber das Geheimnis dieser 2.000 Jahre alten Küche kennen: den besonderen Umgang mit den Gewürzen. Thüry führt umfassend in die römische Küche und deren Geschichte ein. ISBN 978-3-961760-04-6



Ein „Heureka!“ oder „Erkenne dich selbst!“, ein „Carpe diem!“ oder „Ceterum censeo“: Jeder kennt diese geflügelten Worte, aber wer weiß, woher sie stammen? – Klaus Bartels weiß es. Ein Buch für alle Freunde der Antike – und gerade für solche, die nicht fließend lateinisch träumen. ISBN 978-3-8053-4712-9



Die hier Doppelpredigten handeln von der Menschenliebe, der Friedensidee, der Selbstfindung, dem Verständnis von „Logos“, „Person“ und „Gottesfreundschaft“ – jeweils ausgehend von einem Text aus der griechisch-römischen Geisteswelt und einem aus den biblischen Traditionen. ISBN 978-3-290-17913-7

Report of the joined Euroclassica conference 2017 and the Dutch Late-Summer conference 2017

Jet (Henriette) van Gelder

2013 was my first visit to a Euroclassica conference. I had just become president of the Dutch Association of Classical Teachers and qualitate qua I also became the representative for Euroclassica.

From the very first day, it was my firm intention to host the Euroclassica conference one day ... and to do so in combination with the annual conference for Dutch classicists that we organize in order to unite these two groups. In 2017 I finally achieved my goal: the university of Leiden – the oldest university of the Netherlands – helped us organize this magnificent event. And there was more, for the FIEC, the Fédération Internationale des associations d'études classiques had also chosen Leiden for its annual venue. No wonder that the Mayor of Leiden invited us all to the townhall of Leiden for a welcome speech and much appreciated drinks.

The first day of the conference was hosted in the main building of the university, the Academieggebouw which dates back to 1516! The president of Euroclassica, the rector magnificus of the University and I, as president of the Dutch classicists, welcomed all the participants. The rest of the programme was devoted to the authors of the set texts for the Dutch final schoolex-

ams, Homer and Cicero/Seneca as representatives of the Stoa. Both Professor Egbert Bakker from Yale University and Professor Teun Tieleman from the University of Utrecht, managed to convey wonderful information in a very short time. The afternoon was devoted to a chore of workshops – many of which were hosted in English for all our international guests.

In the second half of the afternoon Professor Ineke Sluiter presented the Dutch Oikos project, named 'Anchoring Innovation' to all visitors. This project had just won the Gravitation Grant of the NWO (the Netherlands Organisation for Scientific Research) to the amount of 18.8 million euros! All present were deeply impressed by Professor Sluiter's presentation – and



Recital in the National Museum of Leiden/Netherlands

even more so by the scope of this highly ambitious project. For those who would like to know more about it, I refer to the website of the project: <http://www.ru.nl/oikos/anchoring-innovation>.

And I think I do not exaggerate when I say that the official conference dinner in the National Museum of Antiquities (which, by the way, has the largest collection of Egyptian mummies outside Egypt!) in

front of the Egyptian temple of Taffeh and accompanied by a beautiful recital by Jan Douwes and Casper de Jonge ('Über allen Gipfeln ist Ruh') moved many to spontaneous laudationes and tears.

The second day was first of all devoted to more practical matters, like the Euroclassica Annual Meeting. Yet after a substantial lunch, the Euroclassica members were offered a tour of the National Museum of Antiquities by Dr. Ruurd Halbertsma who is head curator of the museum. After visiting the current exhibition on the Roman Domus, Halbertsma



Opening session in the auditorium of the university, the Academieggebouw



Rector magnificus of the university of Leiden

also showed us his favourite top-3 items in the museum. These items also quickly became the top-3 for many of the Euro-classica guests.

In the Netherlands we each year (during the national Week of Classics) organize a pub quiz in the Taffeh-hall of the Museum of Antiquities for all classicists, both teachers and university staff. Nearly a hundred people join this quiz and it is always a very cheerful and challenging event, where each group is tested on its knowledge of Greek and Roman language and culture. Of course, we wanted to offer a similar game to our guests: two teaching fellows of the University of Leiden had created a very challenging game which had everybody working very hard to win.

The conference was concluded by a visit to The Hague, where we showed our guests both the buildings of the Dutch parliament and the Mauritshuis, which hosts the best collection of Dutch painting from the Golden Age. Fortunately our guests agreed with this description.

All in all, as president, I look back on a very successful conference – not only because of the lectures, workshops, cultural events and food, but also because so many people seemed to enjoy themselves. And if, after all these encomia, you consider a visit to the Netherlands (which I certainly recommend), do not forget that my hometown, Leeuwarden, this year is Cultural Capital of Europe – and certainly worth a visit! ■



Prof. Dr. Ineke Sluiter presenting the project “Anchoring Innovation”

Classics unite modern society

Jet (Henriette) van Gelder

Classical languages and culture form and unite. They do this through powerful stories, strong images and fundamental questions. Classics connects the earlier world with today's, connects your own world with that of the other. It opens your eyes to what you share with each other, in the society of now. It equips you for your role in the society of tomorrow. Classics prepares you for the life that lies before you.

Language

Language is the key to understanding; only by accurately engaging with what someone actually says can you truly understand them. If you understand the language you can also make clear what you want to put into words. If you understand each other you can connect with each other, live alongside each other. Classics teaches you to understand language and so to make better use of your own language.

Language and Culture

Language and culture go hand in hand. You begin to understand each other by speaking the same language. But you only truly understand each other by becoming involved in each other's culture and so by putting each other's words into their true context. Classics makes you a master of this. You explore what your own culture is and where it has come from. You learn to see connections and so develop yourself in language and culture.

Artes liberales

The academic subject of Classical languages and culture has several different disciplines at its core. The aims of Classics are not only directed to language but also to literature, philosophy, art and architecture, history. As a result the subject transcends itself. Classics is the living example of the ideal of *artes liberales* or liberal arts and sciences.

Stretching your abilities

Classics makes you creative. It stimulates you to work together and to develop your capacity for problem-solving. It teaches you to analyse and research in depth. You learn to think critically and so to discriminate between truth and fiction. To begin with it is complicated but once you are fully engaged it challenges you more than anything. You develop yourself to the top of your abilities. And there you are not on your own. You work with devoted teachers who themselves have made a conscious choice for Classics. Their passion feeds your own enthusiasm.

Journey through time

Classics takes you not only on a journey through time, but also to new worlds. It opens up unexpected vistas. It enriches your imagination. The Greek and Latin languages give you an entry to ancient culture. You make contact with ideas, stories and characters from the Greek and Roman world. Classics connects you to your own past: where have we come from and how have we become what we are?

Shared past, common future

Classics also gives (young) people an entry to the present and past of the other. The world of Classics stretches from the Ganges, Danube and Rhine to as far as Scotland and the Sahara. The Netherlands has many (minority) ethnic groups. They do not always realise that they too often have a shared background and so on this basis they can build towards a common future. Classics opens your eyes to this.

Empathy

Classical languages and culture offer you attractive examples to think about the big questions with. What is normal for you comes, through Classics, up against what is strange for you. So you learn to reflect on this and to ask yourself challenging questions. Through this you can have greater empathy with the circumstances and feelings of others. In this way Classics contributes to a formation of who you are.

Democratic constitution

Classics gives you an entry into the source which inspired our democratic constitution and to the values which are the basis for our society. It gives a direction to your development towards becoming a full citizen. Through this as well, Classics has its place at the heart of education and political life.

Classics inspire

Your self-development in relation to others leads to prosperity and well-being. Therefore Classical languages and culture are of priceless worth to the people who make up the Netherlands. ■

Euroclassica Projects 2017–2018

John Bulwer, President of Euroclassica

With twenty-five years experience of bringing together Classics teachers from all over Europe, Euroclassica continues to pursue its activities to promote and support the classical languages and cultures at schools in all European countries. The twenty-five year jubilee was celebrated in 2016 in Greece, with a conference in the University of Athens attended by as many former presidents and committee members as were able to come. The belief of our member associations in the value of classical knowledge keeps the federation going. The conference papers delivered at this congress are available in printed form from Euroclassica (please contact the president) and online.

We continue to deliver the entry-level tests and certificates for Elex and Egex – the European Latin and Greek examinations. These allow beginners in the ancient languages studying in their secondary schools to receive certification of their efforts after a year or two of learning. Many pupils begin Latin or Greek in schools but do not always continue until they leave school with an advanced qualification. Elex and Egex allow them to have some recognition of their studies at an early stage and thus can encourage them to carry on. The numbers taking the tests and receiving accreditation are growing in many different countries: it is heartening to see that young people



John Bulwer, President of EC

from Russia to Portugal, to Bosnia and the former Yugoslavian republic of Macedonia are all taking the same test in their own language at the same time of year. Final numbers show that over 5,000 certificates were awarded for Latin; for Greek about 350 certificates were awarded. Though small in number the Greek awards are valuable as there is not always the possibility of an entry-level test in each country. These projects would not be in existence today if it were not for the work of Alfred Reitermayer who was the moving force behind the development of the European Curriculum for Classics and the Vestibulum tests which grew from it. Sadly Alfred is no longer with us, and so we must take them forward without him. We are now looking to develop other levels of tests for the pupils who have been awarded the entry level certificate to go forward and gain recognition for more advanced work in Latin and Greek. In addition we are thinking of moving in the other direction too: some kind of certification for learners of Latin/Greek in the primary school. There is an interest in teaching the classical languages at an appropriate level to children aged between 8 and 11, before they reach secondary school, in several countries including the UK. The first course book for this level *Minimus* (Cambridge University Press) has existed for several years now, and other resources are becoming available online. The idea of Classics for All (that is offering Classics to the whole school population regardless of ability or choice) is still developing in many countries. The possibility of beginning with primary schools where there is no tradition or expectation to overcome is an attractive option to fulfil this objective. There are many examples of good practice here where the smiling faces of young children in their Latin lessons is an evidence of their enjoyment in the subject.

Classics has been a part of the old established schools in Britain (the so-called “public schools”) for a long time and continues to be an important part of the programme in these independent schools. With the rise of education for all in the late 19th century Latin and Greek did not form a part of the curriculum of the new state sponsored schools except for some “grammar schools” for the more able pupils. With



reforms in the late 20th century it was not generally taught in many schools. These moves to bring Classics to state schools including primary schools are therefore an innovation: something new and untried before in schools where there has never been a tradition the subject. Evelien Bracke has published a thought-provoking article on this topic: it is available on the EC website reachable via the QR-Code.



Euroclassica is also involved in a forthcoming publication from Bloomsbury called *Forward with Classics* with a chapter on Changing Priorities in Classics Education in Mainland Europe, (QR-Code). With contributions from many Euroclassica representatives this sets out how different European countries are approaching the challenges which face us in the 21st century. We also propose to update the *Classics Teaching in Europe* (Bloomsbury 2006) and extend the scope to cover countries beyond Europe. *Europatrida* the Greek equivalent of the Latin *Europatria* publication is also in preparation. Each member of Euroclassica proposes the passages in Greek which are most relevant to their country's culture.



Euroclassica continues to run summer schools and special events. The Academia Homerica takes place each year in Chios, Greece. This yearly meeting provides courses in Homer, Modern Greek and other activities on the island of Chios (QR-Code). In the town of Sagunto, Spain we offer the Academia Saguntina: a special summer school in Roman Life and Ancient Drama in connection with the *Domus Baebia*. This is a very valuable resource centre created by the town of Sagunto, where in a central location groups from schools can experience everyday life in the Roman period through a large collection of objects that can be handled and used. Many topics are covered from food and drink to the theatre and religion. In the food area



visitors plan and prepare food for a typical Roman meal, and then attend the feast with its appropriate rituals and customs. It is true learning by the experience of the senses. This year a group of Greek, Italian and Spanish young people enjoyed this course and also worked on a production of *Antigone*, which they performed in the

Roman theatre of the town. Euroclassica will meet in London in August 2018 (24th–25th August) where the conference will discuss new methods and current trends in teaching Classics. Under discussion will be Latin and Greek in primary schools, the position of non-linguistic courses in classical studies, new

online courses for the languages, what we mean by “Latin” on the timetable, the democratization of Classics and other topics. This will reflect the activity in Britain to promote Classics in schools where there has not been a tradition of teaching it. In 2019 we shall meet in Belgium, in the Flemish region at Antwerp. ■

Auszüge aus dem Konzept „Moderner Lateinunterricht im multilingualen Umfeld“

Gabriele Mittendorfer

Nach ihrer Unterrichtstätigkeit an Gymnasien in Österreich unterrichtet Mag. Gabriele Mittendorfer Latein, Französisch und Italienisch an der Obersee Bilingual School, einer bilingualen Privatschule in der Schweiz. Sie entwickelte ein Konzept für modernen LU im multilingualen Umfeld, das speziell auf die Bedürfnisse multilingualer Kinder eingeht. Seit 3 Jahren unterrichtet sie Latein nach diesem Konzept. Sie stellte es im Juni 2017 an der Universität Salzburg vor, im Jänner 2018 im Auftrag des Forums für Alte Sprachen am Gymnasium Rämibühl in Zürich.

Unsere heutige Gesellschaft ist im Wandel. Sie bringt neue Herausforderungen für den Spracherwerb hervor. Die zunehmende Mobilität eröffnet einerseits viele Möglichkeiten der sprachlichen Bereicherung, andererseits entstehen multilinguale Umfelder, in denen sich junge Menschen zurechtfinden müssen. Nur eine einzige Muttersprache zu besitzen, ist vielfach eine Seltenheit. Die sprachliche Heimat wird zu einem unsicheren Haus, das reich, vielfältig und bunt erscheint, jedoch nicht immer sicher und stabil ist.

Die neue Herausforderung heißt Multilingualität.

Unterschiedliche sprachliche Kompetenzen, nicht abgesicherte Deutschkenntnisse und das Fehlen von sprachlichen Wurzeln, einer echten sprachlichen Heimat, sind einige Merkmale dieser jungen Generation, die auf der Suche nach ihrer sprachlichen Identität ist.

Häufig werden Sprachen gemischt, der Wortschatz in den einzelnen Sprachen ist

geringer, unsicheres sprachliches Auftreten ist die Folge. Hier kann Latein als Brückensprache fungieren und eine Verbindung unter den Sprachen herstellen, Festigung bewirken und das sprachliche Selbstbewusstsein stärken.

Ein erfolgreiches Projekt in einer bilingualen Schule in der Schweiz stellte sich dieser Herausforderung und macht von sich hören.

16 Kinder, 3 Lerngruppen mit Schülern und Schülerinnen, die insgesamt 12 verschiedene Sprachen mitbringen, lernen Latein im Rahmen eines Freifaches. Sie kommen aus verschiedenen Ländern, sogar Kontinenten und bringen unterschiedliche Deutschkenntnisse mit. In solch einem Umfeld muss man sensibel mit den sprachlichen Voraussetzungen umgehen. Vorhandene Sprachkompetenzen müssen wertgeschätzt und können in den Unterricht integriert werden.

Sprachenvernetzung bringt viele Synergien mit sich und allgemeine Sprachreflexion wird möglich. Gleiches und Verschiedenes wird beobachtet. Ein fächerübergreifender Unterricht mit Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Englisch ist möglich.

Latein übernimmt eine neue Rolle inmitten der modernen Fremdsprachen: Es schafft die Verbindung zu den anderen Sprachen und legt sich sozusagen von oben über die multilingualen Gegebenheiten der Kinder, die an Selbstbewusstsein gewinnen. Sprache ist wesentlicher Bestandteil des Ausdrucks einer Persönlichkeit – somit eine bedeutende Investition in die „persönliche Visitenkarte“.

Wenn sich Latein als Instrument zur sprachlichen Stärkung zur Verfügung stellt, bedeutet dies keinesfalls eine Abwertung oder Reduzierung des Faches, das weiterhin seine Inhalte vermittelt. Es handelt sich vielmehr um eine neu entdeckte zusätzliche Facette, die sich in der heutigen Zeit als extrem nützlich erweist. Nie war diese Qualität so gefragt wie in multilingualen Umfeldern.

Moderner Lateinunterricht mit multilingualen Kindern kann folgendermaßen aussehen:

- Mehrsprachigkeit ist im Lateinunterricht immer präsent.
- Der Erwerb des Wortschatzes wird auf mehrere Sprachen ausgedehnt.
- Es wird hergeleitet, verglichen und unterschieden.
- Unterrichtsabschnitte finden in verschiedenen Sprachen statt.
- Anderssprachige Texte werden zur Inhaltserfassung vorgelegt.
- Es geht um Global- und Detailverstehen.
- Unterrichtsmethoden der modernen Fremdsprachen werden eingesetzt.
- Texte werden in vielfältiger Weise erschlossen.
- Verschiedene Textsorten werden trainiert.
- Erworbenes interdisziplinäres Wissen wird in die Evaluation integriert.
- Kompetenzbereiche „Moderner Lateinunterricht im multilingualen Umfeld“:
 - Kulturkunde
 - Sprache
 - Brückensprache
 - Text- und Satzanalysen ■

Academia Didactica Athesina

Nachgedanken zu einem länderübergreifenden Treffen: Lateinunterricht in Österreich, Italien, Südtirol und der Schweiz

Martina Adami

Vom 17.–19. November 2017 fand am deutschsprachigen Gymnasium „Walther von der Vogelweide“ und am italienischsprachigen Liceo „Carducci“ das erste Treffen der Academia Didactica Latina statt. Auf Initiative von Rainer Weissengruber (Centrum Latinitatis Europae) und Peter Glatz und in Zusammenarbeit mit den beiden Schulführungskräften der Bozner Gymnasien trafen sich ca. 20 Lehrpersonen und Lehrerausbildner aus Österreich, Italien, der Schweiz und Südtirol in Bozen, um die aktuelle Situation des Lateinunterrichts im jeweiligen Land zu beleuchten und didaktisch-methodische Ansätze zu vergleichen. Ich trenne hier ganz bewusst Südtirol und Italien, weil die deutschsprachige Schule in Südtirol aufgrund ihrer Annäherung an deutschsprachige Länder, an Lehrbücher, durch regelmäßigen und wiederholten Austausch mit dem deutschsprachigen Ausland doch einen ganz eigenen Weg gegangen ist.

Es war ein spannender zweisprachiger Kongress. Es wurden nicht nur neue Kontakte geknüpft, viele neue Bekanntschaften geschlossen, sondern es wurde auch augenscheinlich gemacht, dass gerade in unserer Europaregion – wenn man das Ganze so heißen will – zwei Welten aufeinandertreffen.

Latein und seine Bedeutung in der heutigen Zeit

„So sieht unser schulisches Angebot eben aus; es braucht nur Lehrer/-innen mit viel Begeisterung und genügend Enthusiasmus, die es schaffen, den Jugendlichen die Bedeutung und die Werte der Antike nahe zu bringen“ – das war die Äußerung eines Teilnehmers aus Genua auf die Frage, wie Wert und Nutzen des Lateinunterrichts, v. a. des italienischen Klassischen Gymnasiums¹ wieder einer breiten Öffentlichkeit

nahe gebracht werden könnten. Auf der anderen Seite stand die Auseinandersetzung mit der neuen Matura in Österreich, mit Aufgabentypologien und Bewertungsschlüsseln.

Die Abschlussprüfung des italienischen Klassischen Gymnasiums dagegen ist seit Jahrzehnten dieselbe geblieben: Es kommt irgendein Textausschnitt (vorzugsweise aus der Antike), der erst in den letzten Jahren mit (immerhin) zwei Zeilen Kontext versehen wurde. Wenn die SchülerInnen Glück haben, kennen Sie den Autor oder haben etwas über den Text erfahren, aus dem der Auszug stammt, es ist aber auch durchaus möglich, dass ein den Schülerinnen/Schülern völlig unbekannter Autor kommt – es ist kein Kanon vorgesehen. Es wird allein die Übersetzung des Textes verlangt, Fragen zu Interpretation, Kulturwissen, Vernetzungsmöglichkeiten stehen nicht zur Debatte. Latein oder Griechisch sind die Fächer der zweiten schriftlichen schulspezifischen Prüfung im Klassischen Gymnasium. Dass diese Prüfung ausschließlich auf einer Übersetzung beruht, macht das, was das Klassische Gymnasium an Spracharbeit, an Textarbeit, an Förderung von Lesefähigkeiten, an Auseinandersetzung mit Texten leistet, auch einer breiteren Öffentlichkeit wenig bewusst. Die Übersetzung kann ich jederzeit und überall ganz leicht finden – das ist der Tenor der Öffentlichkeit (nur wir wissen, dass dem nicht so ist, dass nicht jede Übersetzung eine gute Übersetzung ist, dass die Auseinandersetzung mit dem Originaltext immer eine andere Qualität hat) – wozu dann ein Klassisches Gymnasium? Wozu Latein oder Griechisch? Da genügt doch der Lateinunterricht in jeder anderen gymnasialen Kombination? Da bekomme ich das Kleine Latinum, mehr brauche ich ja nicht. Ich meine, Italien (und vielleicht auch andere europäische Länder) haben es in den letzten Jahren verabsäumt, gerade das, was im (auch stundenintensiven) Lateinunterricht geleistet wird, öffentlich-

keitstauglich weiterzugeben. Wir merken Jahr für Jahr, dass sich unsere Schülerschaft gewandelt hat, dass die Schüler/-innen weniger Kompetenzen im Lesen, in der Auseinandersetzung mit Texten mitbringen, weniger Konzentrations- und Merkfähigkeit, weniger Kulturwissen – und wir müssen damit umgehen. Wir müssen nicht nur damit umgehen, wir dürfen damit umgehen – das ist eine große Chance, gerade für die Fächer Latein (und Griechisch).

Die Abschlussprüfung in den einzelnen europäischen Ländern sollte (im Idealfall) diese Arbeit eben auch bewusstmachen. Sowohl in Österreich wie auch in Italien (und Südtirol) gibt es eine staatliche Zentralmatura, bei der zentrale Arbeitsbereiche unter Beweis gestellt werden sollten. Gerade für die Klassischen Gymnasien in Italien ist dieser Umstand noch einmal wichtiger, weil die schulspezifische Prüfung ganz wesentlich Ausbildungsschwerpunkte deutlich macht. Die Übersetzung allein ist dabei zu wenig. Damit kann sich das Klassische Gymnasium in der heutigen Zeit nur mehr schlecht positionieren.

Die Diskussion, die Auseinandersetzung verliert sich oft zwischen denen, die nur inhaltsbezogen diskutieren, und denen, die den Lateinunterricht vor allem didaktisch-methodisch aufbereiten wollen. Kein anderes Fach – so scheint mir – ist so gespalten zwischen feurigen Bewahrern einer alten Wertewelt und Lehrpersonen, die vor allem methodisch argumentieren wollen. Warum ist es bisher nicht möglich gewesen, diese Zugangsweisen zum Fach zu harmonisieren?

Für die Lehrpersonen der deutschsprachigen Gymnasien in Südtirol ist dieses Auseinandertriften vielleicht noch auffälliger als in anderen Regionen. Mit Schulbüchern aus dem deutschsprachigen Raum, mit Referenten aus dem deutschsprachigen Raum, mit dem Vergleich von Curricula und Lehrplänen im deutschsprachigen Raum und den staatlichen Prüfungsanforderungen, die sich klarerweise aus dem ergeben, was im italienischsprachigen Raum gedacht und geplant wird, sind wir in einem ständigen Spagat, der nicht nur zu beklagen ist, sondern der für uns auch sehr

¹ In Italien wählen die Schüler nicht bestimmte Fächerkombinationen, sondern sie suchen sich nach der fünfjährigen Grundschule und der dreijährigen Einheitsmittelschule eine bestimmte Fachrichtung aus, deren Fächerangebot von vornherein feststeht und vom Schüler nicht weiter verändert werden darf. Das Klassische Gymnasium z. B. bietet in fünf Jahren 20 Stunden Latein, 17 Stunden Griechisch, 9 Stunden Philosophie (Klasse 3–5), 15 Stunden Englisch, daneben jeweils 19,5 Stunden Deutsch und Italienisch L2,

15 Stunden Geschichte (in den ersten beiden Klassen mit Geographie verbunden), 12 Stunden Mathematik, 6 Stunden Physik, 14 Stunden Naturwissenschaften, 6–7 Stunden Kunstgeschichte, 10 Stunden Sport und Bewegung, 4–6 Stunden Recht und Wirtschaft sowie Politische Bildung, 5 Stunden Religion (kann als Fach auch abgewählt werden).

viele positive Auswirkungen hat. Durch die ständige Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Systemen und auch Entwicklungslinien sowie Fachdiskussionen erleben wir eine Art positive Zwischenwelt, die uns sehr Vieles auch aufgrund ständiger differenter Wahrnehmungen auf etwas andere Weise zu reflektieren zwingt, uns aber auch eine gewisse Freiheit zugesteht, wie wir diese unterschiedlichen Einflüsse für uns nutz- und fruchtbar machen können. Dank der Einführung der so genannten Rahmenrichtlinien, die auf Schulebene konkretisiert und curricular umgesetzt werden müssen, haben sich die Südtiroler Lehrpersonen einen ziemlich großen Gestaltungsspielraum wahren können. Dem gemäß wurden auch die österreichischen Vorgaben, die bei dem Kongress vorgestellt wurden, von den Südtiroler Teilnehmern (von den Teilnehmern aus Italien sowieso) als einengend empfunden.

Für mich als Schulführungskraft bleibt die große Frage, ob dieser Freiraum der Lehrpersonen genügend Vergleichbarkeit zwischen einzelnen Klassen und Schulen ermöglicht oder ob die sehr detailliert und minutiös aufgelisteten österreichischen Bewertungskriterien und Punktezuweisungen mehr Vergleichbarkeit und vielleicht auch „Gerechtigkeit“ garantieren. Vergleichende Untersuchungen zu den unterschiedlichen Vorgaben stehen noch aus, wären in diesem Zusammenhang aber durchaus sehr interessant.

Was kann und darf heute im Fach Latein, im Zusammenhang auch mit unterschiedlichen Fächerkombinationen, erwartet werden? Was leistet das Fach in heutiger Zeit? Warum, glauben wir, muss es immer noch seinen Platz im Fächerganzen haben? Und wie viele Stunden braucht es, um bestimmte Kompetenzen auch tatsächlich auf- und ausbauen zu können?

Was ist z. B. – aus Südtiroler Perspektive – im Klassischen Gymnasium in Zusammenhang mit einer ganz bestimmten Fächerkombination und mit Vorgaben, die wir uns selbst als Schule in einem Dreijahresprogramm geben, möglich? Was darf in anderen Fachrichtungen mit Latein erwartet werden? Was kann z. B. ein Zweistundenfach Latein (in fünf Jahren) im Landesschwerpunkt Musik leisten? Welche Rolle spielt es im Sprachengymnasium mit seinen insgesamt 14 Stunden? Und wo liegt der Unterschied zum Klassischen Gymnasium?²

² Diese Fragen stellen sich mir genauso in meiner Schule, die vier verschiedene Fachrichtungen mit ganz unterschiedlichem Lateinzugang anbietet: das Klassi-

Hier nur und ausschließlich mit den Werten und der Schönheit der Antike zu argumentieren, scheint mir persönlich zu wenig, vor allem zu wenig aussagekräftig für eine breite Öffentlichkeit. Das ist die eine große Frage.

Die zweite betrifft die Art und Weise der Überprüfbarkeit der einzelnen Kompetenzen, die über die verschiedenen Formen des Lateinunterrichts aufgebaut werden können: Was lässt sich z. B. in 20 Stunden Latein (5 Jahre) konkret erwarten? Was leistet Latein über die reine Übersetzungsarbeit hinaus? Wie können diese Kompetenzen erfasst werden? Hier steht Italien vor großen Arbeitsanforderungen, die erst in Teilen geleistet wurden. Vor allem das Klassische Gymnasium in Italien sieht sich nach wie vor als Hüter vergangener Werte, als Sehnsuchtsort für ein Bildungsideal, das sich ganz bewusst immer wieder gegen die heutige Zeit stellt. „I classici contro“ ist z. B. eine der aktuellen Initiativen der italienischen Klassischen Gymnasien – interessant, wichtig, aber warum müssen wir uns nur als Gegenpol verstehen? Das Klassische Gymnasium sei im Gegensatz zu anderen Schulen absolute Garantie für einen weiteren sehr erfolgreichen Lebensweg; entsprechende Daten und Fakten werden immer wieder aufgelistet, große Persönlichkeiten nehmen aus ihrer Sicht, grundsätzlich im bejahenden Sinn, Stellung dazu.

Ich fürchte, dass diese Schiene der Gegenwart das Klassische Gymnasium nicht immer ins rechte Licht rückt. Denn es ist nicht nur Gegenwart. Was im Klassischen Gymnasium³ gelernt wird, die Auseinandersetzung mit der ungeheuren Vielfalt an Denkern, Autoren und Texten ermöglicht etwas, was das Klassische auch in der heutigen Zeit durchaus auszeichnet und (neben anderen Ausbildungswegen) noch immer wichtig macht: die Fähigkeit zur sprachbasierten Zusammenschau, zur Vernetzung, zur Reflexion, die immer und immer wieder gerade in diesem Schultyp trainiert wird. Vielleicht wäre es gut, auch diesen Aspekt in die Diskussion einzubringen.

sche Gymnasium (mit eben 20 Wochenstunden Latein – insgesamt in 5 Jahren), das Sprachengymnasium (mit 14 Wochenstunden Latein), das Sprachengymnasium mit Landesschwerpunkt Musik (mit insgesamt nur 10 Wochenstunden Latein) und das Kunstgymnasium (mit fehlendem Lateinangebot; gegen diesen politischen Beschluss vor mittlerweile fast 10 Jahren gab es leider keine Möglichkeit anzukommen)

³ Vielleicht ist das Klassische Gymnasium vergleichbar mit dem sechsjährigen Latein in Österreich; die Vergleichbarkeit ist nicht ganz gegeben, weil die Zuarbeit anderer Fächer und die Zusammenarbeit aller Fächer im italienischen Klassischen Gymnasium nicht weiter austauschbar sind.



Referentin Eva Cescutti

gen, das Klassische als eine Welt zu zeichnen, die durchaus ihren Platz auch heute noch hat und den Touch des Ewiggestrigen endlich zu verringern. Vielleicht verhelfen auch die unterschiedlichen Zugänge, die bei diesem Kongress sichtbar wurden, zu einer Veränderung dieser Haltung.

Sprache ist digital, Denken analog – diese Einsicht der großen Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts könnte uns vielleicht auch in den Lateinunterricht des 21. Jahrhunderts begleiten. Gerade das Wissen um die vielfältigen analogen Möglichkeiten von Sprache und die ständige Auseinandersetzung damit, wie Digitales analog werden kann und umgekehrt, könnte eine zusätzliche tragfähige Möglichkeit sein, stundenintensives Latein (und Griechisch) auch im 21. Jahrhundert erfolgreich zu positionieren.

Wenn ich als Schulführungskraft die Schüler/-innen des Klassischen Gymnasiums am Ende ihres Ausbildungsweges in unterschiedlichsten Anforderungssituationen agieren sehe, dann weiß ich, dass der Weg des Klassischen Gymnasiums auch für heutige Ausbildungsanforderungen sehr, sehr erfolgreich ist. Dass wir es endlich schaffen, das, was hier geleistet wird, auch für Nichtlateiner, für die Politik, für eine breite Öffentlichkeit zu benennen und bewusst zu machen, ist – denke ich – für uns alle noch (immer) eine große Herausforderung. ■

Potete trovare un abstract su pagina 48.

Neue Perspektiven – made in Austria

Rainer Weißengruber

Österreich exportiert so allerhand schmackhafte Produkte in aller Herren Länder: Heu-Milch von den Almen, Speck aus den Tälern Tirols, Sachertorten aus Wien, Linzertorten aus Linz, Mozartkugeln aus der Mozartstadt, Ischler Krapferl aus dem Salzkammergut, Gramastettner Krapferl aus dem Mühlviertel und – Lateindidaktik made in „Felix Austria“.

„Ars didactica“

Tatsächlich hat die eifrige Tätigkeit der ARGen Latein in Österreich einigermaßen gerettet. Ein bisschen ist Austria da schon felix. Jedenfalls gibt es Bewunderung vielerorts für die Aktivitäten der Latein-Branche und die aufmunternde Ermutigung: Macht weiter so! Unterstützt von gar nicht schlechten Anmeldezahlen in den lateinführenden Schulen. Und wer bislang geglaubt hat, dass das ein Produkt mit lediglich innerösterreichischer Relevanz ist, der darf nun erleben, dass das „Latein-Modell Österreich“ auch grenzüberschreitend Anerkennung findet.

Im November des vergangenen Jahres hat ein Consortium bestehend aus dem CLE-Centrum Latinitatis Europae, der Pädagogischen Hochschule der Diözese Linz, der Sodalitas, der Uni Graz, zwei Bozner Gymnasien, Bildungsbehörden in Südtirol und Amici Linguae Latinae die ADA-Academia Didactia Athesina in der Stadt an Etsch und Eisack entstehen lassen und gleich eine Auftaktveranstaltung organisiert, die in Südtirol und Italien offensichtlich so einiges bewegt hat. Die Gegenüberstellung von österreichischen und italienischen Einstellungen, Konzepten, Projekten und Erfahrungen in Sachen Didaktik, Prüfungsformaten und Motivation für Latein hat so manche Gemüter bewegt, fallweise erschüttert, aufgerüttelt und jedenfalls dafür gesorgt, dass man südlich des Brenner und auch weiter im Süden Italiens sich bewusst wurde, dass Innovation die Formel für den Erhalt des Latein-Betriebes sein muss. Die österreichischen Konzepte, die hierzulande schon Normalfall sind, sind in Italien noch offenheiß frische Semmeln, die mit Vorsicht aus dem Backrohr geholt werden – aber sie scheinen zu schmecken. Nach den Bozener Seminartagen breitete sich die Kunde aus, bis Rom und kräftig darüber hinaus, dass die Arbeiten, die in den österreichischen Arbeitsgemeinschaften geleistet wurden, absolut genau zu studieren sind. Das CLE-Centrum Latinitatis Europae, als italo-europäische und durch den Schreiber dieser Zeilen und Gründer der Initiative vor genau 20 Jahren auch österreichische Angelegenheit,

warf einen Schneeball. Dieser wurde dann größer – Schneeball-Spielen ist Gruppenarbeit – und diese hat immerhin ein paar Schneeverfrachtungen zur Folge gehabt. Der sanfte Knalleffekt, den die Bozner Tage hervorgebracht haben, bewirkte ein Echo, das nicht nur in den Südtiroler Bergen für Reflexe sorgte, sondern rundum zur Überlegung führte, dass ohne neue Didaktik wohl keine Zukunft für unsere klassischen Fächer zu erwarten ist. Nun spricht man von einem Didaktik-Wochenende in ministerieller Umgebung in Rom – ein Termin im Herbst dieses Jahres wird angepeilt. Teilnehmer sollen möglichst viele Schulvertreter aus ganz Italien sein. Österreichische Experten der Latein-Szene sollen referieren.

Freilich soll das keine Einbahnstraße sein: Ganz sicher können auch österreichische Lateiner von den Erfahrungen der italienischen Kollegen profitieren. Das südliche Kernland der Latinitas kann Europa noch einiges an humanistischen Anregungen bieten. Vor allem jene Fröhlichkeit, Leidenschaft und Leichtigkeit, die bisweilen im mitteleuropäischen Streben nach System und definierten Abläufen zu kurz kommen könnten.

Auf unseren Schreibtischen liegen unterdessen die ersten Skizzen eines Didacticum Classicum Europaeum. Die Region an der österreichischen Donau, antikes Limes-Gebiet und heuer Schauplatz von Limes-Feierlichkeiten mit Landesausstellung, soll den Boden für ein Forum des europäischen didaktischen Austausches in Sachen Latein sein. „Die Legion kehrt zurück“: Norikum, Raetien und Pannonien sind nicht nur historische Erinnerung. Eine mögliche internationale (!) Neuaufstellung eines zeitgemäßen Latein-Betriebes kann durchaus auch hier, im nördlichen Bereich des ehemaligen Imperium Romanum in Angriff genommen werden. Und damit im Herzen Europas.

Latein ist ein Stück europäische Seele. Ich wage zu behaupten: Eine der zeitlosen Grundlagen. Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang, dass dieses Latein auch in ganz weit entfernten Regionen gefragt

ist. Punktuell, versteht sich, aber diese Punkte sind offensichtlich lebendig. Das CLE hat den Auftrag bekommen, eine Schule in Burkina Faso in Sachen Latein-Methodik zu unterstützen, in Peking gibt es CLE-Mitarbeiter in der „Latinitas Sinica“, Anfragen erreichen uns aus Moldawien und anderen Ländern Osteuropas.

Es geht also darum Latein nicht nur zu verteidigen, sondern zu lancieren. Wir haben ein Umfeld, das Bedarf an Latein hat. Vor allem auch Bedarf an neuen Wegen und mutigen Systemen der Vermittlung, in einer Mischung aus klarer Struktur und klaren Linien beim Lehren und Lernen – und jener humanistischen Elastizität, die auch ein musikalisches Element und die Ebene der Emotionen in unser Tun einbringt.

CLE in Linz – Nördlicher Brückenkopf zwischen Limes und Latinitas Italica

Nun ist es endlich konkret. Am 29. Mai startet das CLE – Centrum Latinitatis Europae in Linz.

„Von der nördlichen Adria zur Donau – antike Wege der Kultur und des Glaubens“, so der Titel der Auftaktveranstaltung, die unter dem Dach des Adalbert-Stifter-Gymnasiums in Linz am 29.5. um 19.30 stattfinden wird. Hauptreferent wird S. E. Episcopus Emeritus Maximilian Aichern OSB sein. Er war in den ersten Jahren des CLE in Aquileia ein geistiger und geistlicher Begleiter und Förderer und ist nun, zusammen mit seinem italienischen Amtskollegen S. E. Episcopus Emeritus Dino D’Antoni, „consulente onorario“ des CLE, das seit den späten 90-er Jahren eine kontinuierliche Expansion in vielen Regionen Italiens erleben konnte. Dann erfolgte der Sprung in einige Länder Europas.

Dass Altbischof Maximilian Aichern der erste Referent des CLE in Linz ist, dürfen wir als Ehre betrachten. Er ist ein Spezialist für die Beziehungen der österreichischen Regionen zum norditalienischen und südslawischen Kulturraum, kennt die Geschichte des frühchristlichen Mitteleu-

ropa wie wenige andere und fühlt sich als Botschafter eines interkulturell geprägten Alpen- und Adria-Raumes im Sinne eines antiken Erbes zwischen der mediterranen und alpinen Zivilisation.

In Österreich beginnt das CLE also jetzt im Frühjahr seine Arbeit. Das Adalbert-Stifter-Gymnasium wird Ort der meisten Veranstaltungen sein, sein humanismus-begeisterter Praeses Dr. Andreas Thiel wird selbst im CLE-Austria-Team wirken und zusammen mit Mag. Peter Glatz, dem „Vater“ der Amici Linguae Latinae, allseits bekanntem ARGE-Latein-OÖ-Manager und „homo Latinus“ am Stiftsgymnasium Wilhering, und Dr. Rainer Weißengruber, Präsident des CLE und Lateiner am Linzer Freinberg, die Aktivitäten des Linzer CLE gestalten. Soweit also die Kern-Gruppe des CLE an der Donau. Begeisterten Mitarbeitern sind Türen und Tore weit geöffnet.

Die Ideen für die Zukunft fehlen uns nicht: Jetzt einmal der Start mit einem Abend über die Adria, über den römischen und frühchristlichen Alpenraum und die Limes-Region (das Thema passt zum kulturellen Schwerpunkt rund um die Landesausstellung), dann voraussichtlich Texte aus den Evangelien (mit Blicken auf das Griechisch der Bibel), sicherlich auch unterhaltsame Überlegungen zu Latein in unserer aufregenden Zeit, sicherlich auch Kostproben aus der lateinischen Dichtung ... Da können auch von den geschätzten Lesern dieser Zeilen Anregungen kommen – wir sind dankbar.

Es darf auch noch erwähnt werden, dass das Gymnasium Rein bei Graz unter der Leitung von Frau Dr. Renate Oswald im südlichen Österreich CLE-Punkt geworden ist. Austria Latina ist damit ein Territorium für das CLE, das gerade weil es das

„E“ für Europa im Logo hat, im Herzen Europas einige Stimuli in der Gesellschaft lancieren möchte. Gehen wir's an! Und „Deo adiuvante“ werden wir so manches Vorhaben wohl realisieren können. ■



CENTRUM LATINITATIS EUROPAE

Sprachtesten in Österreich und die Bedeutung der klassischen Sprachen

Günter Sigott und Fritz Lošek im Cursor-Interview

Im Frühjahr 2018 erscheint ein rund 600-seitiger Band, der sich mit dem Beurteilen und Testen in den Schulsprachen in Österreich beschäftigt: Sigott, G. (ed./Hrsg.). *Language Testing in Austria. Taking Stock. / Sprachtesten in Österreich: Eine Bestandsaufnahme*. Frankfurt am Main: Peter Lang. Darin finden sich auch die Beiträge von Fritz Lošek/ Peter Glatz/ Hermann Niedermayr/ Irmtraud Weyrich-Zak zum Thema „Entwicklung von Testsystemen in den klassischen Sprachen“ sowie von Michael Sörös/ Martin Seitz/ Renate Glas und Walter Kuchling/ Renate Oswald/ Andrea Lošek zu „Aspekten der Implementierung der neuen Testsysteme in den klassischen Sprachen“. Der Cursor sprach mit dem Herausgeber, Günther Sigott, der einen Großteil seiner wissenschaftlichen Arbeit der Sprachtestentwicklung und Sprachtestforschung gewidmet hat, und Fritz Lošek, der das im genannten Band ausführlich dokumentierte neue Modell der Beurteilung in den klassischen Sprachen mitentwickelt und die Beiträge redaktionell betreut hat.

Glatz: Herr Professor Sigott, was war die Idee hinter dieser monumentalen Veröffentlichung?

Sigott: Österreich hat in den letzten zehn

Jahren einen weitgehenden und tiefgreifenden Wandel in der Philosophie der Leistungsbeurteilung vor allem im Bereich des Sekundarschulwesens erfahren. Im Wesentlichen bedeutet dies einen Schwenk von normorientierter Beurteilung zur sogenannten kriterienorientierten Beurteilung. Dieser Wandel hat seinen Ausgang von den modernen Sprachen genommen und hat die anderen Schulsprachen, also die Unterrichtssprache, für den Großteil der Schüler und Schülerinnen Deutsch, sowie die klassischen Sprachen miterfasst. Es war nun an der Zeit, die Veränderungen im Bereich der sprachlichen Leistungsmessung in den letzten zehn Jahren zu dokumentieren und Forschung zur Validität der neuen Beurteilungsinstrumente zusammenzutragen. Damit entsteht eine übersichtliche Ausgangsbasis für weitere Testentwicklungsprojekte und, ebenso wichtig, für begleitende Validierungsstudien.

Der Bereich Sprachtestforschung, der ein Kernbereich der Angewandten Linguistik ist, umfasst notwendigerweise zwei Aspekte. Zunächst müssen Tests auf der Basis entsprechender theoretischer Überlegungen entwickelt werden und dann können Untersuchungen zu diesen Tests erfolgen, die sich in erster Linie mit der Frage der

Validität im weitesten Sinn beschäftigen. Daher hat der Band auch zwei Teile. Im ersten Teil werden die umfangreichen Arbeiten dokumentiert, die für die Entwicklung der Tests für Bildungsstandards, teils zentrale Matura, Beurteilungssysteme im tertiären Bereich, sowie im Bereich Deutsch als Fremdsprache notwendig sind. Dabei werden besonders auch die theoretischen Grundlagen beleuchtet. Der zweite Teil besteht aus Beiträgen zu verschiedenen Aspekten der Validität fast aller in Teil 1 beschriebenen Testsysteme. Diese Dokumentation von großteils neuen Forschungsprojekten zeigt erstmals in kompakter Form, was die österreichische Sprachtestforschung derzeit bewegt und wo weiterer Forschungsbedarf besteht. Es wäre unklug zu behaupten, dass hier alles, was an Forschung zum österreichischen Prüfungswesen existiert, vertreten ist, aber der Band bietet schon einen guten Überblick über die nationale Forschungslandschaft, die natürlich auch für die Scientific Community über die Grenzen Österreichs hinaus von besonderem Interesse ist.

Glatz: Welche Sprachen werden behandelt, wie viele Beiträge umfasst der Band, wer sind die Autorinnen und Autoren?

Sigott: Der Band umfasst in 30 Beiträgen die Unterrichtssprache (also in erster

Linie Deutsch), die modernen Fremdsprachen Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch, die klassischen Sprachen Latein und Griechisch, sowie Entwicklungen im Bereich Deutsch als Fremd- oder Zweitsprache. Es sind alle Niveaus des Bildungswesens vertreten, beginnend mit der Primarstufe über die Sekundarstufe bis zum tertiären Bildungswesen an Universität oder Fachhochschule. Die Autorinnen und Autoren sind Fachleute, die in Österreich mit der Entwicklung von Bildungsstandards, der teilzentralen Reifeprüfung (Matura) sowie mit Beurteilungsinstrumenten im tertiären Bereich (Universitäten und Fachhochschulen) während der letzten Dekade befasst waren und weiterhin involviert sind. Der Kreis dieser Autorinnen und Autoren umfasst sowohl Kolleginnen und Kollegen aus den Universitäten und der zuständigen Abteilung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung, für die die Testentwicklung und Testforschung zumindest einen wesentlichen Teil ihrer hauptberuflichen Tätigkeit ausmacht, wie auch Unterrichtende, die auf dem Hintergrund ihrer Unterrichtserfahrung Testaufgaben und Test-Items geschrieben und an der Entwicklung von Beurteilungsskalen mitgewirkt haben. Auch junge Forscherinnen und Forscher, die die Sprachtestszene in Österreich dringend braucht, kommen zu Wort.



Univ.-Doz. Mag. Dr. Fritz Lošek ist Landesschulinspektor für AHS in Niederösterreich und leitete zusammen mit Prof. Dr. Florian Schaffenrath (Universität Innsbruck) die Arbeitsgruppe zur Entwicklung der neuen Reifeprüfung in den klassischen Sprachen. Zuletzt war er Herausgeber der völligen Neubearbeitung des Latein-Wörterbuches Stowasser (2016). In dieser Ausgabe des „Cursor“ ist er mit einem Beitrag zu „Kabarett & Classics“ vertreten.

Glatz: Warum haben Sie auch die klassischen Sprachen Latein und Griechisch in den Band aufgenommen?

Sigott: Lassen Sie mich etwas weiter ausholen. Die Sprachtestentwicklung und Sprachtesttheorie ist konzeptuell eng mit der Idee der Kompetenzorientierung verbunden. Diese war ja eine treibende Kraft hinter den Innovationen der letzten zehn oder fünfzehn Jahre. Insbesondere will die Sprachtesttheorie transparent machen, wie durch die Analyse von schriftlichen oder mündlichen Schülerleistungen, die es auf Papier oder in elektronischem Format gibt, zuverlässige Rückschlüsse auf die Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler gezogen werden können. Wir wollen also in der Lage sein, von dem, was ein Schüler oder eine Schülerin zu Papier bringt, zu sagen, was er oder sie im außerschulischen Leben kann, über welche Kompetenzen er oder sie verfügt. Dieser Grundgedanke gilt prinzipiell für alle Schulgegenstände, und natürlich auch für die klassischen Sprachen. Durch die Einbeziehung der klassischen Sprachen in den Innovationschub im Bereich der Schulsprachen im allgemeinen entsteht eine Gesprächsbasis mit den Kolleginnen und Kollegen in den Unterrichtssprachen und den modernen Fremdsprachen, man trifft sich gewissermaßen auf Augenhöhe und spricht eine gemeinsame Metasprache. Alle haben ihre Kompetenzmodelle, die nun explizit formuliert sind, und alle stehen der Herausforderung gegenüber, die Kompetenzen ihrer Schülerinnen und Schüler in der jeweiligen Sprache zuverlässig und valide zu beurteilen.

Glatz: Herr Dozent Lošek, wie kam es zur Kooperation der Lateiner mit Professor Sigott?

Lošek: Durch Empfehlung aus den anderen Sprachen. Günther Sigott hat die Entwicklung des neuen Modells in den klassischen Sprachen – Positivkorrektur statt stures und demotivierendes Fehlerzählen, Trennung Übersetzungstext/ Interpretationstext, mehrstufige Betrachtung der Kompetenzen (Sinnerfassung, Mikroanalyse durch Checkpoints, Qualität in der Zielsprache) usw. – von Anfang an begleitet. Wir von der Arbeitsgruppe denken heute noch mit Schaudern (*lacht*) an das erste Treffen mit ihm im Stift Rein, wo er uns, die wir nur das alte Fehlerzählsystem kannten, erstmals in die moderne Testtheorie eingeführt hat. Da musste doch ein massives Umdenken stattfinden, auch in den Köpfen der Lehrerinnen und Lehrer, die das großartig hinbekommen haben. Für die Schülerinnen und Schüler war die Umstellung nicht so schlimm, sie kannten ja das alte System nicht. Und die schätzen die Transparenz und die Fairness

des neuen Systems.

Glatz: Es fällt auf, dass die Beiträge zu den klassischen Sprachen von jeweils mehreren Autorinnen und Autoren verfasst wurden.

Lošek: Das war uns ganz wichtig. Die Lateiner sind eine zusammengeschweißte Truppe, auf allen Ebenen. Daher sind unter den Verfassern Lehrerinnen und Lehrer, Fachdidaktiker und IT-Spezialisten, aber auch Leute aus dem Bereich Fortbildung, aus dem Ministerium und aus der Schulaufsicht. Und es sind fast alle Bundesländer vertreten. Nicht umsonst heißt unsere Bundes-Arbeitsgemeinschaft „Sodalitas“. Und der umfangreiche Leitfaden zur Beurteilung, der laufend aufgrund der Erfahrungen der Kollegenschaft von einem Team rund um die Arbeitsgemeinschaftsleiter der einzelnen Bundesländer aktualisiert wird, „Consensus“.

Glatz: Der kommt ja auch immer wieder in den beiden Beiträgen zu Latein und Griechisch vor. In denen geht es um mehr als nur das Testen und Beurteilen. Da liest man über die ersten, gar nicht so erfolgreichen Feldtestungen, über das Zustandekommen der Maturatexte, über informelle Kompetenzmessung, über die Notwendigkeit einer vielfältigen Lehrerfortbildung, über neue Unterrichtsmaterialien.

Lošek: Ja, das neue Beurteilungssystem und die neue Matura haben Entwicklungen angestoßen und bestärkt, die enorme Auswirkungen auf den Unterricht haben, nicht nur in Latein und Griechisch.

Sigott: In den lebenden Fremdsprachen hat die neue Beurteilungsphilosophie schon wesentliche Änderungen im Unterricht, aber auch im professionellen Selbstverständnis der Unterrichtenden gebracht. Die Prüfungsarchitektur hat Auswirkungen auf die Bedeutung, die einzelnen Kompetenzbereichen im Unterricht zugeschrieben wird. Beispielsweise werden nun die Bereiche Hörverstehen, Leseverstehen und Textproduktion annähernd gleich intensiv im Unterricht trainiert und treten auch in den Schularbeiten explizit zu Tage. Das ist ähnlich wie in den klassischen Sprachen, wo nun die Bereiche Übersetzungskompetenz und Interpretationskompetenz (die zu einem Großteil aus Leseverstehen besteht) separat betrachtet, trainiert und geprüft werden. Wie schon gesagt, Kriteriumsorientierung setzt explizite Kompetenzmodelle voraus. Diese Kompetenzmodelle sind nun in zunehmendem Maß den Lehrenden bewusst, sie orientieren sich an ihnen und können in einer koordinierten Fachdiskussion zur Weiterentwicklung der Modelle beitragen. Die Existenz von einheitlichen Kompetenzmodellen hat Auswirkungen darauf, was gelehrt wird, was gelernt wird, und wie das Gelernte geprüft wird.

Lošek: Im Endeffekt sind die beiden Beiträge zu Latein und Griechisch eine Bestandsaufnahme und Leistungsschau der klassischen Sprachen über die letzten rund 15 Jahre und sollen die Basis bilden für eine dynamische Weiterentwicklung des Profils der beiden Sprachen auch in den nächsten Jahren. Und diese Dynamik, die gerade die klassischen Sprachen mittlerweile auszeichnet, kann man in den Beiträgen gut nachvollziehen. Latein konnte seit der Jahrtausendwende die Schülerzahlen um bis zu einem Drittel steigern (bis zu 70.000) und ist auch jetzt stabil auf hohem Niveau klar die nach Englisch am häufigsten gewählte Schulsprache. Noch vor Französisch und Spanisch. Und das österreichische Modell findet inzwischen internationale Anerkennung und wird in einigen deutschen Bundesländern ausprobiert. Auch als Maturafach wird es gerne gewählt, weil die Kandidatinnen und Kandidaten sehr genau wissen, was auf sie zukommt, worauf sie sich einlassen, auch wenn sie den Autor, die Textsorte, die zur schriftlichen Prüfung kommt, nicht kennen. Das genau ist ja das Wesen von Kompetenzorientierung: vom Wissen zum Können – und zum Wollen. Bei der Vorwissenschaftlichen Arbeit kann jeder sein Lieblingsthema wählen (da ist die Antike ja eine reiche Fundgrube), und bei der mündlichen Prüfung wird exakt das abgebildet, was im Unterricht der Oberstufe be- und erarbeitet wurde; da gibt unser Lehrplan durch die themenzentrierten Module bei gleichzeitiger Freigabe der Textauswahl viel her, lässt auch viel Spielraum für die Lehrerinnen und Lehrer. Das war im alten Lehrplan mit der strikten Reduzierung auf einige wenige Autoren so nicht möglich. Also greift aufs Ganze gesehen der Begriff „Zentralmatura“ nur sehr bedingt.

Glatz: Früher war Latein ja ein bisweilen in der Kritik stehendes Fach.

Lošek: Die heute im Unterricht behandelten Texte aus allen Epochen (bis hin zur Gegenwart) und die damit aufgespannten Themen sind einfach zeitlos. Als Brückensprache hilft es beim Erkennen und Erlernen der fachübergreifenden Kompetenz „wie funktioniert Sprache“, was in Zeiten von *short messages* und limitierten Twitter-Einträgen immer wichtiger wird. Und als Brückenfach eröffnet es vielfältige und aktuelle Zugänge, denken Sie nur an das Lehrplanmodul „Umgang mit dem Fremden“: Äneas war ein Flüchtling aus dem Osten, der über die Mittelmeerroute nach Italien kam, wie es bei Vergil am Beginn der „Aeneis“ fast wörtlich heißt (*schmunzelt*) ...

Glatz: Kehren wir noch einmal zum Thema des Bandes zurück. Was macht, was

kann Sprachtestung?

Sigott: Sprachtestentwicklung und Sprachtestforschung bringt keine neuen fachspezifischen Inhalte. Vielmehr stellt sie eine Methodologie zur Verfügung, die es erfordert, das, was man messen will, oder vorgibt zu messen, zunächst explizit zu machen. Das ist ungeheuer wertvoll, nicht nur für Sprachtesterinnen und -tester, sondern ebenso für Lehrende. Unterricht setzt die Definition dessen voraus, das gelernt oder erworben werden soll. Testen setzt die Definition dessen voraus, das gemessen werden soll. Damit entsteht das Fundament für kompetenzorientierten Unterricht. Weiters stellt die Sprachtestentwicklung und Sprachtestforschung Methoden zur Verfügung, die eine zuverlässige und valide Messung dieser Kompetenzen ermöglichen. Sie stellt aber auch einen konzeptuellen Rahmen zur Verfügung, der es gestattet, konstruktiv-kritische Fragen zu stellen. Insbesondere die der Validität. Schülerinnen und Schüler, Eltern und wir selbst müssen uns die Frage stellen: Woher wissen wir denn, dass das, was wir behaupten zu messen, tatsächlich gemessen wird? Diese Frage kann man heutzutage nicht mehr auf der Basis der Autorität der Lehrenden beantworten. Hier ist begleitende Forschung gefragt, die auf entsprechendem Datenmaterial beruht und deren Ergebnisse für die Beantwortung der Validitätsfrage herangezogen werden können. Eine wesentliche Aufgabe des Sprachtestens besteht darin, auf der klaren Unterscheidung zwischen Aufgabenschwierigkeit und Schülerfähigkeit zu bestehen. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass Prüfungsergebnisse über die Jahre weg vergleichbar werden – Stichwort „Standardsetting“. Fünfzig Prozent korrekte Antworten in zwei verschiedenen Prüfungen bedeuten nicht notwendigerweise gleiche Kompetenz. Es muss die Schwierigkeit der einzelnen Aufgaben ins Kalkül gezogen werden. Erst dann kann man sagen, wieviel Prozent korrekter Antworten in der einen Prüfung, wieviel Prozent korrekter Antworten in der anderen Prüfung jeweils demselben Kompetenzniveau entsprechen. Und wenn es um die Einschätzung der Schwierigkeit einzelner Prüfungsaufgaben geht, sind wir wieder bei der Kriteriumsorientierung angelangt. Wir müssen die Faktoren kennenlernen, die für Unterschiede in der Schwierigkeit einzelner Prüfungsaufgaben verantwortlich sind. Wenn wir diese kennen, verstehen wir auch die Art der Kompetenz besser, die wir messen, aber natürlich zuerst lehren wollen. Man sieht also, dass die Sprachtesterei wichtige Impulse für die Reflexion der Kompetenzbegriffe der einzelnen Fächer geben kann. Kurz gesagt,



Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Günther Sigott lehrt an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt Anglistik und ist Leiter des dortigen Arbeitsbereichs Sprachtestforschung. Er war als Testtheoretiker wesentlich an der Entwicklung der neuen standardisierten kompetenzorientierten Reifeprüfung in den Klausursprachen in Österreich beteiligt.

die Sprachtestforschung will Leistungsmessung transparent, nachvollziehbar und fair machen und helfen, die Ergebnisse von Testresultaten in eine Sprache zu übersetzen, die allgemein verständlich ist. Kompetenzorientierung eben.

Glatz: In welcher Auflage wird das Buch erscheinen, welches Lesepublikum wollen Sie ansprechen?

Sigott: Der Band erscheint in der Reihe Language Testing and Evaluation, die ich zusammen mit Rüdiger Grotjahn von der Universität Bochum im Jahr 2004 gegründet habe und nunmehr zusammen mit ihm und Claudia Harsch von der Universität Bremen herausgebe. Es wird bereits der 38. Band der Reihe sein mit einer Auflage von 200 Exemplaren. Der Band wird auch als e-book erhältlich sein. Er richtet sich einerseits an praktizierende Lehrende, die einen vertieften Einblick in die wissenschaftlichen Fundamente der neuen Beurteilungsphilosophie gewinnen wollen. Andererseits spricht er Angewandte Linguistinnen und Linguisten an, insbesondere jene, die im Bereich Sprachtestforschung tätig sind, sowohl auf nationaler wie auch auf internationaler Ebene. Der Band soll dazu beitragen, die nationalen Entwicklungen auf internationaler Ebene sichtbarer zu machen und in die internationale Diskussion einzubringen.

Glatz: Vielen Dank für das Gespräch. ■

Kabarett & Classics

Streifzüge durch die österreichisch-deutsche Szene

Fritz Lošek

Kabarett und Klassik, Humor und humanistische Bildung, Lachen und Latein sind nicht unbedingt Begriffspaare, die man selbstverständlich miteinander assoziiert. Das, obwohl in aktuellen Programmen von (zum Teil akademisch gebildeten und auch lehrenden) Zugpferden der österreichischen und deutschen Kabarettszene¹ immer wieder auf die „classics“ – sei es sprachlich und literarisch, sei es (kultur) geschichtlich, sei es inhaltlich – Bezug genommen wird. Werfen wir also einen darauf fokussierenden Blick auf die Kabarettbühnen und in Veröffentlichungen von Kabarett-Lieblingen.

Peter Klien, geboren 1970, der nach einigen eigenen Programmen mit seinen gefürchteten Interviews (von Erwin Pröll bis HRH Prinz Charles) in der TV-Sendung „Willkommen Österreich“ einem breiten Publikum bekannt wurde, studierte Altgriechisch und Philosophie und lehrt am Institut für Philosophie an der Universität Wien. Noch immer ist seine Lieblingslektüre jene von altgriechischen Texten,

¹ Ich verwende im Folgenden der Einfachheit wegen den Sammelbegriff Kabarett/Kabarettist, auch wenn die Grenzen zur Komödie, zur Satire, zur Parodie, zur Anekdote usw. und auch innerhalb des Genres zwischen Kabarett/Cabaret/Comedy/Standup-Comedy fließend sind.

sein Lieblingsautor Platon (Der Standard, Interview vom 1.7.2017).

Alfred Dorfer, geboren 1961, erlangte nach ersten Erfolgen mit der Gruppe Schlabarett als Hauptdarsteller neben Josef Hader im Film „Indien“ Bekanntheit, ebenso durch TV-Formate wie „MA 2412“ an der Seite von Roland Düringer und Monika Weinzettl und „Donnerstark“. In sein aktuelles Kabarett-Programm „und“ fließen ein: eine Interpretation des Höhlengleichnisses von Platon, eine Szene Zeus-Teiresias und die feine – tagesaktuelle – Unterscheidung zwischen „polites“ und „idiotes“. Dr. Dorfer lehrt nach seiner Promotion (Titel der Dissertation: „Satire in restriktiven Systemen Europas im 20. Jahrhundert“) seit einigen Jahren als Lektor an der Universität Graz.

Thomas Maurer, geboren 1967, ist seit 1988 mit bisher 16 Programmen „hauptberuflich Solokabarettist“, daneben arbeitet er federführend an Fernsehprojekten mit (z. B. *Wir Staatskünstler* mit Robert Palfrader und Florian Scheuba) und verfasst Kolumnen, Reportagen, Kurzgeschichten und Drehbücher. Sein aktuelles Programm heißt „Zukunft“, in seinem vorletzten Programm „Der Tolerator“ zeigte er sich nicht nur als „die sprachgewandte Speerspitze des politischen Kabarets in Österreich“ (Jurybegründung für den Deutschen Kleinkunstpreis 2016), sondern auch als Wortschöpfer: „tolerator“ ist in keinem lateinischen Originaltext bis Maurer belegt, aufgrund der klaren lateinischen Wortbildungslehre sowohl morphologisch als auch inhaltlich aber leicht nachzuvollziehen (vgl. Stowasser 2017, S. 24).

Gernot Kulis, geboren 1976 in Sankt Paul im Lavanttal, besuchte das dortige Stiftsgymnasium. Seit 1999 ist er in der Ö3-Programmgestaltung als Comedy-Autor tätig und mit Formaten wie *Professor Kaiser* und als *Ö3-Callboy* einem Millionenauditorium bekannt. „Kulisionen“ war der Titel seiner ersten Comedy-Show, die ihn von 2011 bis 2017 auf viele deutschsprachige Bühnen brachte. Mit dem neuen Programm „Herkulis“ setzt er nicht nur seinem Vater, Herrn Kulis, ein Denkmal, sondern versetzt auch die Mythologie in die Gegenwart. Denn das Leben stellt neue

Herkules-Aufgaben, bringt neue hartnäckige Gegner: hilfsbereite Nachbarn, rosa Elefanten, verschollene Baumarkt-Mitarbeiter, arrogante Katzen, die wilden Stiere von Pamplona, die Fahrradschlösser von Amsterdam, die Fleckenchampions in der Waschküche oder die gefährlichsten von allen, die eigenen Kinder.

Mit **Gerhard Polt** sei einer der Gründungsväter des deutschsprachigen Kabarets vorgestellt: Geboren 1942 in München, Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Kunstgeschichte an der Universität München und von Skandinavistik und Altgermanisch in Göteborg. Nach ersten Bühnenauftritten mit Partnern wie Dieter Hildebrandt, Otto Grünmandl und Gisela Schneeberger wurde Polt einem größeren Publikum durch seine zwölfteilige Sketchreihe *Fast wie im richtigen Leben* und Spielfilme wie *Man spricht deutsch* [sic] bekannt. Das umfangreiche Wirken von Gerhard Polt kann mittlerweile in einer 10-bändigen Werkausgabe bewundert werden. In einem Interview im „Kurier“ (29. Oktober 2017) äußert sich Polt, zeit seines Lebens ein homo politicus, auch zur aktuellen Situation: *„Die Frage, wird des besser oder ned, is eine Frage, die sollt ma besser hinten anstellen. Man kann es nur wie die Römer sagen: Ich hoffe wider die Hoffnung. Spero contra spem ... Was willst du denn sagen, wenn du dir die politische Phalanx anschaut: Das ist eher nicht verheißungsvoll.“* Das „spero contra spem“ (in der Form nicht belegt, als „*Contra spem spero*“ Titel eines Gedichts der ukrainischen Autorin Lesja Ukrajinka aus 1890) geht übrigens nicht auf die Römer, sondern auf den Römer(brief) zurück, wo es 4,18 über Abraham heißt: *qui contra spem in spem credidit ut fieret pater multarum gentium* – gegen alle Hoffnung (dass Sarah noch schwanger werde), hat er voll Hoffnung geglaubt, Vater vieler Völker zu werden.

Michael Mittermeier – der Österreich-Fan

Michael Fritz Mittermeier, geboren 1966 in Dorfen (Oberbayern), studierte nach seinem Abitur am Gymnasium in Gars am Inn Politikologie und Amerikanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität in Mün-



Peter Klien

chen. 1994 schrieb er seine Magisterarbeit über das Thema „Amerikanische Stand-up-Comedy“, in seinen Programmen verbindet er diese moderne Stand-up-Comedy mit Elementen des klassischen Kabaretts. Nach seinem Durchbruch mit dem Soloprogramm *Zapped* (1996) füllte er mit *Back to Life* (2002), *Paranoid* (2004), *Safari* (2007), *Achtung Baby* (2010) und *Blackout* (2013) auch große Häuser wie die Berliner Waldbühne, den Münchner Circus-Krone und die Wiener Stadthalle.

Seinen persönlichen Werdegang schildert er im 2016 erschienenen Buch „Die Welt für Anfänger“. Dort bricht immer wieder „der Lateiner“ in ihm durch, wie er selbst schreibt (S. 266). In erkatholischem Umfeld aufgewachsen, erklärt er die Etymologie seiner kleidungstechnisch nicht ganz friktionsfreien Firmung („firmare“, S. 51), kennt den „risus paschalis“, das Osterlachen als Bestandteil der Osterpredigten bis ins 19. Jahrhundert (S. 44; mit diesem Brauch, im Spätmittelalter auch mit obszönen Handlungen und Worten verbunden, wurde versucht, die Gemeinde zum Lachen zu bringen, als Zeichen des Sieges über den Tod, den Jesus durch seine Auferstehung der Lächerlichkeit preisgibt. Heutzutage erinnern an diesen Brauch manche Faschingspredigten am Karnevalssonntag). Seine klassische Bildung zeigt Mittermeier nicht nur im Vergleich der Qualen des Odysseus mit einer Irrfahrt durch Brooklyn (S. 169; Mittermeier tritt auch in amerikanischen Clubs auf), dem Wortspiel mit dem Fluss der Toten, Styx, „benannt nach der amerikanischen Rockband“ (S. 241), situationsangepassten Zitaten wie *Alea iacta est* und *Ave Caesar, morituri te salutant* (vor der Begegnung mit einem Hai bei einem Tauchgang, S. 266). Er schließt das Buch im Epilog mit einem Cicero-Zitat: „Fang nie an aufzuhören und hör nie auf anzufangen“ (S. 305). Dieses Zitat wird zwar oft in der Literatur und im Netz als ciceronianisch angeführt, aber ausschließlich in Übersetzung oder in verschiedenen, oft unrichtigen lateinischen „Rückübersetzungen“. Eine konkrete Zuschreibung an Cicero ist nicht nachzuvollziehen, eine sentenzartige Gegenüberstellung von „anfangen – aufhören“ findet sich nur in „de officiis“ 1, 135: *ut incipiendi ratio fuerit, ita sit desinendi modus* – „wie es einen Anlass zum Beginnen gab, so soll es ein Maß zum Aufhören geben“ (freundlicher Hinweis von Hermann Niedermayr, Innsbruck). Zwei weitere Stellen aus Cicero („de oratore“ 3, 183 und „pro Rabirio“ III) haben mit dem Zitat außer der Thematik „aufhören und anfangen“ nichts Gemeinsames (freundlicher Hinweis von Renate Glas, Klagenfurt).

Mit einem tatsächlich belegten „Anfängerzitat des großen römischen Staatsmannes, Feldherrn und Schriftstellers Gaius Julius Cäsar (ja, der Cäsar): alle schlimmen Zustände sind aus guten Anfängen entstanden“ (Sallust, Cat. 51,27 *quod omnia mala exempla bonis initiis orta sunt*) leitet Mittermeier zu einer in seinen Auftritten immer wieder Lachstürme erzeugenden Charakteristik des „typischen Österreicher“ über (S. 124f.):

Man weiß es nicht, und man wird nie genau wissen, wie man sich als Anfänger in Österreich zu verhalten hat. Die Unterschiede zwischen Deutschen und Österreichern sind einfach zu groß. Ein Beispiel von einer Österreich-Tour: Wenn Deutsche bei einer Vorstellung zu spät kommen und einen Platz ganz vorne haben, gehen sie an der ersten Reihe gebeugt vorbei und demonstrieren dabei ihr schlechtes Gewissen: „Ich bin zu spät, ich bin schuldig, ich bin zu spät, ich habe ein schlechtes Gewissen, ich fühle mich schuldig, und der Holocaust war auch noch ...“ Wenn Österreicher zu spät kommen, gehen sie selbstbewusst durch die Reihen, schauen auf die Bühne und fragen verwundert: Höö, warum hat der schon angefangt? Den besten Satz eines Zuspätkommers habe ich natürlich in Österreich gehört, in der Olympiahalle Innsbruck. Es war acht Uhr, von 5000 Sitzplätzen waren 4999 besetzt. Alle Zuschauer waren da, bis auf einen Einzigen, nur ein Platz war frei, genau der vor mir mittig in der ersten Reihe ... Ich begann zu spielen, aber das Problem eines Künstlers ist, dass man immer auf diesen einen leeren Platz hinschaut. Wo bleibt der bloß? Nach zwanzig Minuten kam der Herr Österreicher rein, schlenderte mir den Rücken zuwendend zu seinem Platz und setzte sich in aller Ruhe hin. Dann blickte er zu mir hoch, er merkte, ich schaue ihn an, deutete auf seine Uhr und rief mir zu: „Es ist schon spät, was ist los, mach weiter, sei lustig!“ Zuerst habe ich dozierend probiert, ihm beizukommen: „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!“ Er schaute mich an und erwiderte knapp: „und wer zu früh kommt, ist ein Spritzer!“ So kam ich nicht weiter. Ich bohrte auf andere Weise nach. „Warum bist du denn zu spät gekommen?“ Er ranzte mich an: „Ich war im Stau!“ Es wurde still, alle haben das Gleiche gedacht wie ich. „Du warst also im Stau? Aber die anderen 4999 Menschen waren alle pünktlich da, und du sagst mir, dass du im Stau warst?“ Sein Return war kurz und grausam: „Ja, ich war der letzte im Stau!“ Damit war alles gesagt: Baba, Österreich!



Alfred Dorfer

2018 startet Mittermeier sein neues Programm „Lucky Punch – die Todeswucht schlägt zurück“: Freu dich, Österreich!

Monika Gruber – die Latein-Musterschülerin

Monika Gruber, geboren 1971, wuchs auf dem elterlichen Bauernhof im oberbayerischen Tittenkofen mit zwei jüngeren Brüdern auf. Nach dem Abitur war sie mehrere Jahre als Fremdsprachensekretärin tätig und absolvierte mit 27 Jahren eine zweieinhalbjährige Schauspielausbildung. Neben den Anfängen ihrer TV-Karriere (erste Erfahrungen als Kabarettistin ab 2002 in der Comedyreihe *Kanal fatal*, in welcher sie die „Kellnerin Monique“ spielte, eine typisch bayerische Bedienung, die in breiter Mundart von ihren Erlebnissen in der Gastronomie berichtet) jobbte Gruber tatsächlich jahrelang in der Gastronomie, und auch ihr erstes Soloprogramm hieß „Kellnerin Monique: Schmeckt's ned?“ 2005 erfolgte der Durchbruch mit dem Programm „Hauptsach' g'sund“, es folgten „Zu wahr, um schön zu sein“, „Wenn ned jetzt, wann dann!“ und „Irgendwas is' immer“. In Österreich feierte sie Triumphe an der Seite von Michael Niavarani mit dem Patchworkprogramm „Best of Beide“ und im Programm „Küss die Hand“ gemeinsam mit Viktor Gernot.

In ihrem Rückblick auf die „furchtbar schöne Jugend auf dem Land“ im autobiographischen Band „Man muss die Kinder im Dorf lassen“ (erschienen 2014) zeigt sich Gruber stolz auf ihre Herkunft, ihre Heimat – und auf ihr „Einserabitur“ (S. 236) mit dem großen Latinum, das neben ihrem „Faible für Brusthaar“ zu den zwei Dingen zählt, die man ihr niemals wird



Monika Gruber

wegnehmen können (S. 42). So spielt sie denn auch mit Redewendungen wie „*Nomen est omen*“ als Überschrift zu ihren Ausführungen zu den bayerischen Hofnamen (S. 203ff.) oder macht sich Gedanken über das Preisgefälle beim Bier in Stadt und Landkreis – „*urbi et orbi*“ (S. 43).

Schuld an dieser positiven Sicht von Schule („*entgegen der landläufigen Meinung vieler Eltern heutzutage, dass Lehrer nur den Karriereweg ihrer hochbegabten Kinder torpedieren möchten, hatte ich bei den meisten meiner Lehrer diesen Eindruck nie*“; S. 40f.) war nicht zuletzt ihr Lateinlehrer:

Einige Lehrer amüsierten mich, wie zum Beispiel Herr Häberl, unser Lateinlehrer, um den sich die nie bestätigte Mär rankte, dass er früher einmal Autorennen gefahren sei und sein versteiftes Bein ein Relikt aus eben dieser Zeit sei. An dem Gerücht könnte tatsächlich etwas dran gewesen sein, denn sein Fahrstil war legendär: Rote Fußgängerampeln waren für ihn lediglich ein Vorschlag, den es nicht unbedingt zu beachten galt, und wenn sein weinroter Wagen auf den Lehrerparkplatz bog, dann tat man als Schüler gut daran, sich hinter einem Radlständer, einem Gebüsch oder anderen Autos in Sicherheit zu bringen. Wenn während des Unterrichts das Geheul eines Krankenwa-

gens in der Stadt zu hören war, meinte Herr Häberl nur lapidar: „Was soll das? Ich bin ja noch gar nicht auf der Straße!“ Wir fanden das sehr lustig.

In Kapitel „Bauernhochzeiten“ (S. 151ff.) geht sie ausführlich und augenzwinkernd („*ich stand direkt am Hauseingang der Wirtschaft neben dem Wirt, und als wir diese ganze Horde schwitzender, hemdsärmeliger Burschen in ihren viel zu warmen Anzügen betrachteten...*“, meinte der Wirt kopfschüttelnd zu mir: „*Mei, die Räusch wenn scho gspiem waarn!*“ Ein Satz, den ich gern unübersetzt so stehen lassen würde“; S. 160) auf die bayrisch-ländlichen Besonderheiten dieses besonderen und besonders langen Tages ein. Durch diesen führt, von Gruber ausführlich beschrieben, als Zeremonienmeister und Conférencier der sogenannte „Progröder“, auch „Hochzeitslader“ oder in Ostösterreich „Heiratsmann“ genannt. Der Progröder, in Varianten auch als Prograder, Prograderer, Prokrater, Prokroda bekannt, geht übrigens auf das lateinische *procurator* zurück, sorgt er sich doch um alles, was im Laufe einer Hochzeitsfeier zu tun – und besser zu lassen ist.

In Österreich wird Monika Gruber auch 2018 wieder mit ihrem Erfolgsprogramm *Wahnsinn!* zu sehen sein.

Dieter Nuhr – der vielfältige Philosoph

Dieter Herbert Nuhr, geboren 1960, besuchte das Leibniz-Gymnasium Düsseldorf. Von 1981 an studierte er an der Universität-Gesamthochschule Essen Bildende Kunst und Geschichte auf Lehramt, 1988 legte er das Erste Staatsexamen ab.

Der studierte Historiker schimmert immer wieder in seinem Buch „Das Geheimnis des perfekten Tages“ (erschienen 2015) durch. Launig setzt er die Bedeutung und das Wissen der Schüler um die nicht aus den Köpfen und Schulbüchern zu kriegende Schlacht bei Issos („333 bei Issos Keilerei“) gleich mit 1789, dem Jahr der Uraufführung der komischen Oper „Der Schulz im Dorf oder Der verliebte Herr Doctor“ von Justin Heinrich Knecht in Biberach an der Riß (S. 20). Die Kitapflicht, also die berufsbedingte zwangsweise Abgabe der Kinder durch viele Eltern in Kindertagesstätten (österr. Kindergarten), vergleicht der mit dem „*Privileg militärischer Zwangsstaaten, den Eltern die Aufzucht ihrer Kinder per Gesetz zu entziehen, im antiken Sparta beispielsweise*“ (S. 126f.). Und die Orakel, wie z. B. jenes

für König Kroisos betreffend das Überschreiten des Flusses Halys, erinnert ihn an den modernen Vorhersagekult: „*Krake Paul hat bei der Fußballweltmeisterschaft 2010 vielleicht alle Spiele der deutschen Mannschaft richtig getippt, am Ende aber zugeben müssen, dass er nicht mal die Aufstellung der Halbfinalmannschaft korrekt aufsagen konnte*“ (S. 245).

Dieter Nuhr ist einer der vielfältigsten Kabarettisten, was zahlreiche (Solo-) Programme, Bücher und TV-Sendungen („Nuhr im Ersten“) beweisen. Im Klappentext des Buches wird er als „Philosoph unter den Comedians“ bezeichnet. Dieser philosophische Zugang zu den Facetten des menschlichen Lebens wird im Buch immer wieder an antike Vorbilder und Muster geknüpft. Die ständigen, mit großer Lärmbelästigung verbundenen Bauarbeiten im Verkehrssystem gemahnen Nuhr an die Vorsokratiker: „*So wie Heraklit meinte, man könne niemals zwei Mal in denselben Fluss steigen, so wird auch der Verkehr in unserer Straße niemals zwei Jahre hintereinander über denselben Asphalt wummern*“ (S. 40f.). Und Aristoteles und Epikur stehen Pate für eine Kritik an der modernen Suche nach Glück und der Spaßgesellschaft: „*Aristoteles hat festgestellt, Glück sei, wenn es gerade mal nicht wehtut. Da hatte er sich wahrscheinlich vorher den Finger in der Wagentüre eingeklemmt. Man wirft bei uns vor allem jungen Leuten gerne vor, sie würden nur den Spaß im Leben sehen. Dann schimpft man sie Hedonisten. Aber das griechische Wort Hedoné bedeutet nicht nur Spaß oder Lust, sondern auch Seelenzufriedenheit und Schmerzfreiheit. Und gibt es etwas Schöneres als Schmerzfreiheit? Wer anderen vorwirft, sie seien Hedonisten, der soll sich von mir aus mit dem Reitpeitschen verschonen lassen. Ich verzichte darauf, mitzumachen. Wenn alle, die den Spaß verachten, schweigen würden, wäre schon erheblich weniger Schmerz in der Welt*“ (S. 284). René Descartes schließlich wird variiert, wenn es um die (mangelnde) Körperpflege der (busfahrenden) Zeitgenoss(inn)en geht: „*Verbrauchte Frauen mit Kinderwagen stehen griesig, grau und muffelnd im Bus, weil sie glauben, dass jede Form der Körperpflege im Moment ihrer Befruchtung unnötig geworden sei. Sie tragen eine stachelige Mütze aus fettigem Haar wie eine Dornenkrone und reden mit ihren Mitmüttern lauthals über Pilzbefall an Stellen, die man sich als Mitreisender gar nicht vorstellen möchte. Und sie halten sich, Arm hoch, an der Halteschlaufe fest und geben dadurch den Blick frei auf ein in der Achselhöhle wachsendes kleines*

Mischwäldchen (üppige Körper- und Achselbehaarung ist auch ein beliebtes Sujet in den Programmen des Doyens des österreichischen Kabarets, Lukas Resetarits)... *Ich glaube nicht, dass früher alles besser war, aber früher trug man lange Ärmel. Schlimme Dinge blieben so verborgen... Die großen Erfindungen, Feuer, Rad und Sanitärhygiene, haben uns aus der Tierwelt emporgehoben und in die Höhen der Zivilisation katapultiert. Ich dusche, also bin ich. Lavo, ergo sum. Ni feteo, itaque homo sum*“ (S. 30f.).

Im Mai 2014 erhielt Nuhr den Jacob-Grimm-Preis für Deutsche Sprache. Die Jury begründete die Ehrung mit den Worten: „Dieter Nuhr macht intelligentes Kabarett. Seine Stücke sind wortgewandt, die Pointen treffsicher. Aber er achtet nicht nur sorgfältig auf die sprachliche Qualität dessen, was er sagt: er bringt seinem Publikum auch Sprachkritik nahe und regt es an, über die Wirkung von Sprache nachzudenken“. Was, nicht zuletzt mit obigem, in dieser Form nicht belegten lateinischen Zitat zu beweisen war. Zu den philosophischen Anspielungen gesellen sich immer wieder Passagen, die auf Bibel- und Regelfestigkeit von Dieter Nuhr schließen lassen, der ja – das wird in seinem Wikipedia-Eintrag betont – „aus einer katholischen Familie stammt und Messdiener war“. „Vanitas, vanitas“ so sein Ausruf am Ende des Abschnitts über den Wahnsinn des Menschen und seine Spuren im Straßenverkehr (S. 41; die dort als Auswuchs angeprangerten Kreisverkehre, v. a. die in Niederösterreich, sind übrigens auch ein beliebtes Motiv des österreichischen Kabarets). Und *Ecce homo* – mit dieser Erkenntnis des Pontius Pilatus droht Nuhr am Morgen aufzuwachen (S. 93). Die kalte Jahreszeit erinnert ihn an die Zustände in mittelalterlichen Klöstern: „Der Winter wäre dick und irgendwie gemütlich, allerdings auch illusionslos und hart. Er duldet keine Widerworte. Sein Wahlspruch wäre ora et labora, schon weil er sich noch an die Gründerzeit der benediktinischen Klöster erinnern kann, die diesen eher freudlosen Grundsatz im Spätmittelalter als Lebensregel kultivierten. Der Winter kann berichten, dass die Benediktiner nicht so empfindlich waren wie die Bischöfe vor allem im kirchlichen Stammland südlich der Alpen, diese verweichlichten Südländer, die in der kalten Jahreszeit in überheizten Räumen hockten und dem Rotwein frönten, während die benediktinischen Asketen nach dem Motto lebten: *Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du genommen. Denn Staub bist du, zum*

Staub musst du zurück. Solche Sätze gefallen dem Winter. Er mag es hart“ (S. 202f.; das abschließende Zitat nach 1 Mose 3,19).

Michael Niavarani – kein Trottel, traun

Michael Niavarani, geboren 1968 in Wien als Sohn eines Persers und einer Wienerin, hatte im BRG Wien VII, Kandlgasse, erste Erfolge mit Raimund- und Nestroy-Stücken. Niavarani ist Autor vieler Revuen des Kabarett Simpl, dessen künstlerische Leitung er 1993 übernahm. Daneben ist er immer wieder in Soloprogrammen bzw. mit Partnern wie Viktor Gernot und Monika Gruber, in Kinofilmen und in Fernsehserien zu sehen. 2014 gründete Niavarani mit Georg Hoanzl in der Marx-Halle im ehemaligen Schlachthof-Areal in Wien-Landstraße das „Globe Wien“ und widmet sich dort der Shakespeare-Tradition („Die unglaubliche Tragödie von Richard III.“; „Romeo & Julia – Ohne Tod kein Happy End“) und gemeinsamen Abenden mit dem Altmeister des österreichischen Humors, Otto Schenk, unter dem bezeichnen den Titel „Zu blöd, um alt zu sein“.

Apropos blöd: Mit seinem Buch „Ein Trottel kommt selten allein“ stürmte Niavarani im Sommer 2017 sämtliche Bücher-Charts in Österreich und behauptete sich über viele Wochen an deren Spitze. Wer sich durch den zugegeben etwas plakativen Titel nicht von der Lektüre des Buches abschrecken lässt, wird in ihm eine völlig unerwartete, versteckte Hommage an die klassische Bildung, an lateinische und griechische Texte verschiedener Epochen, an das Weiterleben von Latein und Griechisch in der Gegenwart finden. Um mit Shakespeare zu beginnen: Niavarani widmet sich, aufgehängt an einem Monolog des Jago aus Shakespeares „Othello“, in einer langen Erörterung der Partikel „traun“ (S. 307ff.). Diese ist nicht nur Kennern der Voß'schen Homer-Übersetzungen vertraut; auch der Gymnasiastenschreck – ein Beispiel für die Darstellung von klassischen Philologen in früherer Literatur im Gegensatz zu Monika Grubers Herrn Häberl – Professor Unrat aus Heinrich Manns gleichnamigen Roman, der ja an einem Standardwerk zu den „Partikeln bei Homer“ arbeitet, untermauert seine Aussagen gerne mit „traun“, oft noch verstärkt durch „fürwahr!“. Aus der reichen Fülle an antiken Material bedient sich Niavarani gleich zu Beginn des Buches der Lebenskonzepte von Diogenes und Platon (das Buch ist - Zufall? - großteils in Dialogform geschrieben, mit Niavaranis Nachbarn An-



Michael Niavarani

dreas in der Badehütte am Neusiedlersee als nächtlichem Gesprächspartner):

A(ndreas): Der Mensch ist also nicht die Krone der Schöpfung?

M(ichael): Eher die Kronen-Zeitung der Schöpfung.

A: Kennst du Diogenes?

M: Den Verlag?

A: Den Philosophen.

M: Nicht persönlich. Was weiß ich über ihn? Er hat in einem Fass gelebt und ... Er ist tot. Wie übrigens die meisten Philosophen.

A: Das mit dem Fass ist eine Legende. Er muss aber ein alter Grantler, ein Misanthrop erster Güte gewesen sein ... Er hat angeblich, als Alexander der Große vor ihn trat und sagte: Sag mir, was du wünschst, und ich werde dir deinen Wunsch erfüllen, nur geantwortet: Geh mir aus der Sonne! ... Und doch hatte er einen großen Streit mit Platon. Platon, der seinerseits von Ideen mehr hielt als vom Menschen, hat den Menschen folgendermaßen definiert: Der Mensch ist weiter nichts als ein federloses Tier auf zwei Beinen... Das hat den Menschenverächter Diogenes dermaßen geärgert, dass er am nächsten Tag einen Hahn gerupft und ihn den Schülern Platons vor die Nase gehalten hat mit den Worten: Das ist Platons Mensch (S. 19ff.; Niavarani beruft sich hier offensichtlich auf Diogenes Laertios, „Über Leben und Lehren berühmter Philosophen“ 6,40).

Auch Heraklit (S. 123) muss herhalten für die Definition der *conditio humana* („Heraklit – das ist der mit panta rhei, alles fließt“) und Aristophanes mit seiner Komödientheorie (S. 44):

„Möglicherweise ist nur eine einzige Frage, die menschliche Existenz betreffend, von Bedeutung, ob nämlich das Leben eine Komödie oder eine Tragödie sei. Alles Weitere ergibt sich aus ihrer Beantwortung. Aristophanes, 398 vor Christus, Komödiendichter.

A: Kluger Mann, der Herr Aristophanes.
M: Komödiendichter im antiken Griechenland. Sehr erfolgreich.

A: Und woher ist dieses Zitat. Gibt es Tagebücher von ihm?

M: Nein, von ihm sind nur einige Stücke überliefert. Das Zitat ist...

A: Aus einer seiner Komödien?

M: Aus meinem Kopf. Ich habe es erfunden.

(Dies übrigens als Warnung für alle, die in Philologenmanier krampfhaft immer und überall nach Originalzitaten suchen ...)

Sehr kritisch bezüglich der Humortauglichkeit äußert sich Niavarani über die antike Witzesammlung „Philogelos“, „Lachfreund (S. 235ff.):

A: Und worüber lachten die alten Griechen? Was für Witze stehen in diesem Lachfreund?

M: Insgesamt 265 Witze, aber die wenigsten zünden heute noch. Der soziale und kulturelle Rahmen hat sich doch sehr geändert.

Nur einer findet Gnade vor dem Autor, wird aber wegen des Berufes des Nachbarn Andreas unterdrückt: „Ein Athener geht zum Friseur. Fragt ihn der Friseur: Wie soll ich euch die Haare schneiden? Sagt der Athener: Schweigend!“ (Philogelos 148; das Bonmot begegnet übrigens auch in anderen Kontexten, so wird es u. a. dem Regisseur Fritz Kortner zugeschrieben). Witze und Bücher haben eben ihr Schicksal, wie auch Niavarani mit dem entsprechenden lateinischen Zitat betont (*habent sua fata libelli*, S. 289), ebenso wie die anscheinend unumgängliche Übersetzung der mittelalterlichen *marca orientalis* als „Ostmark“ für das österreichische Kernland (S. 249):

„Die einzigen wirklichen Österreicher sind die Niederösterreicher und die Oberösterreicher. Übrigens hieß dieses Gebiet, also ungefähr dieses Gebiet, sozusagen das österreichische Kernland, im frühen Mittelalter *marca orientalis*, was man leider mit Ostmark übersetzen muss, und war Teil des Herzogtums Bayern. Das war so gegen das Jahr 900, als auch Salzburg und Innsbruck bayerisches Territorium waren und Graz im Herzog-

tum Kärnten lag. Die fremde Religion, die damals in diese Gebiet eindrang, nannte sich Christentum, und einige hundert Jahre später hat eine Schweizer Adelsfamilie dieses Land für sich erobert, das waren die Habsburger. Davor aber noch, im Jahre 907, kam die *marca orientalis* zu den Magyaren. Also sind die Ober- und Niederösterreicher auch irgendwie Ungarn. Wenn man nur weit genug in die Geschichte zurückgeht, war alles Ureigene einmal fremd.“

Ganze Abschnitte des Buches speisen sich aus Nacherzählungen und Adaptierungen von Sujets der lateinischen Literaturgeschichte: Giraldus Cambrensis blutige Story von der erzwungenen Selbstkastration des Lehensherrn auf Castellum Radulphi (S. 320ff.); die in die Gegenwart eines erfolgreichen Managers verlegte Geschichte vom Doppelgänger Kaiser Jovinians aus den „Gesta Romanorum“ 59 (S. 257ff.); und als eigenes Kapitel II auf über 20 Seiten (S. 47–69) die niavaranische Version der Erzählung des Eumolpius aus dem „Satyricon“ des Petron über Agrippina, die Witwe von Ephesos. Niavarani, der immer wieder damit kokettiert, keine Matura zu haben, beweist also sehr wohl umfassende Kenntnisse in griechischer und lateinischer Literatur, antiker Philosophie und österreichischer Geschichte – jedenfalls aber großes Geschick in der Auswahl der einschlägigen fachlichen Beratung.

Lachend die Wahrheit sagen

„Humor als gesellschaftliches und literarisches Phänomen erleben, das zeitgebundenen Konventionen unterliegt und in Formen wie Komödie, Epigramm, Satire und Anekdote lebendig wird“ (4. Semester – Kompetenzmodul 4, 6. Klasse sechsjähriges Latein) und „am Beispiel der kleinen Form wie Epigramm, Anekdote und Fabel erleben, wie gesellschaftliche und politische Missstände und menschliche Schwächen in humoristischer Weise thematisiert und kommentiert werden“ (5. Semester – Kompetenzmodul 5, 7. Klasse vierjähriges Latein) heißt es im novellierten Lehrplan der Neuen Oberstufe des österreichischen Gymnasiums, und „Latein vermittelt beispielhaft die Rezeption und Wirkungsgeschichte von Ideen, Motiven und Stoffen europäischen Bewusstseins“ ist dort ebenso als oberste Bildungs- und Lehraufgabe des Faches festgeschrieben wie „Latein fördert das historische Denken und die kulturelle Erinnerung“. Wirkung und Weiterleben der antiken Welt und von der Antike beeinflussten Kulturen sowie der lateinischen Sprache in allen Epochen

ihrer mehr als 2500-jährigen Geschichte bis in die Gegenwart muss sich aber nicht immer in ernster Form und in großen Formaten manifestieren. „*Ridentem dicere verum quid vetat* – was verbietet denn lachend die Wahrheit zu sagen“ fragt schon Horaz in seiner ersten Satire, einer literarischen Form, die laut Quintilian „*tota nostra est* – ganz uns gehört“. Wir tragen sicher zur Akzeptanz und dem würdevollen Weiterleben der „Classics“, der klassischen Bildung bei, wenn wir auch für das Schmunzeln, Lächeln und Lachen Platz im Unterricht lassen. Umgekehrt schadet klassische Bildung im weitesten, also nicht auf die griechische und römische Klassik reduzierten Sinn, auch nicht beim besseren Verstehen selbst einer oft unterschätzten Form wie des zeitgenössischen Kabarets. ■

Fritz Lošek, Landesschulinspektor für AHS in Niederösterreich und Dozent an der Universität Wien; Herausgeber des neuen Stowasser (2016 bzw. 2017). Bekennender Fan der österreichischen und deutschen Kabaretszene. Kontakt: Rennbahnstraße 29, A-3109 St. Pölten; friedrich.losek@lssr-noe.gv.at.

Literaturhinweise bzw. Links:

Dorfer, Alfred: <http://www.dorfer.at/>.
Gruber, Monika: Man muss das Kind im Dorf lassen. Meine furchtbar schöne Jugend auf dem Land, München/Berlin 2017 (Piper).
Klien, Peter: <http://www.peterklien.at/>.
Kulis, Gernot: <https://www.gernotkulis.at/>.
Lošek, Fritz, Alte Sprachen in modernen Kleidern – von einem Lieblingsfach, von keiner Zentralmatura und vom neuesten Stowasser, in: Kremser Humanistische Blätter 17.–18. Jahrgang/2013–2014, Krems, 2018.
Maurer, Thomas: <http://www.thomas-maurer.at/de>.
Mittermeier, Michael: Die Welt für Anfänger, Köln 2016 (Kiepenheuer & Witsch).
Niavarani, Michael: Ein Trottel kommt selten allein, Wien 2017 (Amalthea).
Nuhr, Dieter: Das Geheimnis des perfekten Tages, Köln 2015 (Bastei Lübbe AG).
Polt, Gerhard: <https://polt.de/>.
Stowasser. Lateinisch – deutsches Schulwörterbuch: Völlige Neubearbeitung 2016, herausgegeben von Fritz Lošek unter Mitwirkung von Barbara Dowlasz, Walter Freinbichler, Renate Glas, Michael Huber, Rainer Kurz, Hermann Niedermayr, Renate Oswald, Martin Seitz, Wilhelmine Widhalm-Kupferschmidt †, 1. Auflage 2. Druck, München 2017 (Oldenbourg bzw. hpt/Wien).

Ohne Antike geht's nicht – Karikaturist Thomas Wizany

Peter Glatz

Mit großer Freude stellen wir Ihnen in der Jubiläumsausgabe des Cursor anlässlich „15 Jahre Amici Linguae Latinae“ den Salzburger Karikaturisten und Amicus Thomas Wizany vor. Er begeistert durch einen virtuoson Strich in seinen gleichermaßen intelligenten wie witzigen Karikaturen zum Zeitgeschehen und vor allem: Mit einer außerordentlichen Kenntnis der mythologischen und historischen Motive Griechenlands und Roms deutet er die Gegenwart im Lichte des antiken Mythos und der antiken Geschichte und dabei bietet eine enorme Vielfalt an Themen. Dominieren üblicherweise das Trojanische Pferd und Europa auf dem Stier, so hat Thomas Wizany daneben eine außerordentlich breite Palette zu bieten. Eine kleine Auswahl aus den letzten Jahren stellen wir Ihnen in diesem Jubiläums-Cursor vor: Eulen in Athen, der Riese Polyphem alias „Niemand“, die Sirenen, das Orakel von Delphi, die Lupa Capitolina, die Hydra von Lerna, Narziss, römische Redner in der Toga (antike Rhetorik), Diogenes im Fass, Laokoon, das Höhlengleichnis Platos (Philosophie), philosophische Zitate: *Panta rhei*, wir

steigen nicht zweimal in denselben Fluss, Sisyphos, die olympischen Götter, allen voran Zeus, Gaius Julius Cäsar, den Parnass, die Musen. Auch so manches Sprachliche: *Pontifex*, *Gaudeamus igitur*. Auffallend ist, dass besonders in Krisenzeiten, wie z. B. der Finanzkrise Griechenlands oder der aktuellen Flüchtlingsproblematik, der griechische Mythos besonders viel an Aussagekraft und an passenden Motiven zu bieten hat, um die aktuelle heutige Situation zu illustrieren. Genießen Sie den folgenden Streifzug durch die klassische Antike und machen Sie sich Ihren Reim auf die ins Bild gesetzten Botschaften des Amicus Thomas Wizany.

Zuvor seien zu einigen Karikaturen, die sich auf die österreichische Innenpolitik beziehen, ein paar kurze Anmerkungen gemacht. Bergpredigten: Kanzler Kern hat 2017 die Wahlen „verloren“ und kündigte nach der Wahl an, die SPÖ werde in Opposition gehen. Im Jahr 2000 hatte die ÖVP unter Wolfgang Schüssel die Wahlen an 3. Stelle beendet und konnte durch die umstritte-

ne schwarz-blaue Koalition dennoch den Kanzler stellen.

Mindestsicherung light: die Österreichische Volkspartei (ÖVP) und die Sozialistische Partei Österreichs (SPÖ) brachten beim Thema Mindestsicherung nicht wirklich etwas weiter.

Steigerungsfähig: Die Rechte am Ausbau der 380-KV-Leitungen wurden versteigert. Das Höhlengleichnis: Der noch amtierende Innenminister Sobotka erklärt den Länderchefs der ÖVP die Koalitionsverhandlungen zwischen Sebastian Kurz (ÖVP) und Karl-Heinz Strache (FPÖ). Dies deswegen, da die Koalitionsverhandlungen einerseits länger dauerten und die Länderchefs zudem Machteinbußen befürchteten – nicht zuletzt wegen der Quereinsteiger, die Sebastian Kurz in sein Team einbrachte, nachdem er sich (erstmalig in der Geschichte der ÖVP!) ein alleiniges Durchgriffsrecht in Personalfragen gesichert hatte.

Optimisyphos: Am 12.5.2016 trat Christian Kern (SPÖ) die Nachfolge von Werner Faymann als Bundeskanzler der Republik Österreich an.



Amicus Thomas Wizany

Thomas Wizany, geboren 1967, lebt und arbeitet als Karikaturist und Architekt in Salzburg. Nach dem Studienabschluss an der „Akademie der bildenden Künste“ in Wien in der Meisterschule von Prof. Gustav Peichl, folgten längere Studienaufenthalte in Dijon und Siena.

Seit 1987 zeichnet Wizany täglich für die „Salzburger Nachrichten“, wo seine Karikaturen jeden Samstag auf der Titelseite erscheinen. Zudem verfasst er zahlreiche Cartoons und Buchillustrationen und veröffentlicht in anderen Medien, wie beispielsweise im „Spiegel“. Gänzlich aus seiner Feder sind die Karikaturbände „Der Durchblick/Karikaturen 1994–2004“ und „Strichcodes/Karikaturen 2005–2010“ und jüngst erschienen „gezeichnet, T. Wizany/Karikaturen 2011–2017“.

Neben seinen Karikaturen widmet sich Wizany der Ausstellungsgestaltung. So entstanden in den Jahren 2005 bis 2014 die Neugestaltung von Mozarts Geburtshaus in Salzburg, das Mozarthaus in St. Gilgen am Wolfgangsee und das Museum St. Peter im Salzburger DomQuartier. 2007 erhielt Thomas Wizany einen der renommiertesten Publizistikpreise Österreichs, den René-Marcic-Preis.

Den Unterricht in den klassischen Sprachen hält er für gleichermaßen notwendig wie bereichernd. Neben der sprachlichen Bildung in Latein und Griechisch sieht er vor allem den kulturellen Aspekt: „Die Geisteswelt Europas ist wesentlich von den Themen und Motiven der griechisch-römischen Antike geprägt. Der griechische Mythos bietet ein unfassbares Repertoire an menschlichen Lebenssituationen, Bedürfnissen, Freuden und Leiden, das auch heute noch relevant ist.“ Gerade das wird besonders in seinen Karikaturen sicht- und spürbar.



Gekommen, um zu bleiben



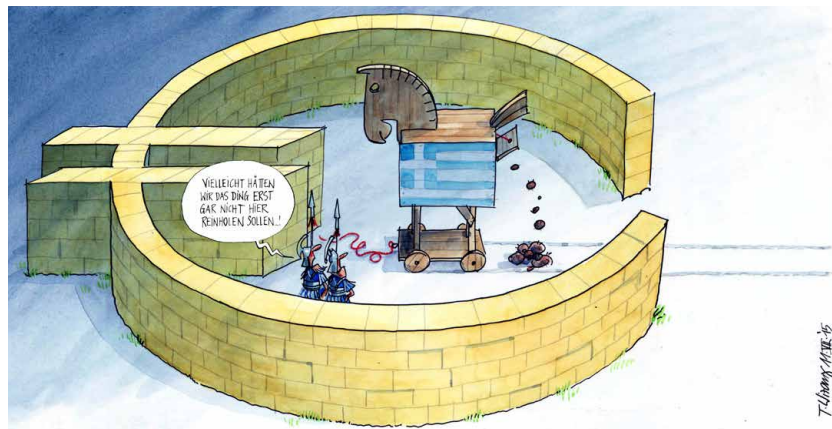
Mit offenem Ausgang



€urakel-Spruch



Rome sweet Rome



Späte Einsicht



Odyssee 2010



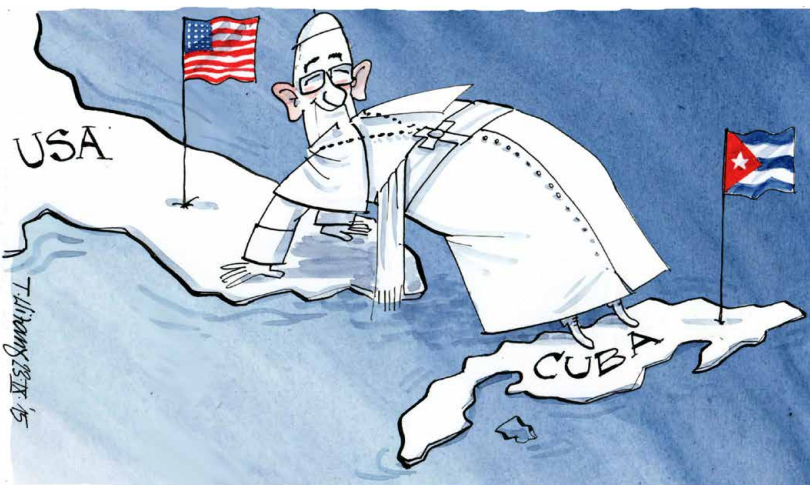
Irrfahrt



Schlechte Karte(n)



Stadtmutter



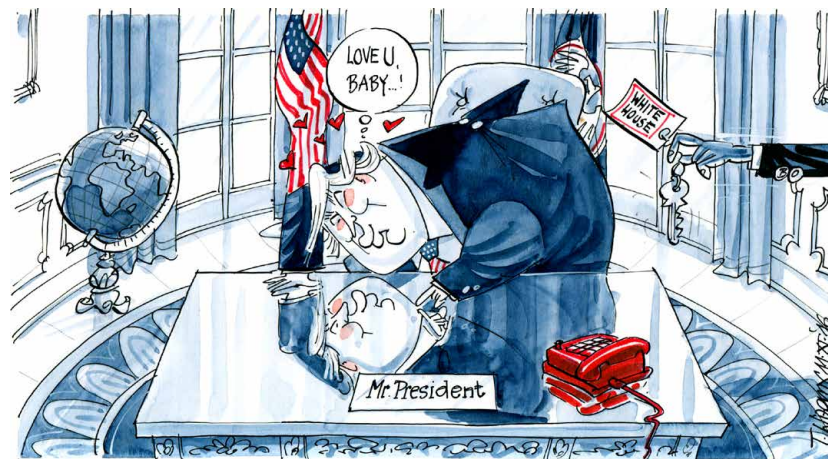
Pontifex



Herkulesaufgabe



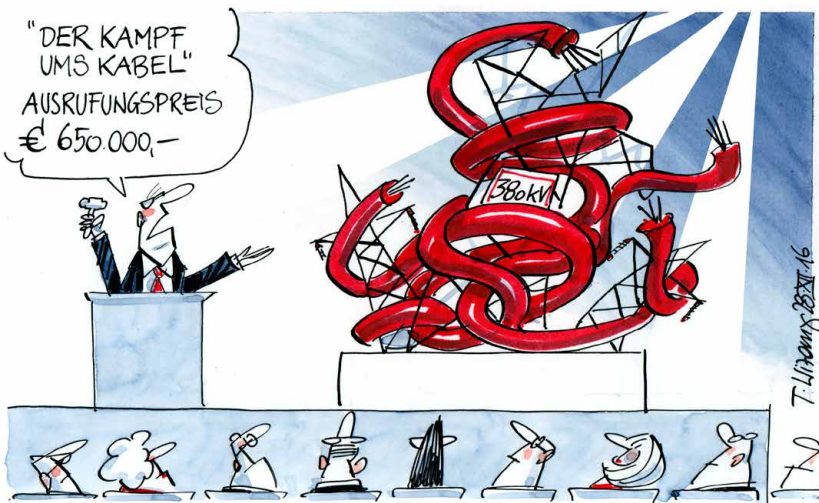
Bergpredigten



Narziss am Ziel



Mindestsicherung light



Steigerungsfähig



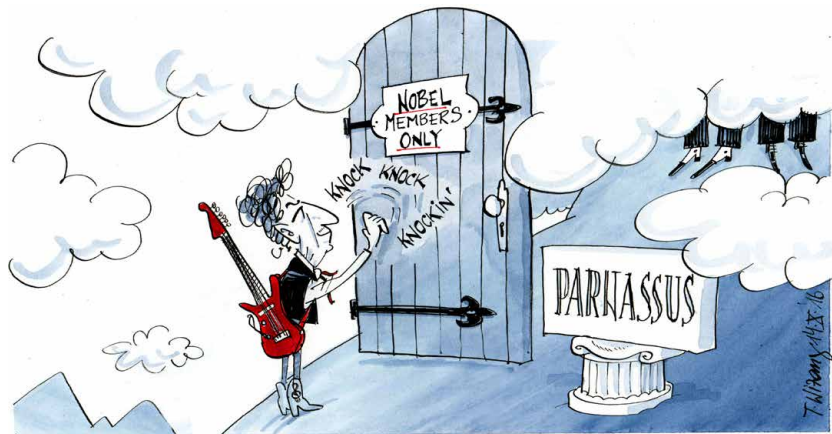
Optimisyphos



Mann oh Mann



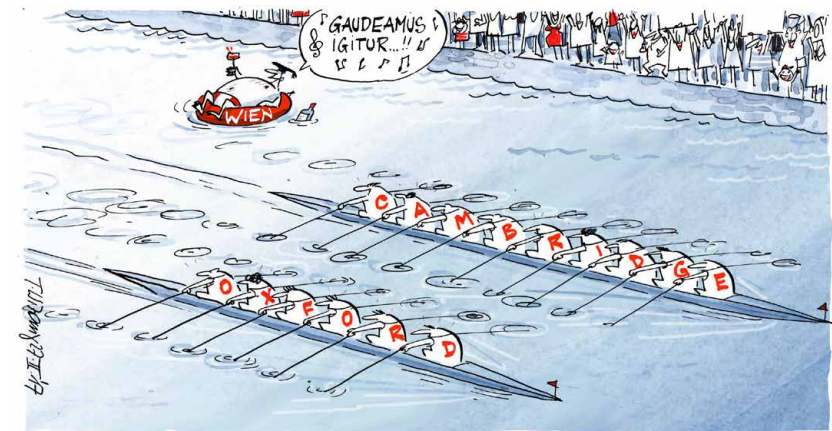
Höhlengleichnis



Literatenhimmel (auf Erden)



Stadt der Musen



Uni-Ranking



Im-PR-ium

NOST?

Difficile est saturam non scribere!

Satirisches von Esilva

Don Corleone (mit hochgezogenen Brauen): Die Leute reden, dass das alte System, wie wir seit unserer Väter Tage zu Noten gekommen sind, nicht mehr gültig ist. Was ist da dran an diese Fama?

Don Didattico: Das ist keine Gerücht, venerabile patrone! Ab sofort haben wir eine neue System – seine Name ist COSA NOSTA ...

Don Corleone (altersresignativ): Damit hat sich der Flügel um Don Bürocrate also gesetzt durch ... Das bedeutet für dasselbe Schutzgeld mehr Arbeit mit Papiere ...

Don Didattico: So ist es! Wir müssen heute setzen mehr Kreuze, bevor wir kreuzigen ... (betretene Pause) ... verzeih mir diese schlechte Scherz. Don Administration kann schon lange lachen nicht mehr darüber!

Don Corleone (langsam aufbrausend): Aber wir haben doch schon so viele Schutze für unsere Schäfchen. Die Sache mit den Betonschuhen? ... Haben wir schon lange

nicht mehr in unsere Programm ... Damit wir haben uns schon mit diese Floriani nur eine Nagel eingezogen. ... Kreuze wir machen auch nicht mehr ... wozu so viele Kreuzchen nostris temporibus?

Don Didattico: Giusto, Padrone! Wenn wir wollten früher die Sack zumachen, wir haben bisher nicht gebraucht viele Tabelle und Spalte ...

Aber jetzt eine nova aetas! Wenn unsere Schutzbefohlene nicht wollen unsere Sprache lernen, müssen wir finden die richtige Sprache. Unser täglich Geschäft ist geworden multo bürocratico. Früher wir konnten arbeiten mit List(e) und Laune, heute wir müssen kämpfen mit schnöde Liste. Heute wir geworden alle zu Buch(e) halter und Listeführer!

Don Corleone (ziemlich ungeduldig): Tutti imbecilli! Unsere Geschäft war immer eine ehrliche ... Was wir gewiegt, das hat es gewogen. Wer kann nun schreiben uns vor, wo die Hase liegt in die Pfeffer!?!

Don Didattico (besänftigend): Coretto, ma wir haben eine neue Wind in die Ministerio. Diese Wind kommt aus die Schule von Don Reformo, dere gemeinsam mit Don Bürocrate, Don Competenze und die junge Don Psichometro Macht reißen will an sich. Früher wir haben gemacht Sprach-Deal mit Hand und Fuß. Heute wichtig ist informazione formale senza sostanza. Früher man schätzte unsere feine Sensorio füre Schüler und Lingua. Heute wir brauchen eine präzises Wischi-Waschi-Raster, um zu sagen, was zu sagen. O tempora, o monete! Nichts ist mehr in Beton gemeißelt!

Don Corleone (sich in seine Kammer zurückziehend): Tempora illecebre inani miscentur et nos in illis! Gehe du hinaus, Don Didattico und halte aus und dagegen! Dass nicht andere machen – NOSThum quasi – aus unsere ehrenwerte Beruf eine Schreibetischäter! Der Deal mit die Sprache muss unsere Cosa nostra bleiben! ■

impressum



Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

AMICI LINGVAE LATINAE
Freunde der lateinischen Sprache
Atriumweg 6a, A-4060 Leonding
E-Mail: peter.glatz@eduhi.at

Redaktion:

Mag. Peter Glatz, Christoph Gruber
Layout:
Lukas Ruhs

Bankverbindung:

IBAN: AT12 3400 0000 0165 5745
Raiffeisenlandesbank OÖ
BIC: RZOOAT2L

Auflage: 1000 Stück

ISSN 2522-3984

QR-Code zu den bisherigen Ausgaben des Magazins „cursor“



Abbildungen:

Abb. S. 6 Foto: Yair Haklai https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/b2/Pallas_Athena_statue%2C_Vienna-4.jpg
Abb. S. 24 <http://www.peterklien.at/presse/> Foto: Ingo Pertramer
Abb. S. 25: Photo: Manfred Werner, Lizenz: Wikimedia Commons
Abb. S. 26: Photo: Stefan Brending, Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode>
Abb. S.27: Photo: Manfred Werner, www.niavarani.at, Lizenz: Wikimedia Commons
Abb. S. 35: <https://www.wikimedia.org>
Abb. S. 36 oben: <https://wikimedia.org>
Abb. S. 37 unten: <https://pixabay.com>
Abb. S. 38 <https://www.thalia.de/shop/home/rubrikartikel/ID43818546.html?ProvID=11000522>

Abb. S. 39: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cicero_\(Vatikanische_Museum\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cicero_(Vatikanische_Museum).jpg)

Abb. S. 40: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Caesar-Altes-Museum-Berlin.jpg>

Abb. S. 41: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Pompejus.JPG>

Abb. S. 43: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d7/Forum_romanum_6k_%285760x2097%29.jpg

Abb. S. 44: <https://www.mirror.co.uk/news/uk-news/gallery/drowned-city-caesars-roman-empires-11637661>

Abb. S. 47: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/cb/Erotic_scene_Pompeii_MAN_Napoli_Inv27696.jpg

S. 49-51 Alle Fotos © Hubert Auer

Abb. S. 59: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Pompeji_um_1900_ueberblick.jpg

Abb. S. 69: Pfersch 1989, Umschlagabbildung

Abb. S. 70: F. Thinnard, Das Herbarium der Entdecker. Humboldt, Darwin & Co. – botanische Forscher und ihre Reisen, Bern: Haupt 2013, S. 32.

Abb. S. 71: Holzer; Wallisch 2014, Umschlagbild

Macaronic Latin

When a language goes wild

Šime Demo

Zusammenfassung

Unter den vielen Formen, in denen das Latein während vieler Jahrhunderte seines Bestehens aufgetreten ist, ist der makkaronische Stil zweifellos einer der merkwürdigsten. Er wird gebildet, indem man lateinische Endungen an den Stämmen einer modernen Sprache anbringt, damit neue, monströse hybride Wörter entstehen. Er entstand im späten 15. Jahrhundert in Norditalien, in der Zeit des großen Übergangs vom Mittelalter zur frühen Neuzeit, wurde im übrigen Europa sehr populär und bis zum 19. Jahrhundert weitergeführt. Die Themen sind vielfältig, aber ein herausragendes Merkmal ist Humor, erreicht durch Satire und Parodie klassischer Dichter, vor allem Vergils.

Im folgenden Artikel werden wir zunächst kurz den Hintergrund und Ursprung der Macaronics skizzieren und dann einige Beispiele aus verschiedenen lokalen Traditionen betrachten.

In the course of over two millenia of its presence in literary works, Latin passed through all kinds of transformations and uses. One of its most bizarre manifestations is represented by macaronic Latin, a weird mixture of classical idiom, standard varieties, and a modern vernacular language. To start off with an example, let us take a look at the beginning of a German-Latin macaronic poem *Flohia* from 1593 dealing with fleas:

*Angla Flochosque canam, qui wachsun pulvere
schwarzo
E Waßbroque simul fließente et Schweißbide warm;
Multipedes Thieri qui possunt hupfere longe,
Non aliter quam si Flüglos natura dedisset.
(Anonymous, Floia 1–4)*

„I shall sing stings and fleas, who rise from black dust
And from the running water and sweat;
Beasts with many legs that can jump far,
Just as if nature gave them wings.“

We can recognise Latin words such as *qui*, *et*, *possunt*, and endings like *-am*, *-ente*, *-os*, *-ere*. But we also see that some words consist of German stems with Latin endings. These hybrid words define macaronic Latin. It is not enough just to

put words from different languages side by side – there must be a certain number of hybrid words included.

This kind of amusing style started in Renaissance Italy and soon spread all over the continent, lasting for more than three centuries before fading out together with Neo-Latin literature in the 19th century. But how it all started? How and why the people came to an idea to mix languages in such a way? As we will see, it is not by chance that macaronic texts appeared exactly in this period and region – some crucial factors played a decisive role in their birth.

Background and origin

Of course, linguistic mixing with Latin is not an invention of the Renaissance. As any other language whose speakers are not isolated from the speakers of other languages, Latin received foreign elements. Sometimes they entered its structure and became part of the language (for example, Celtic loanwords such as *carrus*, Greek such as *rhetor*, or Hebrew such as – via Greek – *sabbata*), and sometimes they remained *ad hoc* formations which were only used once or several times. Among the latter an example is a poetic letter by the late Roman author Ausonius (4th c.), where we find Greek-Latin words such as *calendais*, *πολυcantica*, and *ingrataioi*.

In the Middle Ages one can encounter humorous hybrids such as English-Latin *bredibus* (from *bread*) and *horsibus* (from *horse*), but also mixtures used out of practical reasons in chanceries, e. g. *garderobam* (from *wardrobe*) and *shoppis* (from *shop*). However, this kind of producing new words that would not have survived into the future stage of a language is relatively rare, and was not consistent until the arrival of the macaronics.

Macaronic Latin first appeared during the shift from the Middle Ages to the Early Modern Period, when Europe underwent a major linguistic transformation. During the previous 1500 years Latin dominated most parts of Western and Central Europe as the main language used in higher cultu-

ral domains such as literature, education, science, diplomacy, administration, and religion. Towards the end of the Middle Ages this state of affairs gradually started to change. Modern languages began to be employed in an ever increasing number of domains, pushing Latin out of use in many fields of use. Although this process was not completely finished until the 19th century, Renaissance witnessed the most profound developments.

In addition, during the dynamic period of the 15th and early 16th centuries some pivotal events took place in Europe: the invention of the printing press, the discovery of the Americas, the Ottoman invasion, the Protestant Reformation, to name only some of them. The old religion-dominated world with a clear hierarchy of the universe defined by its relation to God fell apart and man came to the center of attention (hence the term *humanism*). Centennial social structures were shaken and new ones were not yet fully established. All this had consequences in literature, which started to experiment with breaking the inherited frames and finding new forms of expression.

In Northern Italy, where macaronic literature originated, the linguistic situation was complicated by the fact that the newly established standard literary variety, Tuscan, began to replace local dialects in the literature. Resistance to this process produced a state of tension, which was resolved in the first half of the 16th century by the victory of Tuscan. The development of literature reflects this temporary lack of balance.

The situation was not less interesting within Latin. Medieval linguistic usage deviated from classical standards and often admitted influences from the vernaculars. Humanists tried to put an end to this practice by employing and teaching the style used by Cicero, Vergil and their contemporaries. They used to make fun of substandard Latin, their main targets being the current idiom of administration, university, and religious life, sometimes called „kitchen Latin“ (*Latinitas culinaria*). They often deliberately used non-classical features or vernacular insertions to accomplish humorous effect. Macaronic Latin was one of the most successful linguistic experiments of the kind.

Early authors

The first macaronic poem was written by a certain Corado of Padua in the 1480s, but the one who gave the genre its name and first impetus was Tifi Odasi, also a Paduan, with his *Macaronea* or *Macaronic poem about some Paduans fooled by a magical trick* (*Carmen macaronicum de Patavinis quibusdam arte magica delusis*), written around 1490. The plot of the poem is as follows: Paduan apothecary Tomeo asks his colleague Giampietro, who is called Cusinus (Cousin) and is a famous sorcerer, to free his store from ghosts, and promises to pay him with a fat goose. Cousin accepts the offer and a magical ritual is prepared and described, which includes baking the goose. However, the piece is not finished, so we do not know how the story ended.

Tifi's poem, which is exactly 700 verses long, was extremely popular. Soon it was published 10 times, and it is also preserved in many manuscripts. Tifi developed some features of macaronic characters that will survive in later tradition, such as immoderate gluttony, carnal lust and incessant promptness to joke.

After Padua macaronics spread to other cities in Padan valley such as Cremona, Asti, Parma, Peggia, Torino, and finally Mantova, the home of the greatest macaronic poet, Teofilo Folengo. But before turning to him, we will take a look at one of the early macaronic texts, written by Gian Giacomo Bartolotti, who was a famous physician from Parma and who wrote the famous essay *On the antiquity of medicine* (*De antiquitate medicinae*). The text was issued in two parts (in 1498 and 1509) under the title *Medicinal macaronic* (*Macharonea medicinalis*) and has more than one thousand verses. The first part satirises a young uneducated man from Bergamo who comes to Venice and tries to make a medical and teaching career. Such people were mockingly called *fachini*, which means „porters“, because they often worked in Venice port as porters. This is the beginning of the poem:

*Magnanimum canimus medicum natione fachinum
Qui se plus doctum semper putat esse Galeno,
Atque Auicenna se pensat esse maiorem.
Sed quoniam solus non possum dicere laudes
Tam grandis hominis, omnes fauete gaiofi,
Omnes furfantes, et cum zaratanibus ipse
Putane aditis, fachinorum turba uenite,
Compagnum uestrum mandemus ad astra parolis.
Namque ego nil possum – tot sunt ingentia facta –
Quod si uox esset maior bombardae, mihi que
Linguae essent milies fortique azale ferate,
Buchaque esset grandis qualem Polyfemus habebat –*

*Uel dicam melius quantum foramina furni? –
Uirtutum minimam uix possem dicere partem.
Sed quia uos uestram prestatis, credo, fauorem,
Incipiam laudes grandis cantare coioni,
Unde aleuatus et qua sit parte nasutus,
Quidue fecit iuuenis, aures drizate, docebo.
Urbs antiqua fuit multis copiosa fachinis
Nobilibusque etiam multis, sed turba fachinum
Uincit, et est adeo gentis numerosa propago
Ut sit opus pueros foras mandare fachinos.
Hi uenetas currunt propter guadagnare paludes.
(Gian Giacomo Bartolotti,
Macharonea medicinalis 1–23)*

„We sing of a great-souled doctor-porter,
Who considers himself more learned than Galen
And thinks he is greater than Avicenna.
But as I cannot sing by myself praises
To such a great man, help me, all ye rascals,
All scoundrels, and with charlatans
Come ye, whores, come, whole band of porters,
And we shall use our words to send your fellow to the stars.
For I cannot do anything – so many are his great deeds –
If I had voice louder than a cannon shot
And thousand tongues dressed in steel
And mouth large as Polyphemus' –
Or, to say more exactly – as an opening of an oven –
I could hardly tell a tiny part of his virtues.
But because you provide me with your assistance, as I believe,
I shall begin to sing a praise of a great idiot,
Where was he nourished and at which place he was born,
What he did as a young man – this I will teach you: prick up your ears.
There was an ancient city, full of many porters,
And of some nobles, too; but the multitude of porters
Prevailed; and the offspring of this race is so copious,
That it was necessary for the porters to send their children away.
And they came to Venetian marshes to earn money.“

The ties with the classical culture are obvious and many. In verses 6 to 7 and 15 there is an invocation, but a comic one – the poet does not invoke gods or Muses, which was usual in ancient epic poetry, but rascals, villains and prostitutes. Furthermore, we have a classical topic of modesty. Latin poets in general frequently say something like this: I am



Teofilo Folengo, the greatest macaronic poet

not competent or sufficiently educated or talented to write about this, but with the help of gods, Muses and so forth, I will do my best. Bartolotti takes on this custom, but by making fun of it, assuming that the size of someone's mouth determines his or her poetic abilities – the bigger the mouth, the better the poet.

Exact places from the ancient poetry are also parodied. The beginning of Vergil's *Aeneid* goes thus:
Arma virumque cano... (1.1),
and here we have:
Magnanimum canimus... (1).

Furthermore, just like Bartolotti, Vergil has an invocation, and then introduces Carthage as the place where he begins his story:
Urbs antiqua fuit (Tyrii tenuere coloni) (1.12),
and Bartolotti has:
Urbs antiqua fuit multis copiosa fachinis (19).

Macaronic poetry is built on such facetious quoting ancient authors, especially Vergil.

Teofilo Folengo – macaronic Vergil

As we have pointed out, the most important macaronic author was Teofilo Folengo (1491–1544). An interesting coincidence is that he was from Mantua, just like Vergil, the greatest Roman epic poet, who was the model poet for all neo-Latin epic poetry, including the macaronics. An epitaph on Folengo's tomb says:

*Graecia, quid Latio vix unum obtendis
Homerum?
Una duos numerat Mantua Maeonidas!*

„Greece, why you show one Homer to Latium?
One Mantua counts two Maeonians!“

So, Mantua has two Homers (Vergil and Folengo), while Greece has only one.

He was a benedictine monk, but left the Order at the age of 34, and travelled Italy, only to return to the monastery after 5 years. He was a deeply religious person, with strong critical attitude towards the moral and social corruption in the Church. Therefore, he used to criticise in his work monks and clergy and was frequently accused of promoting Protestant ideas. He used to write in Latin, Italian and macaronic, and is most famous for his macaronic works. All macaronic authors that wrote afterwards were under deep Folengo's influence.

In 1517, as a 26 years old monk, Folengo published the first redaction of his macaronic book entitled *Macaronices libri*. During his lifetime he prepared four editions, and died before he was able to finish the last revision. The book consists of several parts, among which the largest and the most important one is a giant epic poem *Baldus*, which in its final version consisted of 25 books and almost 15,000 lines (for the sake of comparison, *Aeneid* is just short of 9,900 lines).

The title character, Baldus, is a French noble who was born in the village Cipada near Mantua and, having lost his parents as a baby, is raised by a family of local peasants, convinced that he was their son (the episode is parallel to the Romulus and Remus story). As a boy, he reads a lot about the adventures of medieval knights and becomes obsessed with adventurous life. Together with his two friends, who are a giant and a half human-half dog, he terrorises the local population; then he ends up in jail, gets rescued by his friend, and they travel on a ship through all kinds of unbelievable fantastic adventures, the storm, the battle against pirates and witches; they visit the Islands of the Blessed, discover the headwaters of Nile, and even descend into underworld, just like the heroes of ancient epics.

The poem is packed with mocking medieval science and satirical attacks on monks, papacy, the French, peasants, women, charlatans, simpletons, magicians, philo-

sophers, grammarians and many others. It is a kind of an inverted encyclopedia of the contemporary world, which mercilessly puts a mirror in front of everybody. This is one of the main reasons why nobody ever managed to write something similar after Folengo.

Below is a very short example from the very beginning of *Baldus*, where the poet describes the land of Cockaigne, which is a mythical place of plenty, where everybody enjoys themselves and nobody needs to work, because food and everything abounds:

*Credite, quod giuro, neque solam dire bosiam
Possem, per quantos abscondit terra tesoros:
Illic ad bassum currunt caua flumina brodae,
Quae lagum suppaie generant pelagumque
guacetti.
Hic de materia tortarum mille uidentur
Ire redire rates, barchae grippique ladini,
In quibus exercent lazzos et retia Musae,
Retia salsizzis uitulique cusita busecchis,
Piscantes gnoccos, fritolas gialdasque tomaclas.
(Teofilo Folengo, *Baldus* 1.30–38)*

„Believe me what I swear, and I would not be able to tell a single lie,
Not for all the treasures that the earth conceals:

It is the place where deep rivers of broth flow downward

Forming a lake of soup and a sea of grave.
It is the place where you can see thousand rafts made of cake

Going back and forth; then boats, brigs, and light vessels,

In which Muses set lace and nets,
Nets woven out of sausages and calf tripe –
Fishing gnocchi, fritters, and yellow meatballs.“

Other examples

The first region that received macaronic style from Italians was Provence. It is placed just across the Alps, and the cultural ties between the two peoples were always very strong, ever since Julius Caesar occupied the ancient Gaul in the 1st century BC. But how macaronics came to France in the first place?

In 1520s, a young Provençal lawyer Antoine Arena (1500–1544) fought in Italy twice as a mercenary. He met macaronics there and after his return home he published two macaronic books: a description of his mili-

tary adventures, and a very popular dance manual, which contains an etiquette for young men. Here is an extract from the latter one:

*Atque velis etiam bellas portare sabatas,
Fac bene stirata sit quoque chaussa tua.
Oro taconatas caveas portare sabatas;
Nam nihil in dansis turpius esse potest.
Et rutare cave quando dansabis, amice;
Nam si tuns rotes, tu bene porcus eris.
Tu quoque per dansas numquam sautando
petabis:*

*Stringe os et culum, coge tenere petum.
Non grates testam manibus serquando per
volhos,
Nec nigras nieras tunc grafinare velis.*

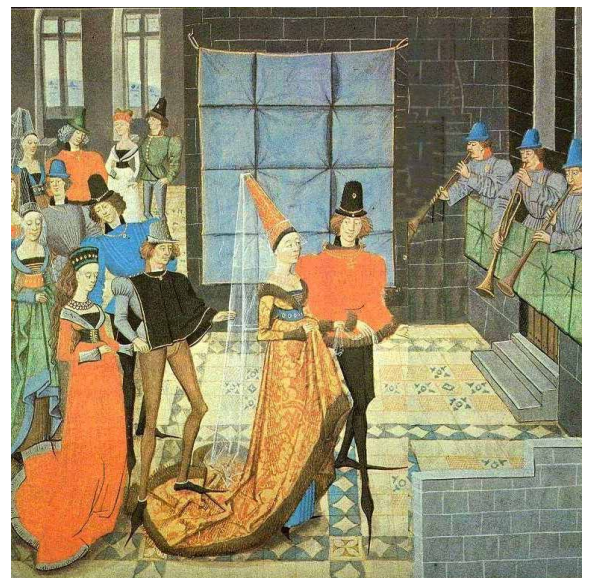
...

*Ubertam boccam nunquam dansando tenebis,
Nunc propter muscas; namque volare solent.
De facili boccam possent intrare badatam,
Et te stranglarent – ergo, falote, cave.*

...

*Et non escraches morvelos ante puellas:
Nam racare facit, vertere corda quoque.
Seu spuis aut mungis nares nutasve, memento
Post tua concussum vertere terga caput,
Et nasum digitis de non moccare recorda:
Blancus mocadorus fac bene moquet eum.
Alea non manges, nec porros tu, neque cepas:
Nam faciunt boccam post redolere male.
(Antoine Arena, *Admonitio ad dansantes*
1405–1414, 1449–1452, 1455–1462)*

„And be willing to wear nice shoes,
Let your shirt also be well ironed.
Please do not wear patched shoes,
For there is nothing more unseemly at a dance party.
And beware of belching during the dance,
my friend:
For if you belch then, you will certainly prove to be a pig.



Renaissance low dance (*basse danse*)

Apart from that, never break winds while
you jump dancing:
Keep your mouth and your bum tight and
hold your gas inside.

Do not scrub your head looking for lice,
And do not scratch fleas there.

...
Never keep your mouth wide open during
the dance
Because of the flies that always fly around.
They can easily enter your gaping jaws
And could choke you – therefore, dude,
watch out.

...
And do not dig mucus out of your nostrils
in front of girls:
It makes them vomit and turn their hearts
away from you.
Whether you spit or blow your nose or
sneeze, remember
To turn your hand behind your back;
And take care of not wiping your nose with
your fingers:
Let a white handkerchief wipe it well.
Do not eat garlic, or leek, or onions,
Because later they make a bad smell in
your mouth.“

In later macaronic tradition all kinds
of topics are covered. There have been
even macaronic recipes. Veronese Gian
Francesco Dionisi (1738–1823) describes a
local carnival, and gives recipes for gno-
cchi, an extremely popular dish in Italy:

*Hunc antenates nostri trovavere piattum,
Hunc conservabit sedula posteritas.
Qui fandi gnoccos bramasset habere ricettam,
En Verona docet bravior Hippocrate.
Ante tamisatae sex libras sume farinae,
Et misce quantum sit satis intus aquae;
Totum impastetur, grandis pyrolona fiat,
Inque quater centum divide particulas;
Has sfregolando super digito cum pollice, rizzas
Roversis faciat gratacasola busis;
Comque parechiatus steterit parollus ad ignem,
Extemplo in calida praecipitentur aqua;
Quae postquam mediam ad summum bolliverit
horam,
Gnocca procul dubio cocta, stracota dabit,
Ne perdas igitur tempo, sbosoque manestro
Collige; dum fumant, dumque bazota tremant,
Grattati libram casei librasque boteri
Adde duas; nec quod sint nimis uncta time;
Gnocca debent etenim cunzari semper abunde,
Ut per gargatum plus molesina fluant.
Composita est pietanza magis bona nectare divum:
Felix, si totam solus habere potes!
(Gian Francesco Dionisi, *Riceta par far i gnochì*)*

„This dish was invented by our ancestors,
And it will be preserved by sedulous pos-
terity.
Whoever wants to have a recipe for making
gnocchi,

Look, Verona
will teach him,
being better
than Hippocra-
tes.

First take six
pounds of sifted
flour

And add in the
right amount of
water;

Then knead it
all and make

a big ball of
dough

And divide
it into four
hundred small
chunks.

Grate them with
your thumb
over your finger,
and let the grate

Make them

straight
through holes
turned upside down.

And when the pot is prepared on
the fire,

Throw them immediately into hot
water.

After it boils for at most half an
hour,

It will, no doubt, give you back
more than well cooked
gnocchi.

Then do not lose time: percolate
the potage

And collect them; while the chunks
smoke, while they quiver,

Add a pound of grated cheese and
two pounds of butter;

And do not be afraid that they will
be too greasy,

For gnocchi must be prepared
richly,

So that they flow down your throat
more softly.

The dish better than divine nectar
is finished:

You are lucky if you can have it all
for yourself!“

Macaronic tradition spread very
early to other parts of Europe, so
that already around the half of the
16th century we have German mac-
aronics. The most famous poem in
this tradition is anonymous *Flohia*,
which we quoted early in the pre-
sent survey. Here we shall see an extract
from another piece, written anonymously
in the 18th century under the title *Frauias*,
dealing, of course, with women. Here is the
beginning:



A plate of gnocchi

*Jungfras weibrasque singam, quae possunt
corpore schoeno
Et wortis blickisque behexere mensculos jungos,
Et mille erregunt mannis martrasque plagasque.
Klatschere facit eis plaisirum maxime grossum.
Flittrio zierunt corpus suum, ut geflüglia hofi;
Eitliae sunt affectataeque, nil liebunt ac putzum;
Ante spieglium stant stundas, facientes frisuram.
(Anonymous, *Frauias*, 1–7)*

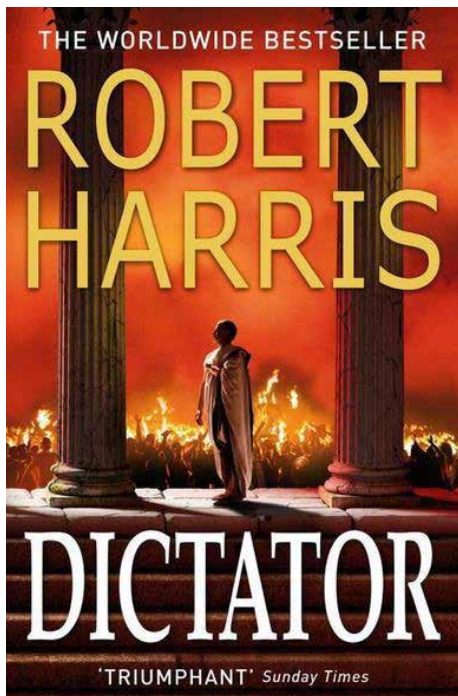
„I shall sing girls and women, which are
able – with their beautiful bodies
And words and glances – to captivate little
young men,
And which cause men thousand woes and
troubles.
Gossiping is their greatest pleasure.
They embellish their body with golden
leaves, like hens in a yard;
They are vain and mincing, and love
nothing more than trappings;
They stand in front of the mirror for hours,
doing their hair.“

Apart from the above mentioned tradi-
tions, there are also Spanish, French,
Dutch, English, Polish, Czech, and Cro-
atian macaronic texts. We have tens of
thousands lines of this kind of linguistic
play, which only proves that Latin was
alive and well until recently not only in
„serious“ literature, science, religion, and
administration, but also as a vehicle of
humour, capable of making fun of itself.
Only a very vital language with a well-es-
tablished circle of users can come to such a
high level of literary elaboration. ■

Robert Harris' *Dictator* (2015)

Pharsalos als Wendepunkt der Weltgeschichte im historischen Thriller der Postmoderne

Markus Janka



Der Brite Robert Harris (*1957) hat seit etwa 25 Jahren dem Genre des historischen Romans mit überaus publikums-wirksamen Büchern, von denen einige auch als Grundlage für Kinofilme dienten, für unsere als Postmoderne begriffene Epoche neue Schubkraft verliehen (vgl. Williams 2008). Seine thematischen Schwerpunkte liegen auf der neuesten Geschichte (etwa bei *Fatherland* von 1992 und *München* von 2017) sowie auf der römischen Republik und frühen Kaiserzeit (*Pompeji* von 1997). Über ein Jahrzehnt (2006 bis 2015) erstreckte sich die Entstehung und Publikation der Trilogie über das Leben, Denken und Wirken des Marcus Tullius Cicero, die Harris 2015 mit dem Band zum Abschluss brachte, dessen Titel *Dictator* das Augenmerk sogleich auf die beherrschende Rolle des Gaius Iulius Caesar lenkt. Den Initialband *Imperium* (2006) hat Rüdiger Bernek in scharfsin-nigen Studien rezeptionsphilologisch und didaktisch erschlossen (vgl. Bernek 2016a; Bernek 2016b und Bernek 2017). Harris' Spielart einer als „Crossover-Phänomen“ an ein generationenübergreifendes Publi-kum adressierten „Verjüngten Antike“ zeichnet sich demnach durch eigentümliche Wesenszüge vor konkurrierenden, doch meist weniger erfolgreichen Erzeug-

nissen einer beeindruckenden internationalen Publikationswelle zur Neuverhandlung der römischen Geschichtssikonen Cicero (vgl. dazu etwa Marciniak 2017) und Caesar in Sachbüchern, Romanen und anderen Medien aus: So beruht die für Harris spezifische Aktualisierungs-strategie auf einer Kombination von – an Höhepunkten seiner Erzählkunst – thril-lerähnlichem Spannungsaufbau mit einer starken metapolitischen Dimension, die sich etwa in Durchblicken und Anspielun-gen auf zeitgeschichtliche oder zeitgenös-sische politische Ereignisse äußert. Der Einsatz von Ciceros treuem Wegbegleiter Tiro als Erzähler aus der zweiten Reihe in „Form des monoperspektivischen Augen-zeugenberichtes“ (Bernek 2017, 349) erleichtert Harris die Neuperspektivierung des ereignisgeschichtlichen und biogra-phischen Materials. Diese setzt etwa durch Enthorisierung und Entrhetorisierung spekulativer bis revisionistischer Komple-mentierung im Spannungsfeld von Macht und Moral durchaus eigene Akzente, wie Bernek detailliert nachzuweisen vermag (Bernek 2017, 350–360).

Diese Eigenart empfiehlt Harris' ebenso anregende wie anspruchsvolle Quellenad-aption im Gewand eines Erzähltextes, der nach dem Skalierungsmodell von Nünning 1995 zwischen dem dokumentarischen und dem realistischen Typus einzuordnen ist (so Bernek 2017, 347), nachdrücklich für eine Parallellektüre zu den Originaltex-ten von Cicero und Caesar im Lateinunter-richt.

Im Folgenden sei ein Beispiel aus *Dictator* besprochen, das sich bestens als moti-vierender Interpretationsimpuls für die unterrichtliche Behandlung von Caesars *Commentarii de bello civili* eignet, etwa im Rahmen einer Sequenz zu „Macht und Poli-tik“ oder „Caesar, Weltenherrscher“ (so der Titel der einschlägigen Lektüreausgabe von Maier 2007). Die bürgerkriegsent-scheidende und somit als Wendepunkt der Weltgeschichte bedeutungsvolle Schlacht bei Pharsalos im August 48 v. Chr. bildet das glorreich inszenierte Finale von Cae-sars drittem Buch (Caesar, *De bello civili* 3,82–103). Maier 2007, 63–72 rückt etwa die Schlussphase der Schlacht und ihre Folgen (Pompeius' Flucht und Verfolgung

durch Caesar bis zur Ermordung des großen Gegenspielers in Ägypten) in den Mittelpunkt des Interesses. Ein umfassen-deres Bild der taktischen Erwägungen und politischen Hintergründe dieses Ereig-niskomplexes lässt sich durch die Einbin-dung der relevanten Passagen aus Harris' Roman vermitteln. Im Sinne einer mehr-kanaligen, auch **übersetzungsentlas-teten Textarbeit** (vgl. dazu Janka 2017, 107f.) und **rezeptionsdialektischen Interpretation** (vgl. Janka 2016) des lateinischen Werkes weckt die Beschäf-tigung mit dem Romanauszug Interesse und vermittelt wesentliches Sachwissen zum Verständnis der (fremd)kulturellen Schemata des Originals. Auch lässt sich in der *Pre-Reading*-Phase der Fragehorizont für die Erfassung der Schlüsselbegriffe und Problemstellungen entwickeln, die dann für die Analyse von Caesars tendenziöser Erzählstrategie (dazu neuerdings Westall 2018 mit umfassender Literaturdoku-mentation) bei der akribischen Lektüre des von ihm verfassten lateinischen Textes leitend sein können. Ein solches Ver-fahren hinterfragt dann auch die bei der Beschäftigung allein oder hauptsächlich mit **Caesars Version** der Ereignisse vorherrschende Deutungshoheit gerade dieses Autors über die von ihm als Akteur wesentlich geprägte Phase der römischen Geschichte.

Eine kritische Deutung von Caesars literarischer Technik kann Hand in Hand gehen mit einer Untersuchung von Harris' Kompositionsverfahren: Dieser hat die 19 Kapitel von *Dictator* als Diptychon in zwei Großblöcke unterteilt. Die ersten elf Kapitel behandeln das Jahrzehnt von 58 v. Chr. bis 47 v. Chr. und sind mit „Exilium“ überschrieben. Damit meint Harris offen-bar nicht nur Ciceros Verbannung nach Thessalonica (58–57 v. Chr.), sondern die längere Phase seiner arg reduzierten Bedeutsamkeit für den Gang der politi-schen Entwicklungen in Rom. Der zweite Großabschnitt umfasst die Kapitel 12 bis 17 und behandelt die letzten vier Lebensjahre Cicero unter dem Titel „Redux“. Durch Caesar begnadigt, darf Cicero allmählich ins politische Rom heimkehren, in dem er dann nach den Iden des März noch einmal in eine Schlüsselstellung zurückkehrt. Hier versucht er mehrere *vacua* wohlmeinend,

aber glücklos zu füllen und verrennt sich in eine verbissene, für ihn selbst fatale Frontstellung gegen den als Todfeind der *res publica* verteuflten Marcus Antonius. Die Ereignisse von Pharsalos behandelt Harris gegen Ende des ersten Großabschnitts von *Dictator* im zehnten Kapitel:

Der Orientierung soll hier eine knappe Übersicht über den Inhalt dieses Abschnittes dienen:

Sommer 49–48

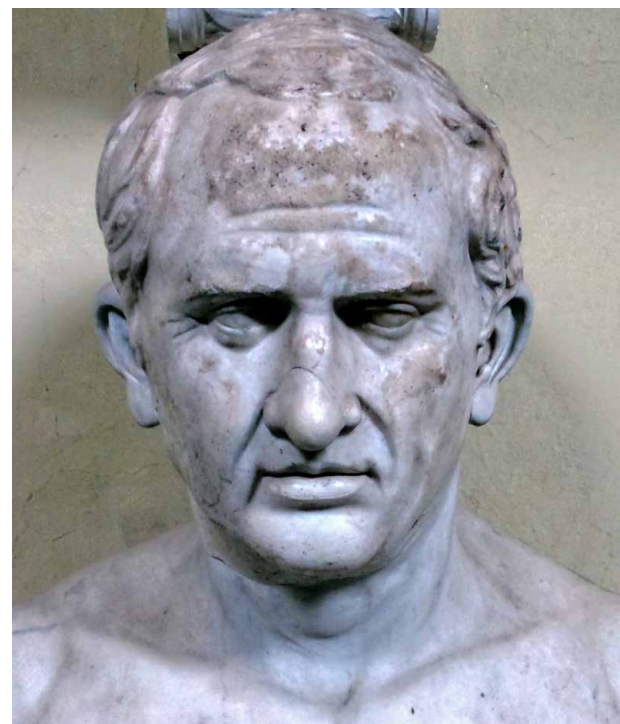
Cicero kritisiert offen und wiederholt Pompeius' Strategie. Dieser verbreitet im Kriegsrat trotz Caesars Erfolgen in Spanien Zuversicht. Nach Caesars Landung in Illyricum (Jan. 48) schließen sich die Cicerones der Militärkolonne dorthin an. Caesar gerät vor Apollonia in Bedrängnis, doch Pompeius lehnt dessen Friedensangebot ab. Den Kampf schiebt er auf das Frühjahr auf. Cicero wird in einer Villa in Dyrrachium einquartiert. Im Frühjahr 48 kommt es zum Stellungskrieg in Illyricum. Cicero erkrankt an der Ruhr. Er schließt nähere Bekanntschaft mit Catos Neffen Marcus Iunius Brutus, der „bis zur Besinnungslosigkeit gebildet“ sei; Cicero erlebt den Sieg der Pompeianer bei Dyrrachium zusammen mit Tiro als Beobachter aus sicherer Distanz. Cicero bleibt dort zurück, während Bruder Quintus sowie beider Söhne mit Pompeius Caesar nach Osten nachsetzen, da Pompeius gegen Ciceros Rat, der zur Sicherung der Macht in Italien mahnt, auf seinem „Weltkrieg“ beharrt. Zwei Monate später erreicht Cicero dort die Nachricht von der katastrophalen Niederlage bei Pharsalos.

Die Ereignisse von Pharsalos hat Harris nicht primär durch die militärischen Kommandanten und strategischen Entscheidungsträger perspektiviert. Mehr interessieren ihn die menschlichen Auswirkungen auf den zwar in der relativ sicheren Distanz wartenden, aber durch seine stete Sorge um das Gemeinwesen und die Familienbande zu seinen auf Pompeius' Seite involvierten engsten Verwandten auch persönlich betroffenen Cicero. Diesen und Tiro erreicht nun die Schreckensnachricht ausgerechnet durch **Titus Labienus**, einen Überläufer aus Caesars Lager, der dem Abschlachten bei Pharsalos, wo er Pompeius' Reiterei befehligt hatte, mit knapper Not entkommen konnte und nun in Dyrrachium Bericht erstattet. Nach dem Sieg der Pompeianer dortselbst einige Monate vorher hatte er im Kriegsrat gegen Ciceros ausdrückliches Veto die Tötung der Gefangenen aus Caesars Truppen durchgesetzt (Harris 2015, 249–251 auf der Grundlage von *Caes. civ.* 3,71,4). Nun hat ausgerechnet dieser zweifelhafte Charakter den hohen Preis zu vermelden,

den der seinerzeitige Übermut gekostet hat (Harris 2015, 257–259, Hervorhebungen von M.J.):

[S. 257] Der später als Schlacht von Pharsalus bekannt gewordene Kampf hätte laut Labienus nie verloren gehen dürfen. Er sprach **in bitteren Worten über Pompeius' Feldherrnkünste**, die jenen Caesars weit unterlegen gewesen seien. **(Allerdings betonten andere, deren Geschichten wir später hörten, dass auch Labienus seinen Teil zu der Niederlage beigetragen habe.) Pompeius konnte sich das beste Gelände aussuchen, konnte den Zeitpunkt der Schlacht bestimmen und hatte mehr Soldaten — die Reiterei war der von Caesar im Verhältnis sieben zu eins überlegen. Und dennoch hatte er gezögert, den Feind anzugreifen.** Erst nachdem einige andere Befehlshaber, insbesondere Ahenobarbus, ihn offen der Feigheit bezichtigten, hatte er seine Truppen Aufstellung nehmen lassen. „Da habe ich erkannt, dass er im Grunde nicht kämpfen wollte“, sagte Labienus. **„Entgegen seinen Beteuerungen** war er sich nie sicher gewesen, Caesar besiegen zu können.“ Und so hatten sich die beiden Armeen auf einer breiten Ebene gegenübergestellt, und **dem Feind hatte sich letztlich die Gelegenheit zum Angriff geboten.**

Caesar war sich offenbar von Anfang an darüber im Klaren gewesen, dass die Reiterei sein größter Schwachpunkt war. Hinter ihr hatte er deshalb schlauerweise außer Sicht etwa zweitausend seiner besten Fußsoldaten postiert. Als Labienus' Reiterei die gegnerischen Reitersoldaten zurückdrängte, nachsetzte und sich der Flanke von Caesars Truppen zuwandte, sah sie sich plötzlich vorrückenden Fußsoldaten gegenüber. Die Attacke der Reiter zerschellte an den Schilden und Speeren **[S. 258]** der eisernen, leidenschaftlich kämpfenden Veteranen, und so flohen sie im Galopp vom Schlachtfeld und konnten auch von Labienus nicht aufgehalten werden. (Während er sprach, musste ich die ganze Zeit an Marcus denken. Der Heißsporn, der er war, hatte ganz bestimmt nicht zu den Fliehenden gehört.) **Nachdem die Reiterei des Gegners zerstreut war, fielen Caesars Männer über Pompeius' wehrlose Bogenschützen her und löschten sie aus. Danach war Pompeius' panische Fußtruppe kein gleichwertiger Gegner mehr für Caesars disziplinierte, abgehärtete Soldaten. Es war ein einziges Abschlachten gewesen.**



Porträt des Cicero, Vatikanische Museen

„Wie viele Männer haben wir verloren?“, fragte Cato.
„Das kann ich nicht sagen. Tausende.“
„Und wo war Pompeius, als all das passierte?“

„Als er sah, was da vor sich ging, war er wie gelähmt. Er konnte kaum noch sprechen, geschweige denn Befehle erteilen. Er verließ mit seinem Leibwächter das Schlachtfeld und zog sich ins Lager zurück. Danach habe ich ihn nicht mehr gesehen.“
Labienus schlug die Hände vors Gesicht. Wir warteten. Als er sich wieder gefangen hatte, fuhr er fort. „Man hat mir erzählt, er habe in seinem Zelt gelegen, bis Caesars Männer die Verteidigungslinien durchbrochen hatten, dann sei er mit ein paar Männern geflohen. Zuletzt habe man ihn nach Norden reiten sehen, in Richtung Larissa.“

„Und was macht Caesar?“

„Man weiß es nicht. Manche sagen, er habe sich mit ein paar Männern an die Verfolgung von Pompeius gemacht, andere, dass er mit seiner Armee auf dem Weg hierher sei.“

„Auf dem Weg hierher?“

Jeder wusste um Caesars Gewaltmärsche und die Marschgeschwindigkeit seiner Soldaten, sodass Cato vorschlug, Dyrrachium sofort zu räumen. Er war dabei ganz gelassen. Zu Ciceros Überraschung eröffnete er ihnen, dass er genau diese **[S. 259]** Möglichkeit mit Pompeius bereits durchgesprochen habe. Im Falle einer Niederlage sollte der Exilsenat, soweit noch



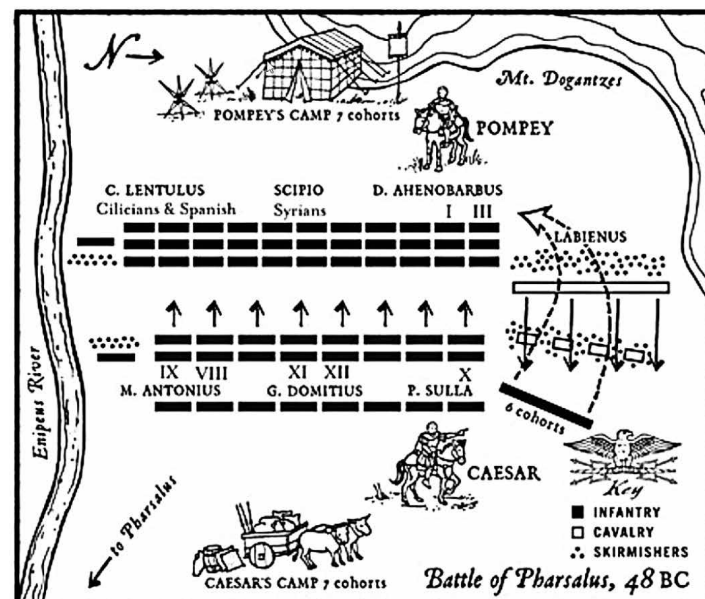
Gaius Julius Caesar (genannt „Grüner Cäsar“), Grüner Schiefer, Augen neuzeitlich aus weißem Marmor

vorhanden, nach Corcyra ausweichen, einer Insel, die von der Flotte abgeriegelt und verteidigt werden könne. [...] Bevor wir zu unserem Haus zurückkehrten, legte Cicero die Hand auf Labienus' Schulter und fragte ihn, ob er etwas von Marcus oder Quintus wisse. Labienus hob den Kopf und schaute ihn an, als hielte er schon die Frage für verrückt. Die Gedanken an das Abschlagen schienen seine hervortretenden, blutunterlaufenen Augen wie Rauch zu verschleiern. „Ob ich was weiß?“, murmelte er. „Ich kann dir nur sagen, dass ich sie nicht tot gesehen habe.“ Als Cicero sich zum Gehen wandte, fügte er hinzu: „Du hattest recht, wir hätten nach Rom zurückkehren sollen.“

Die Vielstimmigkeit der Ausführungen von Harris' Tiro, der in seinem Gesprächsbericht neben Labienus und Cicero und Cato zu Wort kommen lässt, ist gerade im Vergleich zur strukturellen Monoperspektivität von Caesars *Commentarii* bemerkenswert. Die Erzählfigur weist mehrfach auf die Erschütterung (kurz vor dem zitierten Abschnitt S. 257, wo sich auch ein metatextueller Kommentar über die seinerzeit nur „konfusen“ Notizen Tiros findet) und die Befangenheit des berichtenden Augenzeugen Labienus hin und relativiert dessen Aussagen im Sinne eines guten Historikers, der sie mit gegenläufigen Quellen (d. h. primär: Caesar) konfrontiert, wie dies im ersten Klammerausdruck geschieht. Harris' Entscheidung, Labienus zum Träger des Augenzeugenberichtes über die

Schlacht von Pharsalos zu wählen, lässt sich als ausgeklügelte Rezeption von Caesars Darstellung der Ereignisse im *Bellum Civile* lesen. Auch Caesars Kriegsberichte im unmittelbaren Vorfeld der Kämpfe überliefern nämlich eine bemerkenswerte direkte Rede, die Labienus im unmittelbaren Anschluss an Pompeius im Kriegsrat gehalten haben soll (Caes. civ. 3,87,1–4), wie Caesar später erfahren haben will: *ut postea cognitum est* (Caes. civ. 3,86,1). Er bezieht sich strenggenommen nur auf die Feldherrnrede, mit der Pompeius vor der Schlacht seine Truppen anzuspornen suchte (Caes. civ. 3,86,1 *suorum omnium hortatu*). Sinngemäß ist es aber natürlich auch auf seinen internen Vortrag einige Tage vorher zu beziehen (3,86,1 *in consilio superioribus diebus*), an den Labienus mit seiner tendenziösen Herabwürdigung der Kampfkraft von Caesars dezimierten, ausgelaugten und minderwertig ergänzten Truppe angeknüpft haben soll, vgl. Caes. civ. 3,87,1 *Hunc Labienus excepit, ut, cum Caesaris copias despiceret, Pompei consilium summis laudibus efferret...* (Nach ihm ergriff Labienus das Wort und sagte, indem er Caesars Truppen verächtlich machte, Pompeius' Rat aber in höchsten Tönen lobte ...). Diese mit fliegenden Fahnen geäußerte Zustimmung zu Pompeius' Taktik eines Überraschungsschlages gegen Caesars Flanken zur Umzingelung und Auslöschung seines Heers in einer Art „Blitzkrieg“ (Caes. civ. 3,86,3) steht in auffälligem Gegensatz zu seiner abschätzigen Einleitungsbemerkung über Pompeius' strategische Unterlegenheit gegenüber Caesar bei Harris. Pompeius' langwieriges Zaudern, Abwarten (Caes. civ. 3,85,1 *semper, ut videbatur, exspectans*; ähnlich 3,85,2) und Zögern trotz siebenfacher Überzahl seiner Reiterei (Caes. civ. 3,84,4 *equitum mille ... VII milium Pompeianorum impetum ...*) sind Erzählelemente, die Harris wirkungsbeusst aus Caesars auktorialen Stellungnahmen oder auch Pompeius' Überlegenheitsgebaren (Caes. civ. 3,86,4 *cum tantum equitatu valeamus*) in die Figurenperspektive des geschlagenen Labienus verschoben hat. Caesar selbst geht in civ. 3,92,2–5 mit Pompeius' für ihn unbegreiflicher Defensivstrategie viel sachlicher ins Gericht. Labienus bestreitet bei Harris nachträglich explizit die Aufrichtigkeit der von Pompeius zur Schau gestellten Siegesgewissheit. Eben diese Hybris hatte bereits Caesar dem hellhörigen Leser als weit

überzogene Arroganz gekennzeichnet, vgl. Caes. civ. 3,86,1 *dixerat, priusquam concurrerent acies, fore uti exercitus Caesaris pelleretur* (Er hatte behauptet, man werde Caesars Heer, noch bevor die Schlachtreihen zusammenstießen, verjagen); 3,86,4 *ita sine periculo legionum et paene sine vulnere bellum conficiemus* (So werden wir ohne Risiko für unsere Legionen und nahezu ohne eine Schramme den Krieg gewinnen); ähnlich schon 3,72,1 über die hochmütig-verblendete Lageanalyse der Pompeianer nach ihrem Sieg bei Dyrrachium. Bei Harris geht Labienus' wörtliche Rede in den zusammenfassenden Bericht Tiros über, der sich eng an Caesar als Quellenautor anlehnt: Dass Caesar trotz bereits in die Wege geleiteten Abzugs beherzt „auf einer breiten Ebene ... die Gelegenheit zum Angriff“ ergreift, ist nach Caes. civ. 3,85,3 gestaltet, wo Caesar in einer dramatischen Darstellung auf das Motiv des *kairos* anspielt: *his constitutis rebus, signo iam profectionis dato tabernaculisque detensis animadversum est paulo ante extra cotidianam consuetudinem longius a vallo esse aciem Pompei progressam, ut non iniquo loco posse dimicari videretur* (Nach diesen Beschlüssen ist, als schon das Aufbruchssignal gegeben und die Zelte abgebaut waren, bemerkt worden, dass kurz zuvor entgegen täglicher Übung die Schlachtreihe des Pompeius von ihrer Verschanzung weiter vorgerückt war, so dass auf nicht ungünstigem Terrain eine Chance zum Kampf geboten zu sein schien). Tiros sehr geraffter Schlachtreport bei Harris setzt bei Caesars letztlich entscheidendem Coup ein, seine zahlenmäßig unterlegene Reiterei durch eine Art Riegel von „zweitausend seiner besten Fußsoldaten“ abzusichern.



Schlacht bei Pharsalus

Diese Taktik erläutert Caesar selbst in civ. 3,89,89 *timens ne multitudine equitum dextrum cornu circumveniretur, celeriter ex tertia acie singulas cohortes detraxit atque ex his quartum instituit equitumque opposuit* (Aus Besorgnis, durch die Überzahl der Reiter könnte die rechte Flanke umzingelt werden, hat er rasch aus der dritten Linie je eine Kohorte abgezogen, aus diesen Verbänden eine vierte Linie formiert und der Reiterei gegenübergestellt). Das Aufgehen dieser Taktik, mit der Caesar den ingeniös antizipierten feindlichen Plan durchkreuzt, schließt sich bei Harris unmittelbar an (Harris 2015, 257f.). Caesar selbst kommt erst einige Kapitel nach seiner Planbeschreibung auf deren ebenso rasche wie nachhaltige Auswirkung auf das Kampfgeschehen zu sprechen (Caes. civ. 3,93,5–7).

Über die sehr ungleichen Opferzahlen vermag Caesar (civ. 3,99,1; 4) als siegreicher Feldherr viel präzisere Auskünfte zu geben als der nach der Katastrophe flüchtige Labienus bei Harris. Caesar stellt 230 Gefallenen auf eigener Seite 15 000 Opfer unter den Pompeianern gegenüber (vgl. dazu die quellenkritische Würdigung im Kommentar von Carter 1993, 218f.). Dass sich Pompeius im Angesicht der Auflösung seiner Truppen zu Pferd absetzte und ins Lager zurückzog, konnte Harris direkt aus Caesars Bericht übernehmen (Caes. civ. 3,94,5–6). Dass der ringkompositorisch effektiv wieder nur abwartende Feldherr (Caes. civ. 3,94,6 *eventum exspectans*) indes aus Schockstarre „kaum noch sprechen, geschweige denn Befehle erteilen“ konnte, ist eine Überzeichnung seines Entsetzens bei Harris, die durch die bei Caes. civ. 3,94,5 überlieferte knappe direkte Ermahnung zur Verteidigung des Lagers widerlegt werden kann. In treuer Anlehnung an Caesar lässt Harris Labienus berichten, wie Pompeius im letzten Moment einer drohenden Gefangennahme durch die Caesarianer im Galopp Richtung Larissa entkommen ist (Caes. civ. 3,96,3). Über Caesars nun anstehende Aktionen herrscht im Lager der in Dyrrachium zurückgebliebenen Pompeianer natürlich Ungewissheit. Caesars Text klärt darüber auf, dass der Sieger von Pharsalos noch Reste der pompejanischen Armee, die sich auf einem Berg verschanzen, zur Kapitulation nötigt, sie dann aber gewohnt schonungsvoll behandelt (Caes. civ. 3,98, bes. 3 *pauca apud eos de lenitate sua locutus*). Sodann räumt er der Verfolgung des Pompeius die höchste Priorität ein, um diesen an der Fortsetzung des Krieges mit frischen Truppen zu hindern, vgl. Caes. civ. 3,102,1 *Caesar omnibus rebus relictis persequendum sibi Pompeium existimavit*

(Caesar ließ alles stehen und liegen, da er die Notwendigkeit der Verfolgung des Pompeius erkannte).

Die bei Harris erwähnte Furcht, Caesar könnte nach Dyrrachium zurückkehren, war also unbegründet. Harris beschließt das zehnte Kapitel seines *Dictator* mit dem kleinlauten Eingeständnis des zuvor berühmten Heißsporns Labienus, Cicero habe mit seiner Auffassung recht gehabt, als er dem Exilsenat nach dem Sieg bei Dyrrachium erfolglos empfohlen hatte, sich nach Westen zu wenden und die Macht über Italien wiederzuerlangen (vgl. Harris 2015, 249–251). Diese im Roman fiktiv ausgeschmückte Debatte könnte auf eine Notiz Caesars über eine Besprechung im engsten Beraterkreis des Pompeius, dem Cicero ausdrücklich nicht angehört, nach Caesars plötzlicher Ankunft an der östlichen Adriaküste bei Apollonia zurückgehen. Als Lucius Vibullius Rufus, ein Praefect des Pompeius, der sowohl bei Corfinium als auch in Spanien von Caesar begnadigt wurde (Caes. civ. 3,10–11), einen Vorschlag Caesars zur Konfliktbeilegung auf dem Verhandlungsweg übermittelt, sei er von Pompeius rüde mit folgenden Worten unterbrochen worden (Caes. civ. 3,18,4): *„quid mihi“, inquit, „aut vita aut civitate opus est, quam beneficio Caesaris habere videbor? cuius rei opinio tolli non poterit, cum in Italiam, ex qua profectus sum ... reductus existimabor“* („Wozu sind mir“, sagte er, „Leben und Bürgerschaft nötig, die ich durch das Wohlwollen Caesars erhalten werde augenscheinlich? Eine dahingehende Auffassung wird unumstößlich sein, wenn ich nach Italien, aus dem ich abmarschiert bin ... zurücktransportiert werde, wie es heißen wird“). Diese Halsstarrigkeit des von Caesar angeblich nach Augenzeugenberichten (Caes. civ. 3,18,5) nachgezeichneten historischen Pompeius greift Harris variierend auf. So lässt er Cicero seinem Bruder Quintus gegenüber nach der Sitzung des Exilsenates sagen: „Pompeius will unbedingt seinen Weltkrieg“ (Harris 2015, 252). Dieser anachronistische Durchblick auf Begriffe aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts geht Hand in Hand mit einer spekulativen bis revisionistischen Komplementierung, die hier im Dienst einer Radikalisierung der Pompeiusfigur im Vergleich mit Caesars Darstellung seines großen Gegenspielers steht. Denn während bei Caesar Labienus den ebenso unversöhnlichen wie markanten Ausspruch tut *„nam nobis nisi Caesaris capite relato pax esse nulla potest“* (Denn für uns kann es, solange wir nicht Caesars Kopf bekommen, Frieden überhaupt nicht geben) (Caes. civ. 3,19,8), legt Harris dem Pompeius diese Worte in



Büste des Pompeius in der Ny Carlsberg Glyptotek, Kopenhagen

den Mund: „Dieser Krieg findet nur mit Caesars Tod ein Ende“ (Harris 2015, 251).

Eine vergleichende Parallelektüre von Harris' Roman und Caesars *Commentarii* nach dem hier vorgestellten rezeptionsdialektischen Ansatz vermag also nicht nur die literarische, historische und wirkungsgeschichtliche Interpretation der lateinischen Texte zu beflügeln, sondern insbesondere die eindringliche, facettenreiche und bei aller Manipulation spannungsgeladene Erzählkunst Caesars mit wachem Interesse und geschärftem Blick für die Fiktivierung von Geschichte neu zu erschließen. ■

Ausgewählte Literatur

Romane

Robert HARRIS, *Imperium*. Aus dem Engl. übs. von Wolfgang Müller, München 2006 (Rez. Katharina Kagerer, Gymnasium 114, 2007, 607–609).

Robert HARRIS, *Titan*. Aus dem Engl. übs. von Wolfgang Müller, München 2009.

Robert HARRIS, *Dictator*. Aus dem Engl. übs. von Wolfgang Müller, München 2015.

Lektüreausgabe

Caesar. Weltherrscher. Ein literarisches Porträt. Bearbeitet von Friedrich Maier, Bamberg 2007.

Die wissenschaftliche Literatur ist unter diesem QR-Code zu finden.



Die Jugend von heute

Cicero in *Pro Caelio* über Generationenkonflikte, Jugendsünden und Erziehungsmethoden

Karl-Willhelm Weeber

Nicht wenige Menschen finden, früher sei alles besser gewesen. Horaz verdanken wir dafür das geflügelte Wort vom *laudator temporis acti* (ars poet. 173) Der ist übrigens, was die Generalisierung verschweigt, bei Horaz ein *senex*. Und als *senex* kommt man schon aus biographischen Gründen – weil die eigenen Kräfte nachlassen oder man sich beruflich ausgemustert fühlt – schneller zu dieser Einsicht, die sich dann aber möglicherweise als eine relative, weil vom eigenen Status ausgehende und insofern, aber nur insofern zutreffende Erkenntnis entlarvt. Das romantische Schwärmen von einer jedenfalls in moralischer Hinsicht besseren Vergangenheit ist gerade für uns Altphilologen eine besondere ideologische Versuchung, weil wir es beruflich immer einmal wieder mit antiker Historiographie zu tun haben, die eben dieses geradezu topische Weltbild vermittelt. Hinzu kommt der Mythos von den vier Weltaltern – vielfach noch Teil der schulischen Ovid-Lektüre –, der uns prägt – und zwar als deszendentes Weltdeutungsmodell sehr viel stärker prägt als die gegenteilige Aszendenztheorie, die die Antike ja durchaus auch kennt. Freilich ist Lukrez – leider – kein Schulautor.

Nimmt man dann noch spezifische Erfahrungen aus seinem professionellen Wirken als Lehrkraft hinzu wie die, dass es Schülern immer schwerer fällt, Vokabeln zu lernen und zu behalten, dann liegt die Versuchung nahe, in die sprichwörtliche Klage über die „Jugend von heute“ einzustimmen. Natürlich ist uns allen klar, dass der moralische Deszendenz-Topos der „Jugend von heute“ ein sehr holzschnittartiger Reflex auf Veränderungen ist, der neben dem resignativen Grundtenor auch ein Stück Psychohygiene darstellt, insofern er die Verantwortung für das Unbehagen von uns selbst wegnimmt und auf die Zeitläufte, insonderheit die scheinbar aus dem Ruder gelaufene Jugend projiziert. Außerdem kann das auch insofern eine Entlastung sein, als wir uns als Teil einer geradezu diachronischen Schicksalsgemeinschaft wahrnehmen, die von dem gleichen unguuten Gefühl gepeinigt worden ist, dass es früher jedenfalls leichter gewesen sei, als Eltern und Lehrern mit diesen schwer handlebaren Wesen klarzukommen. Eine objektiv feststellbare positive Konsequenz

hat das Geraune über die „Jugend von heute“ für uns Lehrkräfte immerhin: Viele nehmen uns ab, dass das Lehrer-Dasein deutlich schwieriger geworden ist – auch wenn manche Wissenden darauf hinweisen, dass sich die Klagen über die „Jugend von heute“ ja schon bei Sokrates fänden. Wenn ich indes richtig recherchiert habe, ist das ein Mythos. Ich habe keine belastbaren Quellenbelege dafür gefunden und würde zur Vorsicht raten, sich dieses scheinbaren Traditionsbeginns zu bedienen.

Diese allgemeine Einführung in das Thema hat partiell schon die Funktion einer didaktischen Analyse. Natürlich kennen unsere Schüler auch das Schlagwort von der „Jugend von heute“, und besonders hübsch fand ich es immer, wenn ein kluger Kopf ironisch damit spielte: „Sie wissen doch, Herr Weeber, die Jugend von heute...“. So etwas war immerhin gut geeignet, mir den Wind aus den Segeln zu nehmen und mich milder zu stimmen. Aber es ist – bei aller Ironie und Selbstironie – doch ein Thema, das Jugendliche betrifft, auch weil es ihnen in der einen oder anderen Formulierung öfter an den Kopf geworfen wird. Und da ist es didaktisch von Vorteil, die Thematik zu versachlichen, indem man sie sich sozusagen in größerer historischer Distanz anschaut. Ciceros Rede *Pro Caelio* ist ein einschlägiger Text dafür. Er transponiert das Thema „Die Jugend von heute“ auf eine historische Bühne und schafft damit die Möglichkeit, es an einem geschichtlichen Fallbeispiel zu analysieren, ohne dass der evidente lebensweltliche Bezug völlig aus dem Blick geriete.

Bevor wir Ciceros Rede im Hinblick auf unser Thema befragen, soll ein Begriff näher beleuchtet werden, der gewissermaßen den juristischen Rahmen absteckt. Es ist der der *patria potestas*. Das war bekanntlich eine umfassende Gewalt, die sich auf die gesamte *familia* erstreckte und sogar die *vitae necisque potestas* einschloss. Die Römer waren sich im Klaren darüber, dass die starke Stellung des *pater familias* ein Spezifikum ihrer Rechts- und Gesellschaftsordnung war (*ius proprium civium Romanorum*, Gaius I 55). Zu den Eigenarten der *patria potestas* zählte die alleinige Verfügungsgewalt über das *patrimonium*.

Auch volljährige, verheiratete Söhne mit eigenem Hausstand blieben theoretisch – wie Enkel und Urenkel – unter der väterlichen Gewalt und hatten *de iure* kein eigenes Vermögen.

Die *patria potestas* wird allerdings, was die römische Lebenswirklichkeit angeht, maßlos überschätzt. Was juristisch erlaubt ist, ist gesellschaftlich und moralisch noch lange nicht akzeptiert und durchsetzbar. Neuere Forschungen haben sehr klar herausgearbeitet, dass man die juristische Norm auf keinen Fall als Spiegel der Realität nehmen darf. Die berühmten, von Moralisten immer wieder gern angeführten *exempla* besonderer Rigidität, ja Unmenschlichkeit in der Ausübung der *patria potestas* beschränken sich samt und sonders auf die Frühzeit Roms; seit dem 4. Jh. v. Chr. gibt es fast keine Belege mehr dafür. Väter, die sich über das gesellschaftlich akzeptierte Verhalten hinwegsetzten, mussten spätestens seit der Kaiserzeit sogar strafrechtliche Konsequenzen befürchten. Der Fall eines Vaters, der seinen ehebrecherischen Sohn auf der Jagd getötet hatte, ist symptomatisch dafür. Hadrian verbannte den Täter auf eine Insel. Der Kaiser stellte bei diesem Urteil das moralische Recht über die juristische Norm: *patria potestas in pietate debet consistere* (Dig. XLVIII 9, 5). *pietas* als reziprokes Verhalten insbesondere in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern zog die Grenzen, nicht eine persönliche Interpretation der *patria potestas* im Sinne einer *atrocitas*.

Das ist nur ein Beispiel für eine insgesamt jugendfreundliche Gesetzgebung und Gesetzesauslegung, wie sie sich als Trend spätestens mit den augusteischen Ehegesetzen durchsetzten. Mit anderen Worten: Die *patria potestas* wurde *de facto* ihrer absoluten Geltung beraubt, sie wurde angepasst, relativiert, Kritiker würden vielleicht sagen: ausgehöhlt. Nur traten selbst in der leidenschaftlich geführten Debatte über den *mos maiorum* solche Kritiker gar nicht auf den Plan. Es empfiehlt sich daher, gerade gegenüber Schülern von einer allzu rigorosen Betonung der Rigorosität dieser Rechtsnorm Abstand zu nehmen. Die gesellschaftliche Wirklichkeit sah auf weiten Strecken anders aus.



Das Forum Romanum war Ort der Gerichtsbarkeit.

Vor allem die väterliche Gewalt über Leben und Tod ist, wie Brent Shaw kürzlich nachgewiesen hat, eine historische Chimäre – Shaw spricht von *Roman myths* –, die als undifferenzierte Information nach meinem Eindruck großen Schaden anrichtet und ein bestimmtes Klischee römischer *severitas* bedient, das wohl auch nicht in unserem fachpolitischen Interesse liegen kann. Ich habe immer ein bisschen die Sorge, dass das Image der Römer als Spaßbremse auf uns als Vermittler abfärben könnte. Mit „Spaßbremse“ ist der Übergang zur Rede *Pro Caelio* geschafft – wobei es, glaubt man Cicero, die Ankläger sind, die sich als Spaßbremsen profilieren. Sie misshandeln dem jungen, gut aussehenden Caelius, der als aufstrebendes rhetorisches und politisches Talent den meisten Annehmlichkeiten des Lebens ohnehin entsage, das bisschen Spaß, das er seiner knapp bemessenen Freizeit förmlich abringe.

Marcus Caelius Rufus wurde wohl im Jahre 88 oder 87 v. Chr. in den Abruzzen geboren. Er gehörte zum *ordo equester*. Im Zeitpunkt des Prozesses, der im April 56 v. Chr. stattfand, hatte er die 30er-Schwelle bereits überschritten. Wenn er von Cicero konsequent als *adulescens* oder *iuvenis* bezeichnet wird, so ist das eine großzügige Definition von *adulescentia*, der offensichtlich prozesstaktische Überlegungen zugrunde liegen. Cicero präsentiert seinen Mandanten als jungen Mann, um die Vorrechte der Jugend, auch einmal über die Stränge zu schlagen, für ihn in Anspruch zu nehmen.

Die Anklage lautet auf Gewalttätigkeit; Caelius wurde u. a. ein Mordkomplott mithilfe von Gift vorgeworfen. Die einschlägigen Strafgesetze sind mit *de vi* bzw. *de veneficiis et sicariis* überschrieben – schwere Anschuldigungen, für die die An-

kläger aber nur recht dürftige Beweise und Zeugenaussagen vorbringen können. Wo belastbare Fakten fehlen, kann im römischen Prozess die Beweisführung über den Charakter und Leumund des Angeklagten weiterhelfen. Viele Prozesse waren wahre Schlammschlachten, in denen munter verleumdet und spekuliert wurde. Diese Strategie verfolgen die Ankläger auch hier. Wem man einen so lockeren Lebenswandel vorwerfen kann wie Laelius, dem traut man auch Überfälle und Giftmorde zu. Das ist das Kalkül. Und da Caelius offensichtlich ein Leben geführt hat, das sich nicht unbedingt am klassischen *mos maiorum* orientiert hat – man könnte ihn wohl auch als Lebemann oder Hallodri bezeichnen –, gab es Verdachtsmomente, die zumindest in der Person und Lebensführung des Angeklagten lagen.

Dem Thema gemäß werden wir die gravierenden Anklagepunkte gegen Caelius nicht behandeln, sondern unser Augenmerk auf den Teil von Ciceros *argumentatio* richten, in dem es um das *probabile ex vita* geht. Hier lag ja der juristische Schlüssel für die Plausibilität der konkreten Tatvorwürfe. Das war für die Ankläger der Hebel, um die Geschworenen sozusagen mit auf die Verdächtigungsseite zu ziehen, sie geneigt zu machen, Caelius aufgrund seiner behaupteten Charaktermängel und bohemienhaften Lebensweise auch schlimme Verbrechen zuzutrauen. Ihre Plädoyers scheinen denn auch Eindruck auf die Richter gemacht zu haben. Cicero wundert sich, räumt aber zugleich damit ein, dass die Richter bei der harschen Standpauke des Herennius überhaupt aufmerksam zugehört haben (...): *attente audientibus* (§ 25) – für Cicero völlig unverständlich, aber eben ein aus seiner Sicht unerfreulicher Stich, den die Anklage da gemacht hatte.

Ciceros erste Antwort darauf ist ein generelles Wegwischen der Vorwürfe (§ 6): Alles *maledicta*. Auf engem Raum fällt das Wort dreimal: *maledictis, maledicta, maledicere*, üble Nachrede, wie man sie zur Genüge kennt (*pervolgata*); denn dieses Verleumdungsspiel werde mit allen getrieben, die sich in der Jugend durch *forma* und *species*, physische Schönheit, auszeichnen. Caelius ist offenbar eine äußerst attraktive Erscheinung, und damit kommen manche nicht zurecht. Das Wort „Neid“ fällt nicht, aber es ist unterschwellig präsent. Wie kann man sich vor solchen neidischen Attacken schützen? Cicero greift da nach ziemlich tief unten in die Klischeeschublade: Hätte sich Caelius wünschen sollen, *deformis*, missgestaltet, geboren zu sein? Natürlich nicht; das wird auch kein Geschworener erwarten. Wer ist also an der üblen Nachrede schuld außer den Neidern? Die Natur: Sie hat Caelius gewissermaßen als Neidobjekt geschaffen. Die entscheidende Aussage ist: Eine übergeordnete Instanz trägt die Verantwortung für diesen in Rom bedauerlichen Automatismus, der besonderer *species* fast reflexartig mangelnde *pudicitia* unterstellt – auf jeden Fall nicht Caelius. Die einzige Möglichkeit, sich vor solchen Verdächtigungen zu schützen, wäre, *deformis* zur Welt gekommen zu sein. Das wäre aber selbst als Wunsch im Irrealis eine Zumutung. Fazit: Der Beau hat's in Rom nicht leicht. Er gilt qua Erscheinung als Lebemann, ohne dass er aktiv etwas zu diesem Eindruck beigetragen hätte. *Sed aliud est maledicere, aliud accusare* (§ 6). Man wird ja wohl noch schön sein dürfen.

Was bringen die Ankläger konkret vor? Im § 25 geht Cicero auf die entsprechenden Ausführungen des Herennius ein. Sie müssen eine Abrechnung, eine wahre Standpauke gewesen sein. Aber Cicero



Der Luxusbadeort Baiae ist heute im Meer versunken.

versucht, sie als allgemeines Moralisieren herunterzuspielen. Die viermalige Anapher *multa* gibt die Richtung vor: Herennius hat unendlich viel geredet und einen vollen Kübel von Vorwürfen über dem armen Caelius ausgeschüttet; *multa* wird nach der Erwähnung des Angeklagten noch einmal aufgenommen. Themen der Gardienpredigt waren die üblichen Verdächtigungen moralischer Dekadenz: *luxuries*, *libido*, *vitia iuventutis*, *incontinentia*, *intemperantia* – geradezu das Gegenprogramm zu den Werten des *mos maiorum*, wie sich gerade an den beiden durch das Präfix *in-* negierten Werten der *continentia* und *temperantia* zeigt. *continentia* ist ein sprachlich anschaulicher Begriff: Er beschreibt das sich selbst Zusammenhalten, ähnlich dem deutschen „sich zusammennehmen“. *temperantia* ist die Mäßigung, die Beherrschung, sozusagen das sich selbst im Griff Haben; *luxuries* ist die Üppigkeit, ein Begriff aus der Biologie. Auf die menschliche Sphäre übertragen, meint *luxuries* ein hemmungsloses sich gehen Lassen, Aufwand in jeder Hinsicht Betreiben – vom Essen bis zum Wohnen –, aber auch die Teilnahme am Distinktionswettbewerb der Oberschicht. *libido* schließlich ist wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich sexuell konnotiert, hier meint es wohl ein sexuelles sich Austoben.

Das alles klingt in der dichten Zusammenstellung negativer Stereotype wie die Suada eines übellaunigen, verständnislosen Moralapostels, bei dem sich der suggerierte Neid ein rhetorisches Ventil schafft. Ebendas ist neben dem *multa*-Motiv die zweite Konstante in Ciceros Gegenattacke. Herennius ist, burschikos formuliert, der Typ, der den warnenden Zeigefinger überhaupt nicht mehr herunterkriegt: *patruus*, „onkelhaft“, wirkt er, *censor*, *magister* – sie alle sind berüchtigt dafür, ihre Umwelt ständig mit *praecepta* und *notae* zu nerven. Auch für den deprimierenden Tonfall greift Cicero zu einer semantischen

Rekurrenz: *pertristis*, *obiurgavit*, *triste*, *asperum*, *horrebam* – kaum zum Aushalten, dieses endlose – *multa* – Gekeife und Geschimpfe. Unsere Schüler können das, glaube ich, interpretatorisch sehr schön herausarbeiten, weil sie – oder jedenfalls manche von ihnen – Erfahrungen mit ähnlichen Vorwürfe-Hageln gemacht haben. Cicero spricht ihnen aus der Seele: *horrebam*.

Einige Zeit später greift Cicero konkrete Ausprägungen des „Lotterlebens“ auf (§ 25). Die Ankläger haben vor allem das Liebesleben des Caelius ins Licht der Öffentlichkeit gezerrt und skandalisiert: *libidines*, *amores*, *adulteria* heißt diese Anschuldigungs-Trias, in einer Klimax formuliert, insofern der schwerste Vorwurf – der einzige strafrechtlich relevante – die *adulteria* sind. Ehebruch war kein Kavaliersdelikt, so dass Cicero diesen Vorwurf ausdrücklich zurückweisen wird. Die zweite Anschuldigungsgruppe betrifft Aufenthalte im noblen Kurort Baiae. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der schon im Jahre 56 v. Chr. ein Vergnügungsdorado der römischen Oberschicht war, in dem eine deutlich lockerere Moral herrschte. Ein Jahrhundert später wird Seneca das in den wohlbekannten Baiae-Briefen 51 und 56 auf den knappen Nenner bringen, dass *illic sibi plurimum luxuria permittit – tamquam aliqua licentia debeatur loco*, „als sei man dem Ort Zügellosigkeit geradezu schuldig“ (ep. 51, 3). Senecas Schilderung der bajanischen *voluptates* entspricht im Wesentlichen denen, die Cicero als Vorwürfe der Ankläger aufzählt: Von ausgelassenen Partys über Strandfeste, Bootsfahrten bis zu Gesang und Musik als Ausdruck der Lebensfreude (§ 35).

Aus heutiger Sicht klingt das alles ziemlich harmlos, und es ist höchst fraglich, ob der Vorwurf „Baiae“ wirklich soviel Eindruck auf die Richter gemacht hat. Denn jeder, der auf sich hielt und Teil der feinen Gesellschaft sein wollte, hatte natürlich eine Villa in Baiae oder in den benachbarten Badeorten. Das Ganze war Teil eines reichlich hypokritischen Diskurses über den *mos maiorum*. Man konnte zwar „Baiae“ in einem Prozess noch als Totschlagargument für *dolce-vita*-Verdacht verwenden, aber die Dämonisierung und Instrumentalisierung des Kurortes als Chiffre für Wohlleben war durchschaubar und dürfte bei vielen, die selbst munter mitmachten, zu einer eher gelangweilten *so-what*-Reaktion geführt haben. Richtig gefährlich wird es für Caelius im Sinne des *probabile ex vita* dann, wenn

man die beiden Argumentationsstränge der Anklage miteinander kombiniert. Ein schöner, sexuellen Abenteuern gegenüber keineswegs abgeneigter junger Mann und die Verlockungen Baiaes – das ergibt eine brisante Kombination. Da versteht man, warum die Ankläger auf dem *playground* Baiae ständig herumreiten. Dass so einer wie Caelius, von dem, objektiv gesehen, eine große Attraktivität ausgeht und der subjektiv aufgrund persönlicher libidinöser Strukturen für die von Seneca konstatierte *licentia loci* überaus aufgeschlossen ist, sich im bajanischen „Sündenpfuhl“ besonders gehen und sich schließlich auch zu kriminellen Gewalthandlungen hinreißen lässt – das hat eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich. In dieser Addition wird das ansonsten relativ harmlose und in vielen anderen Prozessen vermutlich schon abgegriffene Argument „Baiae“ zur scharfen Waffe. Der sündige *genius loci* verbindet sich sozusagen mit dem sündigen persönlichen *genius* des Caelius – das kann sich zu einer explosiven Mischung an *incontinentia* und *intemperantia* entwickeln.

Da kommt ein Vamp wie Clodia gerade recht, mit der Caelius unbestritten eine rund zweijährige Liaison gehabt hat. Es ist gut möglich, dass der gesamte Prozess auf Clodias Rachsucht zurückgeht, die dem einstigen Geliebten den Liebesverrat vergelten wollte. Jedenfalls stellte sie sich den Anklägern als Belastungszeugin zur Verfügung. Dass politische und persönliche Motive zusammenkamen, um einen unliebsamen Konkurrenten per Gerichtsverfahren auszuschalten, war in Rom nichts Außergewöhnliches.

Die verwitwete Clodia war kein Kind von Traurigkeit – das wusste in Rom jeder. Es spricht einiges dafür, dass sie mit Catulls Lesbia identisch ist. Sollte das so sein, dann erhält man aus Catulls Lesbia-Gedichten, ohne sie als biographischen Roman misszuverstehen, doch ein ziemlich eindrucksvolles Psychogramm der Dame – und was ihre moralischen Qualitäten angeht, kein besonders schmeichelhaftes. Wie auch immer: Wir sprächen heute von einer skandalumwitterten Celebrity, um den etwas plebejischen Ausdruck „Skandalnudel“ zu vermeiden.

Clodias Affäre mit Caelius war stadtbekannt, wie überhaupt Rom eine klatsch-süchtige Stadt war, gerade was die feine Gesellschaft anging. Das verwundert nicht, wenn man sich klarmacht, dass diese Leute sich gegenseitig ohne Unterlass zu *convivia* einluden, deren Small Talk mit dem heutiger Partys vergleichbar war. Eine

maledica civitas nennt Cicero Rom in § 38. Das ist nicht nur Taktik, sondern wird durch andere Quellen bestätigt. In einem Atticus-Brief nennt Cicero sich selbst und seinen Briefpartner *ambo belle curiosi*; Helmut Kasten übersetzt das treffend: „Sind wir beide doch ein paar zünftige Klatschbasen“ (Att. VI 1, 25). Nicht zuletzt beflügelte das geradezu habituelle Waschen schmutziger Wäsche in öffentlichen Prozessen die *fama* kräftig. Unter diesen Umständen blieb Weniges geheim – und man konnte mit Gerüchten, Halbwahrheiten und Andeutungen wunderbar Politik machen. Und einen Prozess so steuern, dass für den eigenen Mandanten das Beste herausprang.

Wie man Gerüchte nährt und sich trotzdem den Rücken freihält, um nicht als Verleumder dazustehen, demonstriert Cicero auf geradezu meisterhaft infame Weise. Clodia eine *meretrix*? Nein, das würde er nie behaupten! Er spricht in § 38 und 49 nicht von ihr, sondern von einer ganz anderen *aliqua dissimilis istius (scil. Clodiae)*, wenn er das einladende Porträt einer Verführerin zeichnet, die gerade junge Männer zu umgarnen versteht. Vorausgeschickt wird ein klassischer Disclaimer (A. Dyck): *nihil iam in istam mulierem dico*. Von der literarischen Technik könnte man die beiden Passagen als die wohl längsten *praeteritiones* einstufen, die sich in Ciceros Reden finden. Die *praeteritio* ist bekanntlich vom Wesen her ein ziemlich perfides Stilmittel. Hier wird ihre Perfidie nachgerade perfektioniert. Ich räume ein, dass solche Erkenntnisse Ciceros Sympathiewerte bei Schülern nicht gerade ansteigen lassen, aber kennen lernen können sie ihn dadurch sehr wohl – und eben auch die Fragwürdigkeit rhetorischen Glanzes, der auf ein *persuadere* abzielt, dem es letztlich nicht darauf ankommt, ob es überzeugt oder nur überredet.

Außerdem steht die von Cicero geschilderte Verführungsstrategie mit allen oder besser trotz aller ihrer Details vorsichtshalber im Konjunktiv, in § 38 im Irrealis, in § 49 im Potentialis. Aber wie der Zufall es so will, passen die hypothetischen biographischen Details allesamt zu Clodia und ihrem Ruf in der Öffentlichkeit; nicht zuletzt die Betonung der Tatsache, dass es sich um eine *vidua* bzw. *non nupta* handelt. Natürlich wäre es viel schöner, die Pseudo-Clodia noch tiefer in den moralischen Sumpf zu ziehen, wenn man ihr dirnenhaftes Verhalten – *meretricio more* in § 38, *meretricia vita* und *meretrix* in § 49 – ihrem Stand als *matrona* kontrastieren könnte, aber das brächte den Angeklagten in Gefahr. Damit wäre er ein

adulter und hätte sich strafbar gemacht. So aber ist er erstens ein *adulescens* – in beiden Passagen hervorgehoben –, der als solcher leicht verführbar ist, und zweitens ein rechtes Unschuldslamm, das sich der Umgarnungen der aufreizenden Hetäre kaum zu erwehren weiß.

Clodia ist Millionärin, und sie setzt ihr Geld zielgerichtet ein, um gerade junge Männer an sich zu binden. Die haben oft, wir werden es gleich als Komödienmotiv sehen, finanzielle Probleme, weil sie von ihren Vätern knapp gehalten werden. Clodia trickst die *parsimonia patrum* aus, indem sie die jungen Männer aushält (*suis sumptibus sustineret*, § 38). Die väterliche Erziehung zur Moral konterkariert die unmoralische Kokotte mit großzügigen Einladungen. In den Augen der auf eine gute Erziehung Wert legenden Väter versaut die Dame die jungen Männer, um es grob zu formulieren. Der Erfolg ihrer Verführungskünste ist zunächst sehr begrenzt. Da grüßt einer mit der vollen Wucht eines erfahrenen Vamps „angemachter“ junger Mann nur mal etwas freundlicher (*paulo liberior salutasset*, § 38) – ob einer der Geschworenen in dem schüchternen Jüngelchen den schönen Caelius wieder erkannt hat?

Eher nicht, mancher dürfte ob dieser Verharmlosung in Lachen ausgebrochen sein. Und doch steht dahinter eine rhetorische Strategie: Cicero will die Entschlossenheit Clodias veranschaulichen, den jungen Mann herumzukriegen. Er beschreibt ausführlich und sehr plastisch mit Einzelheiten, deren suggestiver Kraft man sich kaum entziehen kann, den Rollentausch, der da stattfindet. Es ist nicht der werbende Mann, der eine zurückhaltende Frau erobern will, sondern – ein gutes halbes Jahrhundert vor dem dritten Buch der *ars amatoria* Ovids – ein verruchtes, aber eben äußerst attraktives Frauenzimmer, das den widerstrebenden Jüngling in seine Fänge bringen will. Am Ende von § 49 hat Clodia Erfolg. Der *adulescens* gibt sich geschlagen, er wird zum *amator* – aber vornehmlich deshalb, weil die Verführerin ihn mit allen Mitteln so – *sit venia verbo* – aufgegeilt hat, dass sein Trieb gewissermaßen mit ihm durchgegangen ist. Fuhrmanns Übersetzung „Galan“ für *amator* trifft es nicht so ganz; heute spräche man von einem „Lover“, um keinen vulgären Ausdruck zu gebrauchen.

Von *pudicitiam oppugnare* kann nun wirklich keine Rede sein, schon weil die vermeintliche Dame sich nicht gerade als Bollwerk der *pudicitia* präsentiert, sondern im Gegenteil alle Register der

impudicitia gezogen hat – so dass die Liaison sich aus Sicht des Mannes nur als ein *libidinem explorare* darstellt (§ 49). Man wird ja wohl noch seinen Trieb befriedigen dürfen.

Ciceros Verteidigungsstrategie ist klar: Er kann Caelius nicht als durch und durch moralischen Menschen darstellen; das glaubt ihm keiner. Aber er präsentiert ihn nicht als Verführer, sondern als Verführten. Die eigentliche Verantwortliche für das, was die Ankläger als sein Lotterleben beschrieben haben, ist Clodia. Caelius ist ihr Opfer. Dabei spielt die Jugend des Angeklagten eine entscheidende Rolle; sie entlastet ihn zusätzlich.

Dieses Entlastungsmotiv durchzieht Ciceros gesamte Argumentation. Indirekt räumt er damit ein, dass Caelius nicht die weiße Weste hat, die er ihm *expres- sis verbis* attestiert. An keiner Stelle gibt er indes zu, dass die Vorwürfe lockeren Lebenswandels zutreffen, sondern er stellt seine Beweisführung auf die Eventualität ab, dass die Richter doch nicht so ganz von der moralischen Untadeligkeit seines Mandanten überzeugt sind. Er baut nur vorsichtshalber vor – was die Juristen gern „hilfsweise“ nennen.

Angenommen also, es ist etwas dran an den Vorwürfen – wie ginge ein Vater Cicero damit um? Das ist keine ausschließ- lich hypothetische Frage. Schließlich hat Caelius bei ihm das sog. *tirocinium fori* abgeleistet, ist bei ihm ein Jahr lang in die Schule gegangen (allgemein dazu Tac. dial. 34, 1f.). Später hat Cicero dann nicht ohne Sorge verfolgt, wie Caelius mit Catilina sympathisierte und engen Verkehr mit ihm pflegte. Es gibt nirgendwo bei Cicero so anerkennende Worte über seinen späteren Todfeind Catilina wie hier (§ 12) – eine bemerkenswerte Selbstverleugnung, die zeigt, zu welchem Grad an Opportunismus – oder Professionalität – Cicero fähig gewesen ist.

Wie füllt Cicero die Vaterrolle aus, in die er jetzt fiktiv schlüpft? Soll er den strengen oder den verständnisvollen Vater geben? Um diese beiden konträren Typen zu veranschaulichen, rekurriert Cicero auf Zitate aus der Palliata. Den Typus des harten Vaters findet er bei Statius Caecilius, den des liberalen bei Terenz (§ 37f.).

Generationenkonflikte waren ein immer wiederkehrendes Thema in der Komödie. Der verschwenderische Sohn gegen den geizigen Alten – die Konstellation war ewig jung und offenbar auch im antiken Rom schon – nicht nur im geistigen Ursprungs- land der Palliata – oft genug Realität. Sie

sorgte für Heimlichkeiten und Entdeckung, Empörung und Wiederversöhnung. Das alles ist bekannt; ich führe es nicht weiter aus. Dass dabei auch unterschiedliche Erziehungsstile dargestellt wurden, liegt in der Natur der Sache und ist insofern ein Spiegel der historischen Wirklichkeit. Wie schon einleitend bemerkt, setzten viele Väter ihre *patria potestas* bewusst nicht ein, weil sie Verständnis für die Unrast der Jugend aufbrachten – manche vielleicht auch, weil sie sich an ihre eigene Jugend erinnerten und das Benehmen ihres Sohnes als *déjà vu* wahrnahmen. Im plautinischen „Pseudolus“ unterhalten sich zwei *senes* (V. 436ff.). Sie sind unterschiedlicher Meinung über den richtigen Umgang mit Söhnen, die über die Stränge schlagen. Der liberalere erinnert den Hardliner an dessen eigene *flagitia*: *idne tu mirare, si patrisat filius? (...) patrisare* als Ausdruck des *mos maiorum* sollte die Norm sein; hier folgt der *filius patris* indes einem etwas anderen Vorbild des Vaters.

Cicero macht unmissverständlich deutlich, welchen Erziehungsstil er favorisiert. Der strenge Vater der Komödie ist sozusagen der Herennius im Prozess: *vehemens* ist er und *durus*, ja *ferreus* und sogar *vix ferendus* (§ 37f.). Vielleicht nicht ganz zufällig wird er auch als *senex* bezeichnet – wir alle erinnern uns an die *senes severiores* in Catulls *carmen* 5 –, während sein Pendant als *lenis et clemens pater* charakterisiert wird (§ 38) – ein sympathischer Typ, der fünf auch mal gerade sein lässt und ganz pragmatisch mit materiellen Schäden verfährt, die sein Sohn angerichtet hat – das lässt sich doch reparieren, darüber braucht man doch nicht wie andere außer sich vor Wut zu geraten und seinen Sohn als *scelestus* anzubrüllen. Es ist Micio, der Adoptivvater, der das milde väterliche Regiment in den *Adelphen* ausübt und darob mit seinem Bruder ständig aneinander gerät. Genau gesagt umgekehrt: Sein Bruder kommt ständig schreiend angelaufen und macht ihm wegen seiner liberalen Haltung Vorwürfe (V. 50ff.). Der Prolog des Micio ist wunderbar programmatisch. Er wäre auch in einer Unterrichtsreihe über Caelius – wohl eher in Übersetzung – eine schöne Ergänzung zu den berühmten beiden „Reparatur-Versen“.

Faszinierend ist daran, dass Cicero hier in einer Gerichtsrede zwei literarische Figuren bemüht, um seine Position zu begründen. Caelius erhält sozusagen literarische Schützenhilfe. Die Väter der Komödie dienen als Paradigmata für Vätertypen und Erziehungsstile der Realität. Dass das ein dankbares Feld für Intertextualitäts-

forschung ist, lässt mich, offen gestanden, ziemlich kalt. Viel spannender finde ich, dass man Literatur argumentativ einsetzt und damit die Richter offensichtlich erreichen kann. Das spricht einerseits dafür, dass Literatur etwas bewirken kann, dass Bühnenkunst Einfluss auf die Gesellschaft haben und wohl auch traditionelle Normen modifizieren kann und dass andererseits die *Palliata* in der Mitte des 1. Jh. v. Chr. noch sehr lebendig war in den Köpfen vieler Menschen.

Natürlich war den Theaterzuschauern wie den Geschworenen bewusst, dass die Bühne die Lebensverhältnisse nicht 1:1 abbildet – auch weil sie dramatisiert, typisiert und kontrastiert. Aber trotzdem wurde die Komödie wohl im Sinne des Cicero-Zitats (Donat de com. 5, 1), dessen Echtheit allerdings umstritten ist, als *imitatio vitae*, ja in gewisser Weise sogar als *imago veritatis* verstanden, als lebenswirklicher Orientierungsmaßstab.

Der weitgehende Konsens in der römischen Gesellschaft spätestens seit dem 1. Jh. v. Chr. darüber, dass die tatsächlich oder vermeintlich lange praktizierte *prisca severitas* der Jugend und ihrer Natur nicht gerecht werde, ist sicher auch dem Einfluss der *Palliata* geschuldet. Sie demonstrierte dem römischen Publikum, dass es auch mit etwas weniger *gravitas* ging, vielleicht sogar besser ging, auch und gerade im Umgang mit der Jugend – und dass dem *pater* kein Zacken aus der Krone brach, wenn er auf Fehlritte des Sohnes mit Verständnis und sozusagen Reparatur-Pragmatismus reagierte. Im *Mercator* des Plautus wird abschließend für solche Liberalität geworben (V. 1015ff.): Der Vater solle zulassen, dass sich der junge Sohn vergnügt, und ihn nicht zu einem Versteckspiel drängen. Das wird, V. 1015, als *lex senum* festgelegt – wenn auch in einer Komödie, so doch ein markanter Kontrapunkt zur *patria potestas*. Auf die Idee muss man erst einmal kommen: Dem Inhaber dieser *potestas* eine *lex* aufzuerlegen, die ihn inhaltlich daran hindert, von seiner *potestas* Gebrauch zu machen.

Mit Ciceros *Palliata*-Zitaten schließt sich der Kreis. Dieselbe Komödie, die dem Bollwerk *patria potestas* jedenfalls in ihrer praktischen Ausübung kräftig zugesetzt und damit schleichend gesellschaftliche Veränderungen im Sinne eines Überdenkens rigider Normen bewirkt hat, dient hier als Argumentationsinstanz für eine Lebenswirklichkeit, die sie selbst mit geschaffen hat. Das darf wohl als mindestens kleine literatursoziologische Revolution bezeichnet werden.

Geht Cicero, wenn er einem liberaleren, verständnisvollen Erziehungskonzept das Wort redet, nicht dem Zeitgeist auf den Leim? Ist das nicht alles eine opportunistische Anbiederung und eine feige Abkehr vom *mos maiorum* (§ 39)? Die kritische Anfrage, die Cicero an sich selbst richtet, hat ihre Berechtigung. Vor allem aber nutzt er diese rhetorische *occupatio*, um den Vorwurf abzufedern, es handle sich bei seiner pädagogischen Liberalität nur um ein taktisches Manöver zur Entlastung des Angeklagten. Eine gewisse Kehrtwende weg von der *prisca severitas* räumt er ein (§ 39f.). Allerdings seien von der außerordentlichen *virtus* der Camilli und Fabricii, die Rom groß gemacht habe, ohnehin nur noch Spurenelemente vorhanden, und dieser Trend sei auch in der griechischen Geistesgeschichte festzustellen, die sich von den ganz großen Idealen abgewandt habe. Ein Seitenhieb auf die eher theoretisch starken Griechen darf nicht fehlen – die übliche Gegenüberstellung zwischen griechischem *loqui* und *scribere* einerseits und römischem *facere* andererseits kommt bei den Geschworenen sicher gut an.

Wenn sich die Gesamtgesellschaft von den alten Idealen des *mos maiorum* abgewandt hat, kann man der lockereren Jugendkultur keinen spezifischen Vorwurf machen. Sie ist Symptom einer neuen Zeit. *mutatis temporibus* (§ 40) – das ist ein neuer, natürlich auch prozesstaktisch bedingter Zungenschlag in der *mos-maiorum*-Diskussion, die sonst immer unter ihrer rigiden Statik leidet, insofern sie dynamische Geschichtsentwicklung dadurch negiert, dass sie glaubt, sittlich-moralisch im dörflichen Rom stehen bleiben zu können, obwohl es sich nunmehr zu einer Weltmacht entwickelt und sich *volens* äußeren Einflüssen geöffnet hat. Ich kann das an dieser Stelle aus Zeitgründen nicht weiter ausführen, aber es zeigt sich hier ein höchst bemerkenswertes Aufbrechen der traditionell verkrusteten Strukturen des *mos-maiorum*-Diskurses.

Für unseren Kontext ist festzuhalten, dass die *tempora mutata* ein freizügigeres Verhalten der Jugend implizieren. Dieses Verhalten gehört aber zu einem Gesamtprozess und stellt keine Sonderentwicklung dar, wie sie das Schlagwort von der „Jugend von heute“ gern unterstellt. Diese Sicht Ciceros ist ausgesprochen luzide, rational-konsequent und insofern unideologisch.

Und sie entspricht wohl der damaligen *communis opinio* in Rom. Selbst ein Haudegen moralisierender Geschichtsauffas-

sung wie Sallust erkennt das an, indem er Catilina und seine Machenschaften gleichsam als Symptome einer aus seiner Sicht kranken, von den alten Werten abgefallenen Gesellschaft ansieht. Voraussetzung für dessen Erfolg sei die *tanta tamque corrupta civitas* (Cat. 14, 1). Catilina und seine vor allem jugendlichen Anhänger sind, modern gesprochen, Sozialisierungsprodukte ihrer Zeit. Ähnliche Äußerungen bestätigen das. Das auf die jungen Leute als Speerspitze des moralischen Niedergangs gemünzte Gerede von der „Jugend von heute“ findet im Alten Rom erstaunlich wenig Resonanz. Die Jugend wird – auch und gerade von den Fürsprechern rigider Moralität – nicht zum Sündenbock gemacht. Das übellaunige Klischee von der „Jugend von heute“ wird nicht oder nur selten bedient. Da können manche, die es heute gern bedienen, von den Römern lernen – einigermaßen überraschend, aber nicht nur in Ciceros *Pro Caelio* belegbar. Auch das, meine ich, ist eine gute didaktische Begründung dafür, diese Rede im Lateinunterricht zu lesen. Unsere Jugendlichen dürften überrascht – und erfreut – sein über soviel Differenzierungsvermögen und Fairness.

„Fair“ – dieses Adjektiv passt wohl am besten als Wiedergabe jenes lateinischen *aequum*, das immer wieder in Plädoyers zugunsten liberaler Erziehung auftaucht. Der *senex* Philoxenus in Plautus' *Bacchides* formuliert es so: Der Jugend einen Freiraum beim Trinken, Geld Ausgeben und Huren zuzugestehen – das *aequum esse puto* (V. 1083) – und zwar im Bewusstsein des eigenen Verhaltens in der Jugend. Ein Konzept von Fairness, Ehrlichkeit und Selbsterkenntnis, das auch in der Erziehungsdiskussion unserer Tage nicht obsolet erscheint.

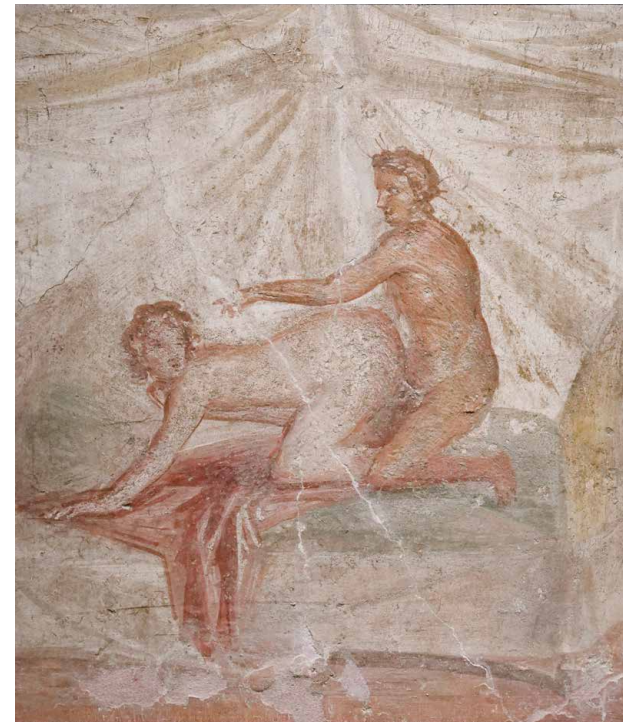
Im Übrigen rückt Cicero manche Legendenbildung über die angeblich so tugendhaften Altvorderen zurecht – und zwar auch auf der zeitlichen Ebene eben jener *maiores*, denen man den viel bemühten *mos* verdankt (§ 43). Er nennt keine Namen – sicher nicht, weil er keine wusste, sondern um niemanden aus den entsprechenden *gentes* ohne Not zu vergraulen –, aber er stellt klar, dass es da so einige gegeben hat, die jedenfalls in der Jugend, mit der Elle des *mos maiorum* und seiner strengen Werte gemessen, die Messlatte gerissen hätten, und zwar aufgrund eben jener Spezifika unmoralischen Lebensführung, die in der Komödie ebenso als Motive von Generationskonflikten verwendet werden wie von Herennius im Fall des Caelius: *profusa luxuries, aes alienum, sumptus, libidines*. Das hört sich

litaneiartig an, und tatsächlich setzt Cicero wohl auch auf diese Wirkung: Man kann es nicht mehr hören, und, ja sicher, das hat es alles früher schon gegeben – wobei erneut die Komödie, wenn auch hier unausgesprochen, als Beweisinstanz für geradezu traditionelle Fehlhaltungen von *adulescentibus* dient.

Die Aufregung darüber lohnt auch nicht recht, wenn viele dieser Jugendsünder, nachdem sie sich die Hörner abgestoßen hatten, zu *summi homines et clarissimi*, überaus ehrenwerten Stützen der Gesellschaft, geworden sind. Die *vitia adolescentiae* wurden in der Lebensleistung dieser Männer vollständig von ihren *virtutes* in reiferen Jahren überlagert. Minuspunkte als junge Männer, deutlich mehr Pluspunkte als reife Römer: Gesamtbilanz exzellent – was soll es bringen, die alten Sachen wieder auszugraben? Diese einstigen Sünder haben sich selbst rehabilitiert. Man kann auch zum *summus vir et ornatissimus* werden, wenn man in der Jugend ein ziemlich schlimmer Finger war.

Eine typische Konkretion jugendlichen Lotterlebens ist der Verkehr mit Dirnen. Cicero weist darauf hin, dass die sog. käufliche Liebe traditionell ein Teil des *Roman way of life* sei (§ 43). Sicher, die Sitten seien freizügiger geworden – *huius saeculi licentia* –, aber *meretricii amores* hätten schon zur *maiorum consuetudo* dazu gehört, seien gesellschaftlich anerkannt gewesen und, wie das *Verbum intensivum factitare* zeigt, gern und häufig betrieben worden. Das anaphorische *quando* veranschaulicht gewissermaßen Ciceros Kopfschütteln über die Weltfremdheit jener Kritiker – *valde severus* ist für ihn ein solcher –, die die Stirn runzelten, wenn junge Männer sich mit Prostituierten einließen. Hier bedarf es im Unterschied zu anderen Aspekten keiner Schönfärberei oder Verharmlosung. Cicero beschreibt einfach die gängige Praxis. Die Prostitution war ein geradezu institutionalisiertes Ventil für den männlichen Sexualtrieb, den *ipsa natura profundit adolescentiae*. So formuliert Cicero in § 28, um in § 41 erneut die *natura* allgemein für viele Verlockungen verantwortlich zu machen.

Des männlichen Hormonausstoßes der frühen Jahre nahm sich die römische Sexualmoral tatsächlich recht großzügig an. Sie sanktionierte sexuelle Beziehungen zu inhonesten Frauen wie Prostituierten, Sklavinnen, Angehörigen des Showbusiness und Beschäftigten im gastronomischen Bereich nicht als Ehebruch. Indem sie ganze Berufsgruppen unter Generalverdacht stellte und das juristisch fixierte,



Käufliche Liebe, Szene in Pompeji

zahlte sie aus heutiger Sicht einen hohen Preis dafür, dass vor allem unverheiratete Mädchen und Frauen der Oberschicht sexuell in Ruhe gelassen wurden bzw. nur ihren Ehemännern, wenn ich so sagen darf, zur Verfügung standen. Auch sexuelle Beziehungen zu verwitweten Frauen konnten als ehebrecherisches Verhältnis angesehen werden – auch deshalb legt Cicero so großen Wert darauf, Clodia bzw. Pseudo-Clodia als *meretrix* zu porträtieren. Ähnlich liberale Regelungen gab es für Frauen übrigens nicht.

Cicero kann sich sicher sein, dass sein Plädoyer für einen Freiraum, den man der Jugend einräumen müsse – *detur aliquid ludi aetati, sit adolescentia liberior* sagt er in § 42 – auf die Zustimmung der meisten *iudices* stößt. Den gesellschaftlichen *concessus omnium* für eben diese etwas verharmlosend *ludus* genannte Toleranz gab es offensichtlich (§ 28). Er wird von anderen Quellen bestätigt. In den kaiserzeitlichen Rhetorenschulen wurde darüber diskutiert, wie weit dieses *tirocinium adolescentiae* als gewissermaßen moralische Ausnahmezeit gehen könne (Sen. Maior contr. II 6, 11) – als *quasi debitum* beansprucht es der junge Mann. Und man war großzügig, wenn er nach einiger den *voluptates* gewidmeten Zeit zu den *boni mores* zurückkehrte.

Man brauchte junge Leute ja nur zu beobachten, dann fiel jedem auf, dass man sie nicht mit den gleichen moralischen

Maßstäben messen konnte wie gereifte Persönlichkeiten. Horaz weist den angehenden Bühnendichter in der *ars poetica* ausdrücklich darauf hin und bemüht dabei auch die *mobilis natura* (V. 156ff.). Seine Charakteristik des jungen Menschen können wir Lehrkräfte nur bestätigen, jedenfalls im Hinblick auf die Eigenschaften *monitoribus asper* und *utilium tardus provisor*. Auch die leichte Verführbarkeit spricht Horaz an mit dem schönen Bild vom formbaren Wachs: *cereus in vitium flecti* (V. 163), aber eben auch er ohne den warnend erhobenen Zeigefinger des bittergrämlichen Onkel- oder Opatyps vom Schlage des Herennius.

Mit der Kontrastierung von *ratio* und *cupiditates*, wie sie typisch für die Jugend sei, appelliert Cicero an die Lebenserfahrung seiner Zuhörer (§ 42). Ob man das gut findet oder nicht – jedenfalls ist es so. Und weil die Natur hier ihre Finger im Spiel hat, muss man eben das Zugeständnis machen, dass *cupiditates* und *voluptates* manchmal die *ratio* junger Menschen überlagern. Eine zutiefst humane Einsicht, finde ich, auch wenn sie in der konkreten Situation prozesstaktischen Notwendigkeiten entspringen mag.

Selbstverständlich unterliegt auch die so skizzierte Toleranz dem *modus*-Gebot, das ja auch von den verständnisvollen *patres* der Komödie stets betont wird. Cicero entwirft in § 42 einen ganzen Katalog von roten Linien, die auch die jugendliche *libertas* nicht überschreiten dürfe. Bevor Vertreter einer eher strengen Erziehung an zu viel Liberalität Anstoß nehmen, flieht er in diesen Katalog auch bewusst schwammige Formulierungen ein, die jeder unterschiedlich weit oder eng interpretieren kann: *ne probrum castis, labem integris, infamiam bonis inferat* – da bietet sich ein breites Spektrum konkreter Füllungen an.

Ein Erziehungskonzept, das auf Milde, Verständnis und Einsicht in die Realitäten auch der *natura* und daraus sich ergebender Toleranz setzt, verbindet sich mit dem Optimismus, dass der ungestüme, den moralischen Normen nicht ganz so angepasste Jugendliche nach den wilden Jahren der *adulescentia* ruhiger und rationaler wird und zu einem wertvollen Mitglied der Gesellschaft heranreift. Das hat sich ja schon früher bei manchen *summi viri* als tragfähig erwiesen, und so wird auch in der eigenen Zeit die bürgerliche Integration gelingen, und zwar schrittweise: In § 41 liegt eine Klimax der an den gereiften Mann gestellten Erwartungen vor: von der *cura rei domesticae* zur *res forensis* und schließlich zur *res publica*. Dass sein

Mandant Caelius diesen Weg schon längst eingeschlagen habe, legt Cicero selbstverständlich ausführlich dar. Er wird, um es ganz kurz zusammenzufassen, die Geschworenen überzeugen. Caelius wird freigesprochen.

Ich hoffe, auch ich habe Sie davon überzeugen können, dass Ciceros Rede *Pro Caelio* unter der vorgestellten thematischen Akzentuierung die Basis einer lohnenden Unterrichtsreihe sein kann. Sie vereint farbige kulturgeschichtliche Aspekte – jugendsprachlich formuliert: Was ging da ab in Baiae? – mit der nach wie vor ja keineswegs erschöpfend ausdiskutierten Problematik des Generationenkonflikts und der „richtigen“ Erziehung. Dabei wirbt Cicero, wenn auch nie ohne Blick darauf, was für seinen Mandanten von Vorteil ist, für ein Erziehungskonzept aufgeklärter pragmatischer Humanität.

Das ist, nicht weil es modisch oder zeitgeistkonform wäre, sondern weil es praktikabel, vernünftig und nicht konfrontativ ist, ein Denkangebot, wie es einem Lateinunterricht des beginnenden 21. Jh. gut zu Gesicht steht. Für das Image unseres Faches erscheint es mir wichtig, dass wir auch Konzeptionen im didaktischen Angebot haben, die das *os truculentum*, das die *fama* dem Fach vielfach immer noch anhängt, überwinden helfen – ein Gegenmodell zu den vielfach unsäglichen und die Schüler wegen der Komplexität der historischen und mentalitätsgeschichtlichen Zusammenhänge schlicht überfordernden *mos-maiorum*-Diskurs in der Tradition römischer Moralisten.

Wer mir entgegenhält, dass damit das Alteritätspotenzial der Antike didaktisch zu wenig genutzt werde, den verweise ich gern auf zwei Leerstellen, die mein Referat enthält: Zum einen sind nicht alle, aber viele Aspekte des römischen Erziehungsdiskurses auf junge Männer der *Oberschicht* zugeschnitten. Zum zweiten bewegen wir uns in einer reinen Männerwelt. Die von Cicero für die *adulescentia* eingeforderte *libertas*, die Lizenz zum sich Austoben gewissermaßen, wird nur männlichen Jugendlichen zugestanden. Die heranwachsenden jungen Frauen sind von diesen Ausnahmetatbeständen ausgeschlossen. Haben sie keine jugendspezifischen Bedürfnisse? Werden die ihnen von der Gesellschaft auferlegten Normen ihrer *natura* gerecht?

Da hegen wir doch so manche Zweifel, so dass genug Zündstoff, didaktisch vornehm formuliert: Alteritätspotenzial bleibt. Aber das ist eine andere Geschichte. ■

Academia Didactica Atesina

Dal 17 al 19 novembre il CLE (Centrum Latinitatis Europae) nonché i presidi del liceo „Walther von der Vogelweide“ e del liceo „G. Carducci“ di Bolzano hanno organizzato un corso di aggiornamento per insegnanti di Latino, soprattutto dei licei classici.

Insegnanti provenienti dall'Austria, dalla Svizzera e dall'Italia si sono riuniti presso i due licei di Bolzano per uno scambio di vedute sullo stato dell'arte dei rispettivi modi di insegnare le lingue classiche. Una posizione di rilievo in questo panorama è sicuramente dovuta agli insegnanti delle scuole tedesche della Provincia di Bolzano, terra mistilingue tra il mondo tedesco e quello italiano, che si trovano ad affrontare un contesto sempre in bilico fra influenze tedesche ed italiane, non sempre complementari nella loro natura didattica. Da una parte i libri di testo tedeschi, i corsi di aggiornamento con relatori provenienti dalla Germania o dall'Austria, dall'altra parte le leggi e il sistema scolastico italiani. Soprattutto i licei classici di madrelingua tedesca sentono la grande differenza tra il mondo italiano e quello tedesco, dato che la maturità del liceo classico non ha subito variazioni da decenni. Mentre l'Italia in gran parte per il liceo classico punta ancora sulla bravura di insegnanti entusiasti del latino e del greco in grado di entusiasmare i ragazzi per tali materie ed i valori ad esse connessi, il mondo tedesco negli ultimi tempi si occupa soprattutto di assessments, prove, criteri di valutazione finora poco attuati nella scuola italiana. Basta pensare proprio alla seconda prova di maturità del liceo classico, invariata da decenni: prova che consiste soltanto nella mera traduzione, esente da questioni interpretative o culturali. In più, si fatica ad identificare criteri stabili di valutazione della prova stessa.

Il dibattito ha dimostrato i diversi mondi, i diversi metodi di pensare il latino e il greco, ma ha anche portato a una riflessione più profonda sul nostro atteggiamento verso le materie classiche.

CLE e Presidi auspicano un prosieguo di questa Academia Didactica Athesina, con l'organizzazione di altri incontri a Bolzano per confrontare regioni vicine in un Europa tra sé ancora troppo distante.

Die Literaturhinweise finden Sie unter diesem QR-Code.



In Stein gemeißelt

Salzburger Barockinschriften erzählen

Christoph Brandhuber, Maximilian Fussl

Mitten im bunten Treiben der Mozartstadt erzählen lateinische Barockinschriften aus Salzburgs bewegter Vergangenheit. Im Dom wird ein Erzbischof vom Exekutor ausgenommen, am Petersfriedhof schenkt ein Gastwirt Freibier aus, in St. Sebastian setzt ein Hexenkommissar jeden Stein in Bewegung, und auf der Heiligen Stiege der Kajetanerkirche legt der kopflose Märtyrer Vereinus sein letztes Zeugnis ab.

Die geistreichen Professoren der Benediktineruniversität wussten auf unnachahmliche Weise festzuhalten, was von ränkevollen Räten, tollkühnen Haudegen, genialen Musikern und freigiebigen Matronen in Stein gemeißelt die Zeiten überdauern sollte. Pointiert ist ihr Spiel mit der lateinischen Sprache, und sie geben dabei so manches Rätsel auf: Um welchen Müllner weinte der Apostel Petrus bitterlich, wer legte dem Festspielhaus ein trojanisches Ei, warum erblühte ein Jurist wie eine Blume und wo findet man in Salzburg ein reines Herz?

Wer in dieser voluminösen Salzburger Inschriftensammlung blättert, dem fallen zunächst Wortwahl und Stilentwicklung auf. Der Humanismus verfasste die Inschriften gerne in elegischen Distichen und folgte in der Prosa mit Vorliebe dem Wortgebrauch klassischer Schriftsteller. Pompös ist das barocke Latein, das dem Stil Senecas und Lucans verhaftet ist. Im Verlauf des Barocks wurden die Inschriften immer länger und überschwänglicher.

Das Spiel mit der Sprache bringt kleine manieristische Meisterwerke zustande, deren geistreichen Wortwitz man im Deutschen kaum wiederzugeben vermag. Nüchterner wird das Latein des Klassizismus, das sich wieder mehr auf den Inhalt und weniger auf die Stilistik konzentriert. Wenn auch bis in das 20. Jahrhundert hinein Grabinschriften noch vereinzelt lateinisch abgefasst wurden, so halten diese nur noch die Lebensdaten, aber keinen individuellen Wesenskern mehr fest: Der „aufgeklärte Tod“ hat alle gleich gemacht.

In der Blütezeit des Barocks waren die Inschriftenverfasser bestrebt, antike Zitate in ihren Text einzuflechten. Größter Wertschätzung erfreuten sich in Salzburg Cicero, Vergil, Horaz, Ovid, Seneca und Lucan. Die Grabinschrift von Mozarts

Jugendfreund Dominikus Hagenauer zeigt eindrucksvoll, wieviele antike Zitate in einem Epitaph versteckt sein können: Hier finden sich Anklänge an Apuleius von Madaura, Quintilian, Horaz, Sueton und Ovid – ein wahrer Schatz an Zitaten.

Gerne hat man die Protagonisten der Inschriften mit antiken Gestalten verglichen: Erzbischof Marcus Sitticus ist ein zweiter Maecenas, Erzbischof Johann Ernst ein zweiter Paulus und zugleich ein Ianus, Abt Carl Schrenck von Nozing wird gar mit Augustus verglichen.

Alle diese Beispiele übertrifft Abt Edmund Sinnhuber, der Namensgeber der Edmundsburg, der „unter Weisen als Solon, unter Vorausschauenden als Numa, unter Hochherzigen als Cato, unter Gerechten als Lykurg, unter Standhaften als Regulus, unter Wohltätern als Euergetes, [kurz] als Bester unter den Besten“ gelebt hat. Aufgrund seiner Bautätigkeit wird er noch zusätzlich als „*infulatus Vitruvius*“ gepriesen.

In einem Großteil der Inschriften wird auf den Namen des Geehrten Bezug genommen. Solche „*Nomen est omen*“-Inschriften wollen zeigen, dass der Name mit ganzem Wesen erfüllt wurde. Wer Weiser heißt, der bietet dem Leser seiner Inschrift die „*sapientia summa*“ – „die höchste Weisheit“. Der bedeutende Rechtsprofessor Christoph Bluemlacher war wie eine Blume, „deren Lachens Nektar viele Bienen“, gekostet haben. Von den Bienen, womit freilich die Studenten gemeint sind, wurde dann der Honig weithin über den Staat verbreitet.

Auch auf den Vornamen wurde Bezug genommen, so wird der Hofkaplan Simon Felber beispielsweise mit dem bekannten Bibelzitat „*Simon dormis?*“ – „Simon schläfst du?“ angesprochen, und er erwidert: „Ich schlafe, aber mein Herz wacht“.

Von großer Bedeutung sind die heraldischen Bezüge. Abt Amand Pachler führte als Badersohn einen Schwan im Wappen.



AMORE, MORE, ORE, RE – Erzbischof Maximilian Gandolph Graf von Kuenburg verfasste sich sein Epitaph als Echo aus dem Jenseits, Dom



Sprach in seinem Epitaph einen Grabfluch aus – Erzbischof Wolf Dietrich von Raitenau, Friedhof St. Sebastian, Gabrielskapelle

Das Motiv des Schwanengesangs hat sich der Verfasser seines Epitaphs freilich nicht entgehen lassen.

Auf dem Monument von Edmund Sinnhuber liegt hingestreckt der Vogel Strauß, den der Abt im Wappen führte. Der Strauß trägt ein Hufeisen im Schnabel und verweist so auf den eisenverarbeitenden Beruf des Drahtziehers, den Großvater, Vater und Bruder des Abtes ausübten. In der Antike erwähnt der ältere Plinius in seiner Naturkunde als erster die „merkwürdige Eigenschaft“ des Vogel Straußes, „wahllos Verschlungenes zu verdauen“, woraus ihm spätere Autoren die Eigenschaft des Eisenfressens angedichtet haben.

Von einem berühmten Vogel des Mythos ist in der Inschrift des Johann Georg von Baumgarten die Rede. Der Salzburger Landschaftskanzler wird als „*praeclarus Iurisprudentiae Phoenix*“, als „hochberühmter Phönix der Rechtswissenschaft“ bezeichnet. Aus dem Mythos werden dabei die Aspekte von Seltenheit und Einzigartigkeit herausgegriffen, wonach das Erscheinen des Phönix nur in sehr großen Zeitabständen erfolgt.

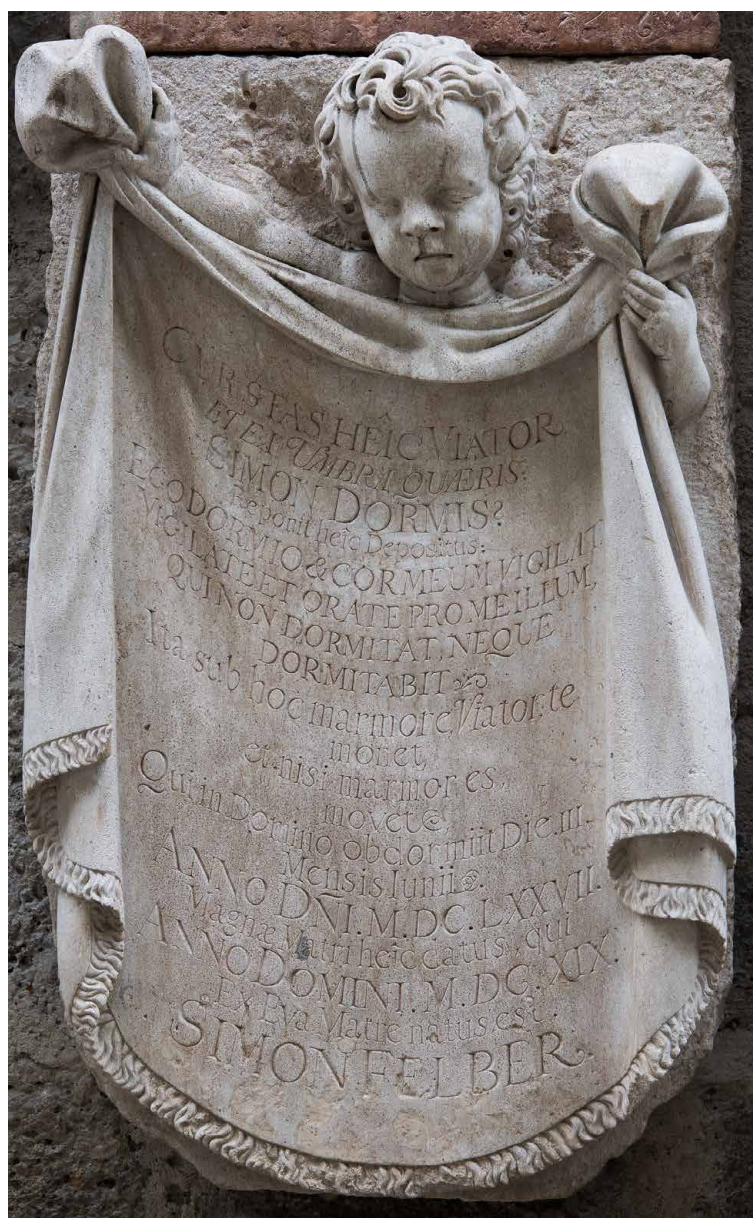
Inschriften nehmen oft Bezug auf die Lebenswelt des von ihnen Geehrten und verwenden dann mit Vorliebe Vokabel aus dessen Berufsleben: So beginnt etwa die Inschrift des Notars Augustin Grumpruner mit den Worten „*Nota bene, viator*“



„Prosit“ mit dem Schädelpokal – Epitaph des Benediktiners Fr. Bernard Stegpuecher, Stiftskirche St. Peter, Kreuzgang

– „Merke gut auf, Wanderer“, in der Inschrift des Musikers Martin Luz heißt es „*Pausa, viator*“ – „Mach eine Pause, Wanderer!“. Der Wirt Raphael Helmreich eröffnet am Friedhof gleich ein Gasthaus und spendiert an seine Gäste gratis ein Getränk „*ex cella sua*“, „aus seinem Keller“. Überhaupt sind die Toten von St. Peter sehr gesellig: Im Kreuzgang der Stiftskirche prostet einem Fr. Bernard Stegpuecher zu – allerdings „*ex calvaria*“, „aus einem Schädelpokal“: Kein Wunder, der Barkeeper war der Tod, der den Drink aus „Galle und Honig“ mischte: „*Felle et Melle*“.

Bisweilen wurden mehrere Entwürfe für Inschriften vorgelegt, die aber nur in den seltensten Fällen erhalten sind. Für das



Epitaph des Hofkaplans Simon Felber, Petersfriedhof



Epitaph des Abtes Amand Pachler von St. Peter, Stiftskirche St. Peter

Neutor hat sich ein solcher verworfener Entwurf erhalten: Hier wird die Bautätigkeit von Erzbischof Schrattenbach mit dem Tunnelbau von Kaiser Vespasian an der Via Flaminia verglichen. Der Vergleich mit einem römischen Kaiser erschien dem Salzburger Erzbischof dann doch zu anmaßend. Er entschied sich für das allseits bekannte:

TE SAXA LOQVNTVR.

Christoph Brandhuber und Maximilian Fussl verfolgen die Salzburger Spuren der Vergangenheit. Der Weg führt durch Alt- und Lodronstadt bis hinaus vor die Tore nach Hellbrunn und Maria Plain. Sie erklären philologische Hintergründe

und historische Zusammenhänge dieser steinernen Chronik der Stadt. Dabei wird schnell klar: Die lateinischen Barockinschriften wetteifern um unsere Aufmerksamkeit! ■

Christoph Brandhuber, Maximilian Fussl: In Stein gemeißelt. Salzburger Barockinschriften erzählen. Mit kunsthistorischen Beschreibungen von Roswitha Juffinger und Fotografien von Hubert Auer. Salzburg/Wien (Mury Salzmann) 2017 (=uni:bibliothek 6, hg. von Ursula Schachl-Raber), 400 S., zahlr. Abb., 21,5 x 27,5 cm, Hardcover, EUR 39,00.



Das neue Museum Lauriacum

Hauptstandort der OÖ. Landesausstellung 2018

Stefan Traxler

unter Mitarbeit von Inge Friedl, Reinhardt Harreither, Maria Marschler und Bernhard Schlag



Abb. 1: Museum Lauriacum in Enns, Hauptstandort der OÖ. Landesausstellung 2018 (Foto: Goldmann)

Das 1892 gegründete Museum Lauriacum (Abb. 1) ist die drittälteste wissenschaftliche museale Institution in Oberösterreich. Die ersten Schauräume befanden sich im Meierhof des Schlosses Ennsegg, doch konnten die musealen Exponate schon 1898 durch das Entgegenkommen der Stadtgemeinde Enns im historischen Ratsaal im ehemaligen Rathaus in würdigem Rahmen aufgestellt werden. 1971 wurden weitere großzügige Räumlichkeiten im früheren Rathaus für das Museum adaptiert. Für die Präsentation in den 1980er-Jahren erhielt das Museum Lauriacum 1988 den in eben diesem Jahr erstmals vergebenen Museumspreis.

Das Museum, das eine der bedeutendsten Sammlungen zur Römerzeit in Österreich beherbergt, bildet das Herz der 32. OÖ. Landesausstellung, die vom 27. April bis 4. November 2018 stattfinden wird. Weitere Standorte sind die Lorcher Basilika in



Abb. 2: Marius, Leitfigur für die Vermittlung im Museum Lauriacum (Grafik: M. Gletthofer)

Enns, das Römerbad Schlögen und der Römerburg Oberranna.

Durch die Landesausstellung konnten die Präsentationsflächen mehr als verdoppelt werden – von ursprünglich 600m² auf 1.300m². Das Museum Lauriacum wird damit zu einem der größten Römermuseen Mitteleuropas. Durch die Einbindung jüngster Forschungsergebnisse von Ausgrabungen, geophysikalischen Prospektionen, altertumswissenschaftlichen, anthropologischen und archäozoologischen Untersuchungen können ganz neue Aspekte zum Leben an der Donau vor 1800 Jahren präsentiert werden. Die Kombination von interaktiven Vermittlungsstationen, Multimedia und klassischer Objektpräsentation ermöglicht ein informatives, anschauliches und unterhaltendes Erlebnis für Jung und Alt.

Intro

Im Eingangsbereich begleiten marschierende Legionäre in Form einer Großformatgraphik die BesucherInnen ins Museum. Damit wird auch der Titel der OÖ. Landesausstellung 2018 „Die Rückkehr der Legion“ aufgegriffen. Hier tauchen erstmals die beiden Leitfiguren für die Präsentation im Erdgeschoß auf, die das römische Militär und den Legionsstandort Lauriacum aus quasi persönlicher Sicht näherbringen: Seccius Secundinus, Veteran der *legio II Italica* (Audiostationen) und Marius Maximus, einer seiner beiden Enkelsöhne (Vermittlungsstationen). Die Familie des Seccius Secundinus ist uns aus einer Grabinschrift bekannt (siehe unten). Sie spielt auch beim eigens für die Landesausstellung von 7Reasons produzierten Film eine wichtige Rolle. Großvater und Enkel Marius (Abb. 2) begrüßen vor dem Eingang in die eigentliche Ausstellung die Gäste und geben ihnen eine erste Orientierung, was sie im Erdgeschoß des Museums erwartet:

Salve ... Sei begrüßt! Wir schreiben das Jahr 210 n. Chr. Das heutige Österreich ist mit Ausnahme der Gebiete nördlich der Donau Teil des Imperium Romanum. In Lauriacum/Enns ist die einzige Legion der Provinz Noricum stationiert.

Leitthemen im Museum Lauriacum Erdgeschoß:

- Militär in Lauriacum
- Sterben in Lauriacum

1. Obergeschoß:

- Die zivilen Siedlungsbereiche von Lauriacum – Wand- und Deckenmalereien
- Stadtgeschichte – von der Römerzeit ins Mittelalter

2. Obergeschoß:

- Numismatik
- Alltag in Lauriacum

Legio – das römische Heer

Im ersten großen Ausstellungsraum wird das Thema römisches Heer anschaulich vor Augen geführt: Was ist eine Legion? Welche Truppen und Chargen hat es gegeben und wie sind die Soldaten bewaffnet gewesen? Das absolute Highlight in diesem Raum ist die 6000 Mann starke, handbemalte Zinnfigurenlegion „Mules of Marius“ (mules-of-marius.com) (Abb. 3). Nach 1800 Jahren ist also wieder eine Legion in Enns stationiert, dieses Mal allerdings im Kleinformat.

Imperium Romanum

Im nächsten Bereich erfolgt die Verortung von Lauriacum im Imperium Romanum und in der Provinz Noricum. Lauriacum wurde mit der Stationierung der *legio II Italica*, der zweiten Italischen Legion, am Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. einer von 33 Legionsstützpunkten im römischen Reich – man kennt die Vorgängersiedlung des heutigen Enns auch in Rom! Hier wird die Einbindung in den sog. Donaulimes deutlich. Ab Mitte 2019 könnte Lauriacum/Enns einer der zentralen Orte des UNESCO Welterbes Donaulimes sein. Der Antrag für den Abschnitt West (Ostbayern, Österreich, Slowakei, Ungarn) ist 2018 in Paris eingereicht worden.

Legio II Italica

Der unter Kaiser Marcus Aurelius im Vorfeld der Markomannenkriege in Norditalien ausgehobenen zweiten Italischen Legion ist ein eigener Raum gewidmet. Der



Abb. 3: Eine 6000 Mann starke, handbemalte Zinnfigurenlegion wird 2018 in Enns im Museum Lauriacum stationiert (Foto: Mules of Marius)

„Philosophenkaiser“ wird hier ebenso thematisiert wie der historische Hintergrund, der zur Aushebung der Einheit geführt hat. An Hand von Abbildungen der Marcus-Säule in Rom werden die Feldzüge gegen die Markomannen und ihre Verbündeten skizziert. Unterschiedlichste Denkmäler werfen Blitzlichter auf die Geschichte der Legion, die – zwar ab der Mitte des dritten Jahrhunderts in reduzierter Form – bis in die Spätantike in Lauriacum verbleibt. Die Höhepunkte in diesem Raum sind das in 3D-Druck gefertigte Modell des Legionslagers von Lauriacum und eine monumentale Bauinschrift, die einst über einem der Lagertore angebracht gewesen ist.

Bilderbuchkarriere

Außerdem führt in diesem Bereich eine Multimedia-Station die unglaubliche Karriere eines Kommandanten der *legio II Italica* vor Augen, die wir durch eine Inschrift aus Enns und zwei Inschriften aus Nord-Afrika lückenlos rekonstruieren können: Caius Memmius Fidus Iulius Albius wurde in Nordafrika geboren und hatte etliche zivile und militärische Ämter in Rom und diversen Provinzen des Imperiums inne. Er weiht am 18. September 191 n. Chr. eine dem Genius = Schutzgeist der Legion gestiftete Inschrift, die sich heute in der Lorcher Basilika befindet (Abb. 4). Aus dieser Inschrift geht hervor, dass er zu dieser Zeit Legat, also Kommandant, der Legion gewesen ist, außerdem designierter Konsul. Damit war er an der absoluten Spitze der Karriereleiter eines römischen Beamten angekommen.

Spezialisten in der Legion

Ein Anliegen des Kuratorenteams ist es, das von Asterix und Sandalenfilmen geprägte einseitige Bild des kämpfenden, trinkenden und würfelnden Soldaten aufzuweichen und so ist ein Bereich den Spezialisten in der Legion gewidmet.

Hinter dem Militär stand ein komplexer Verwaltungsapparat und in den Legionen waren hochspezialisierte und hervorragend ausgebildete Pioniere, Baumeister, Handwerker, Ärzte etc. tätig. Zum Ausdruck kommt dieses Spezialistentum besonders in der Kalkbrennofenbatterie von Lauriacum. Es besteht kein Zweifel, dass eine der ersten Tätigkeiten der in Lauriacum eingetroffenen Legion die Errichtung von (mindestens) 12 Kalkbrennöfen mit einem Fassungsvermögen von jeweils ca. 31 m³ unmittelbar nördlich des Legionslagers gewesen ist. Schon alleine für das Kalkmörtelfundament der über 1,8 km langen und 2,1 m breiten Umfassungsmauer des Lagerareals wurden unvorstellbare Mengen an Kalk benötigt. Aber für 6000 hervorragend trainierte und bestens ausgebildete Männer dürfte selbst die Errichtung des 21,4 ha großen Legionslagers keine allzu große Herausforderung dargestellt haben.

Dem Grazer Althistoriker Manfred Hainzmann ist die vollständige Lesung des erst 2016 bei der Ausgrabung des am besten erhaltenen Kalkbrennofens entdeckten Altares zu verdanken. *Ael(ius) Marcellus, immunitis calcariens(is)*, hat dem Hercules diesen Altar gestiftet. Damit kennen wir

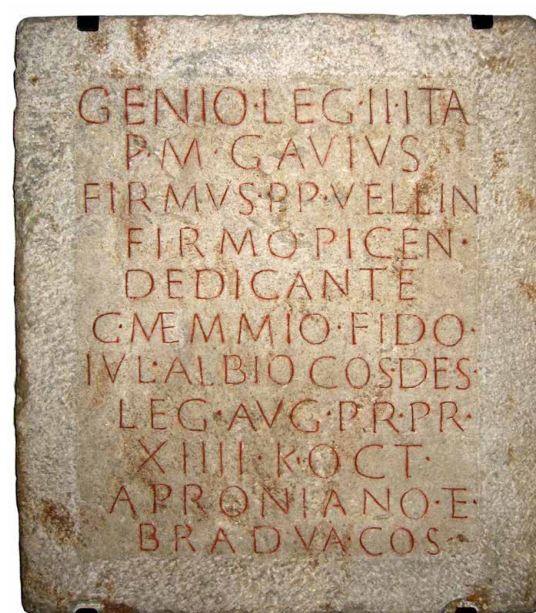


Abb. 4: Weiheinschrift an den Genius der *legio II Italica*. Caius Memmius Fidus Iulius Albius, Kommandant der Legion weihte diese Inschrift im Jahr 191. Die Karriere dieses Mannes ist praktisch lückenlos nachvollziehbar. Original in der Lorcher Basilika, Kopie im Museum Lauriacum (Foto: SRI – Hemmers/Traxler).

Umschrift:

Genio • leg(ionis) • II • Ital(icae)
p(iae) • M(arcus) • Gavius
Firmus • p(rimus) p(ilus) • Vellin(a tribu)
Firmo Picen(o) •
dedicante
C(aio) • Memmio • Fido •
Iul(io) • Albio co(n)s(ule) • des(ignato) •
leg(ato) • Aug(usti) • pr(o) • pr(aetore) •
(ante diem) XIII • K(alendas) • Oct(obres)
Aproniano • et
Bradua • co(n)s(ulibus) •

Übersetzung:

Dem Genius der *legio II Italica* pia!
Marcus Gavius Firmus, primuspilus, von der Tribus Vellina, aus Firmum Picenum stammend. C. Memmius Fidus Iulius Albius, designierter Konsul, legatus Augusti pro praetore weihte (das Denkmal) am 18. September unter dem Konsulat des Apronianus und des Bradua.

nun auch einen Kalkbrenn-Spezialisten der *legio II Italica* namentlich.

Dis Manibus – Sterben in Lauriacum

Orpheus, der begnadete Musiker und Sänger der griechisch-römischen Mythologie bildet den Auftakt in dem Bereich, der den Gräberfeldern von Lauriacum gewidmet



Abb. 5: Orpheus mit Tieren, Grabrelief aus Lauriacum. OÖ. Landesmuseum (Foto: O. Harl, lupa. at/517)



Abb. 6: Fraktur des rechten Oberschenkels, in schwerer Fehlstellung verheilt (Enns/Steinpass Grab 157, ♂?, 15–20 Jahre). OÖ. Landesmuseum (Fotos/Röntgen: NHM Wien)

ist. Ein Grabrelief zeigt den sitzenden Musikanten mit einer Lyra. Vor ihm haben sich mehrere Vögel und vermutlich ein Reh versammelt (Abb. 5). Seine traurige Lebensgeschichte hat Orpheus ja sogar in die Unterwelt geführt, die Rückführung seiner geliebten Gattin Eurydike ist knapp vor dem Ziel gescheitert. Mit diesem mythologischen Hintergrund verwundert es wenig, dass Orpheus ein besonders beliebtes Motiv in der antiken Grabkunst ist.

Das bedeutendste Objekt in diesem Bereich ist jedoch die Grabinschrift, die unsere Leitfigur Seccius Secundinus und seine Gattin Iulia Severio für sich und ihren Nachkommen meißeln ließen. Die Inschrift wurde bereits um 1300 in der Lorcher Basilika wiederentdeckt und ist damit auch das wichtigste Exponat zur frühen Forschungsgeschichte zur Römerzeit in Oberösterreich.

Trauriger Anlass für die Errichtung des Grabdenkmals ist der Tod des (Stief-) Sohnes Iulius Apricius, der im Alter von 25 Jahren und nach sechs Dienstjahren in der Legion verstorben ist. Neben seinem (Stief-)Vater und seiner Mutter Iulia Severio sind auch seine Schwester Seccia Secundina und deren Söhne genannt. Die Inschrift beginnt mit der weit verbreiteten Abkürzung *D(is) M(anibus)* – „Den göttlichen Totengeistern!“

Lebenszeichen aus Lauriacum – Anthropologie

Die jüngsten anthropologischen Forschungen von Maria Marschler und Andrea Stadlmayr (Naturhistorisches Museum Wien) zum größten bekannten Gräberfeld von Lauriacum, dem sog. Steinpaß bedeuten einen Meilenstein in der Erforschung des Lebensraumes an der Donau in Oberösterreich vom 2. bis zum 4. Jahrhundert. Volkskrankheiten konnten ebenso diagnostiziert werden wie tödliche Verletzungen, Enthauptungen, aber auch mehr oder weniger erfolgreich behandelte Verletzungen (Abb. 6), arbeitsbedingte Überbelastungen und vieles andere mehr. Besonders interessant ist die schlechte Zahngesundheit der damaligen Menschen. Beim Großteil der am Steinpaß Bestatteten konnten Hinweise auf eine Karieserkrankung und deren oft schwerwiegende Folgen – Lochdefekte in den Zähnen, Abszesse im Zahnwurzelbereich bis hin zu intravitalem Zahnverlust – diagnostiziert werden. Diese Zahnerkrankung ist nicht nur auf unzureichende Zahnhygiene zurückzuführen, sondern steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der aufgenommenen Nahrung. Wahrscheinlich war die primär auf Getreide basierende Grundernährung mitverantwortlich für das häufige Auftreten von Karies in dieser Population. Diese und andere Themen rund um die

anthropologischen Forschungen werden in einer interaktiven Station vermittelt.

Die zivilen Siedlungsbereiche von Lauriacum

Das erste Obergeschoß ist primär den zivilen Siedlungsbereichen gewidmet. Der Zuzug von ca. 6000 Soldaten und unzähligen weiteren, ganz unterschiedlich motivierten Menschen brachte einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung, nicht nur für die Siedlung sondern für die gesamte Region mit sich. Zu ihrer Blütezeit dürfte Lauriacum etwa 25000 Einwohner beherbergt haben – also etwa doppelt so viele, wie die heutige Stadt Enns. Jede größere Ausgrabung fördert auf der einen Seite kistenweise Massenware zu Tage, auf der anderen Seite stechen aber immer wieder einzelne Funde durch ihr Material und/oder ihre Qualität besonders ins Auge.

Wand- und Deckenmalerei – Tapetenwechsel

Die österreichweit bedeutendsten römischen Funde von Wand- und Deckenmalereien der letzten Jahrzehnte unterstreichen die Sonderstellung von Lauriacum und zeugen vom Wohlstand der römischen Siedlung. Sie vermitteln die Vielfalt der

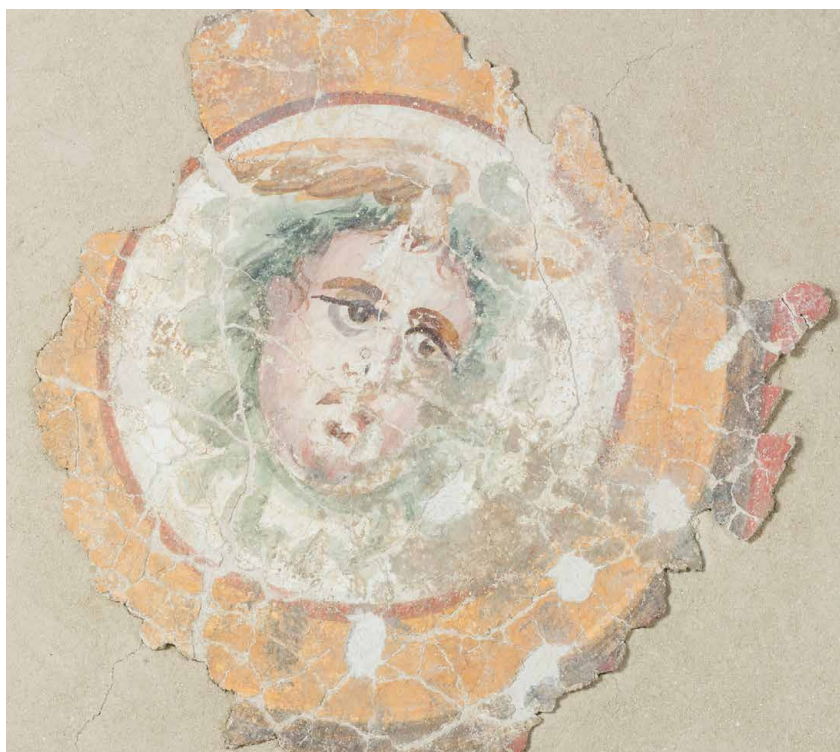


Abb. 8: Medaillon aus dem „Haus der Medusa“ (Foto: BDA)

römischen Wanddekoration und ihre stilistische Entwicklung. Bis zu vier übereinanderliegende Schichten – also Belege für römerzeitlichen „Tapetenwechsel“ zeigen prachtvolle figurale und dekorative Elemente. Neben der antiken Technik, dem Material und der Handwerkskunst thematisiert die Ausstellung auch die moderne konservatorische Bearbeitung der sensiblen Objekte.

Dieses wunderbare Konvolut ist noch bis 8. April 2018 im Kunsthistorischen Museum in Wien zu sehen, bevor es auf Dauer nach Enns zurückkehrt. Der Ausstellungstitel „Haus der Medusa“ geht auf den Ausgräber Hannsjörg Ubl zurück, der das Gebäude, aus dem all die Kunstwerke stammen, so nach dem mehrfach belegten Bildmotiv der Gorgo Medusa (Abb. 7) benannt hat. (www.khm.at/besuchen/ausstellungen/das-haus-der-medusa)

Stadtgeschichte – von der Römerzeit ins Mittelalter

Ausgehend von einer römischen Siedlung am Schnittpunkt wichtiger Verkehrswege entwickelte sich Lauriacum ab dem späten 2. Jh. n. Chr. durch die Stationierung der *legio II Italica* zum größten militärischen Stützpunkt der Provinz Noricum mit einem Legionslager und zivilen Siedlungsbe-
reichen. Zur Zeit Kaiser Diocletians erlitt unser Landespatron, der Heilige Florian,

am 4. Mai 304 den Märtyrertod durch Ertränken in der Enns. In der Spätantike war Lauriacum Bischofssitz und über den baulichen Resten einer frühchristlichen Kirche erhebt sich heute die Basilika St. Laurentius in Lorch/Enns.

Durch die Verleihung des Stadtrechts durch Leopold VI. am 22.4.1212 ist Enns die älteste Stadt Österreichs, deren heute noch erhaltene Stadtmauer die Wiederverwendung antiker Baumaterialien aus dem römischen Legionslager erkennen lässt.

Im Stadtgeschichte-Raum wird die wechselvolle Geschichte von Enns quasi im Zeitraffer dargestellt. Neben ausgewählten Exponaten, die stellvertretend die verschiedenen Epochen repräsentieren, wird eine multimediale Präsentation auf ein großes Landschaftsmodell die Entwicklung bis ins Heute besonders anschaulich vor Augen führen.



Abb. 7: Grabtitulus, des Seccius Secundinus, Veteran der legio II Italica pia fidelis, und seiner Gattin Iulia Severio für sich und ihre Nachkommen. Seccius Secundinus und sein Enkel Marius Maximus sind zwei der Leitfiguren im neuen Museum Lauriacum.

Umschrift:

D(is) M(anibus)

Seccius Secundinus

vet(eranus) leg(ionis) II Ital(icae) ◦ p(iae) f(idelis) et Iulia Severio coni(unx) eius si|bi et ◦ Secciae Secun-dinae

fil(iae) ◦ et Mariis ◦ Maximo et

Secundo nepotibus

suis vivi fecerunt ◦ et

Iul(io) ◦ Apricio ◦ fil(io) ◦ mil(iti) ◦ leg(ionis) ◦ s(upra)

s(criptae)

b(ene)f(iciario) ◦ praef(ecti) ◦ stip(endiorum) ◦ VI ◦ Θ(bito)

an(norum) ◦ XXV.

Übersetzung:

Den göttlichen Totengeistern! Seccius Secundinus, Veteran der legio II Italica pia fidelis und Iulia Severio, seine Gattin, haben (das Grabmal) für sich, für die Tochter Seccia Secun-dina und für ihre Enkel Marius Maximus und Marius Secun-dus zu Lebzeiten errichtet und für den Sohn Iulius Apricius, den Soldaten der oben genannten Legion, Benefiziarier des Legionspräfecten, der nach sechs Dienstjahren im Alter von 25 Jahren gestorben ist.

Numismatik – Bilderwelten

Im zweiten Stockwerk wird eine großartige Auswahl der über 32.000 dokumentierten Fundmünzen von Lauriacum gezeigt. Neben verschiedenen Herstellungstechniken, den obligaten Informationen zu Münzstätten, Nominalien, Kaufkraft, Einkommen und Inflation kann das Publikum selbst-



Abb. 9: Silberbecher mit Jagdszene aus dem Silbergeschirrschatz von Lauriacum. Museum Lauriacum
(Foto: Museum Lauriacum).

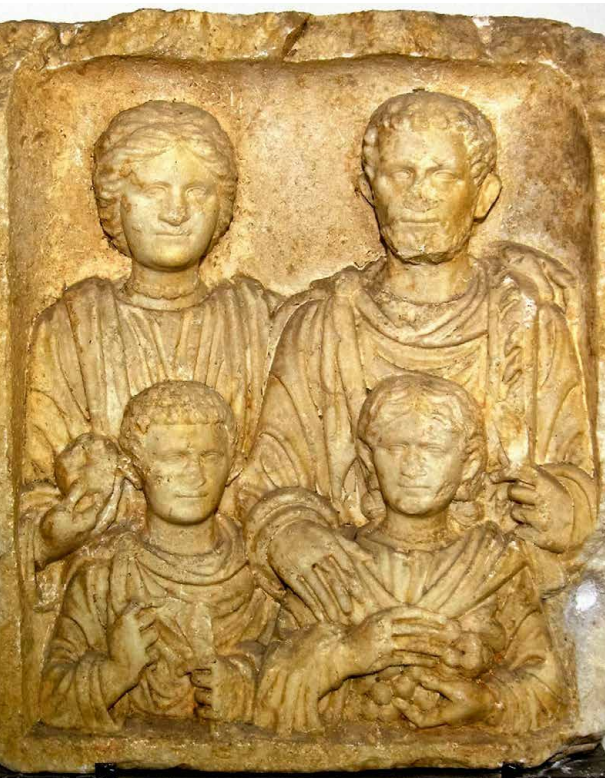


Abb. 10: Grabrelief mit der Darstellung einer wohlhabenden Familie aus Lauriacum/Enns. Museum Lauriacum
(Foto: SRI – Hemmers/Traxler).

verständlich auch in antike Bilderwelten eintauchen. Die Münzen waren ein wichtiges Propagandainstrument, quasi die Zeitung des einfachen Volkes. Neben den Kaisern und ihren Familienangehörigen auf der Vorderseite sind auf der Rückseite Gottheiten, geschichtliche Ereignisse, erfolgreiche Feldzüge und Eroberungen sowie Bauwerke dargestellt. In Bezug auf den Legionsstandort Lauriacum wird ein

Bereich besonders hervorgehoben: Münzbilder, die das Militär in Aktion zeigen.

Alltag in Lauriacum

Der abschließende, großzügig gestaltete Themenbereich zum Alltag in Lauriacum lädt die BesucherInnen noch einmal zur aktiven Beteiligung ein. Praktisch in jedem Bereich gibt es etwas zu tun oder zu erkunden.

Die vielfältigen archäologischen Exponate des Museums gewähren tiefe Einblicke in die Lebensräume einer römischen Garnisonssiedlung an der Außengrenze des Imperium Romanum. Im Fokus stehen das öffentliche Leben, die Glaubenswelten und die Versorgung der BewohnerInnen durch lokales Handwerk und überregionalen Handel. Massenprodukte stehen hier neben absoluten Raritäten, wie dem Becher mit Jagdszene aus dem Silbergeschirrschatz von Lauriacum (Abb. 9).

Die jüngsten anthropologischen und archäozoologischen Forschungen werfen ein neues Licht auf die Lebensumstände und die Ernährungsgewohnheiten. Neben der getreidebasierten Grundernährung zeigt sich ein breites Spektrum an verschiedenen Fleisch- und Fischarten. Karies ist allgegenwärtig, Mangelercheinungen sind dafür im Befund ganz selten, was auf eine zu allen Jahreszeiten recht ausgewogene Ernährung schließen lässt.

Zudem werden weitere spannende Themen zum Alltags- und Familienleben in römischer Zeit genauer beleuchtet. So besteht kein Zweifel, dass die Frauen in Lauriacum eine wesentliche Rolle sowohl im gesellschaftlichen, als auch im wirtschaftlichen Leben gespielt haben. Den Abschluss bildet ein Familiengrabstein aus Lauriacum. Dieses Highlight steht mit an der Spitze der römischen Bildhauerarbeiten Österreichs (Abb. 10).

Schaugrabung Taberna – September/Oktober 2018

Bei der im September und Oktober 2018 stattfindenden Schaugrabung auf dem Gelände der Firma Büsscher & Hoffmann sind weitere neue Erkenntnisse zum Leben in Lauriacum zu erwarten. Das Ziel der Ausgrabung ist die vollständige Freilegung einer Taberna (Haus mit Ladenfront) an „der ersten Nordumfahrung von Enns“, einer der Hauptstraßen der antiken Siedlung. Die Gäste können den ArchäologInnen bei der Arbeit über die Schulter

schauen, es wird aber auch eine Webcam geben, die mit dem Museum Lauriacum verbunden ist.

Aktionsorientierte Vermittlungsprogramme für Schulen

Speziell für Kinder und Jugendliche von 6 bis 18 Jahren wurden dialogorientierte und aktionsreiche Führungen konzipiert. Besonderer Wert wurde auf methodische und didaktische Vielfalt sowie auf Berücksichtigung der altersgemäßen Interessen und Fähigkeiten gelegt. Die interaktiven Stationen der Ausstellung sind den Schulstufen entsprechend in die Vermittlungsprogramme integriert. Aktive Teilnahme ist ausdrücklich erwünscht.

Dem Thema entsprechend werden auch Führungen mit Schwerpunkt Latein angeboten. Texte und Arbeitsblätter, die in Kooperation mit der ARGE Latein am Landesschulrat OÖ entwickelt worden sind, werden dafür auf der Homepage der Landesausstellung zur Verfügung stehen. Auf Wunsch der Ennsener Schulen wurde im Vorfeld der Landesausstellung ein interaktives Forscherheft mit dem Titel „Eine Reise durch Lauriacum. Erlebe Geschichte. Erforsche das Römerlager“ entwickelt. Schulklassen können sich im Rahmen eines Lehrausgangs in Enns auf die Spuren der römischen Legionäre begeben und die im Heft gestellten Forschungsaufträge lösen. Zur Vor- und Nachbereitung des Schulprojekts steht den PädagogInnen zudem das spannende Brettspiel „Lauriacum“ zur Verfügung: <https://landesausstellung.at/downloads/schule-unterricht>.

Die Vermittlungsangebote für Schulen werden am 8. Mai 2018, von 15 bis ca. 18 Uhr im Museum Lauriacum vorgestellt.

Publikationen

Neben dem Begleitband zur Ausstellung, der über 20 reich bebilderte Beiträge zu verschiedensten Themen zur Römerzeit in Nordwest-Noricum beinhaltet, ist gemeinsam mit der ARGE Latein am Landesschulrat OÖ auch ein Schulbuch für den fächerverbindenden Unterricht in Latein und Geschichte mit dem Titel „Abenteuer Latein. Römisches Erbe in Oberösterreich“ in Vorbereitung.

OÖ. Landesausstellung 2018

Die Rückkehr der Legion. Römisches Erbe in Oberösterreich

27. April bis 4. November 2018

www.landesausstellung.at ■

Do, 12. bis Sa, 14. April 2018

Abenteuer Antike

180 Jahre Archäologie in Oberösterreich

Ein Kooperationsprojekt des OÖ. Landesmuseums, des AEC, der Arge Latein OÖ, des Centrum Latinitatis Europae, der Gesellschaft für Archäologie in Oberösterreich und der OÖ. Landesausstellung 2018

180 Jahre Archäologie in Oberösterreich

Im Frühjahr 1838 fanden die ersten wissenschaftlichen Ausgrabungen in Oberösterreich statt – im Bereich der römischen Siedlung von Schlögen im Oberen Donautal. 180 Jahre später ist erstmals eine Landesausstellung dem reichen römischen Erbe gewidmet. Für 2018 ist außerdem das „Europäische Jahr des Kulturerbes“ ausgerufen worden und passender Weise haben Bayern, Österreich, die Slowakei und Ungarn im Jänner den Einreichungsantrag zum UNESCO Welterbe Donaulimes – Abschnitt West in Paris abgegeben.

Das Themenwochenende „Abenteuer Antike“ gibt einen Überblick zu all diesen Projekten und soll Lust machen auf die OÖ. Landesausstellung 2018: Die Rückkehr der Legion. Römisches Erbe in Oberösterreich
Enns – Schlögen – Oberranna
27. April – 4. November 2018
www.landesausstellung.at

Do, 12. April 2018: Schlossmuseum Linz

„Rom sei Dank – Warum wir alle Caesars Erben sind“
Vortrag von Karl-Wilhelm Weeber

Der durch zahlreiche Publikationen bekannte Altertumswissenschaftler Karl-Wilhelm Weeber zeigt auf äußerst lebendige Weise die Relevanz der Antike für heute auf.

Dass das „Datum“ etwas vom Lateinischen „Gegebenes“ ist, ahnt man schon, aber dass Caesar jeden modernen Terminkalender problemlos benutzen könnte, erstaunt dann doch. Die Römer haben gerade in der Beherrschung von Zeit und Raum tiefe Spuren hinterlassen, aber auch in unserer Mentalität: Wer Jus studiert, studiert eine Menge römisches „Recht“. Und wer Caesars „Gallischen Krieg“ liest (eine spannende Lektüre – versprochen!) erfährt eine Menge über sein eigenes „westliches“ Denken. Nicht alle Herrschaftstechniken der Römer sind nachahmenswert, aber sie verstanden es, großzügig zu teilen: Thermen

und Theater, Wein- und Wasserbau waren zivilisatorische Exportschlager auch für die unterworfenen Provinzen, und mit Hellas sind viele Römer respektvoller umgegangen als manche heutigen Zeitgenossen. Schließlich die lateinische Sprache: Nicht jeder mag sie, aber jeder spricht sie, ohne es zu wissen. Oder hätten Sie gedacht, dass „nüchtern“ von *nocturnus* kommt und den „nächtlichen“ Zustand meint? Oder dass wir unsere Laune dem römischen Mond, der *luna*, verdanken? Eine Vortragsstunde ist angesichts des riesigen Römer-Erbes eigentlich zu kurz. „Stunde“? Nein, das ist Deutsch. Aber Stundenkilometer als km/h – das ist hinten Latein: „h“ steht für *hora*, die „Stunde“.

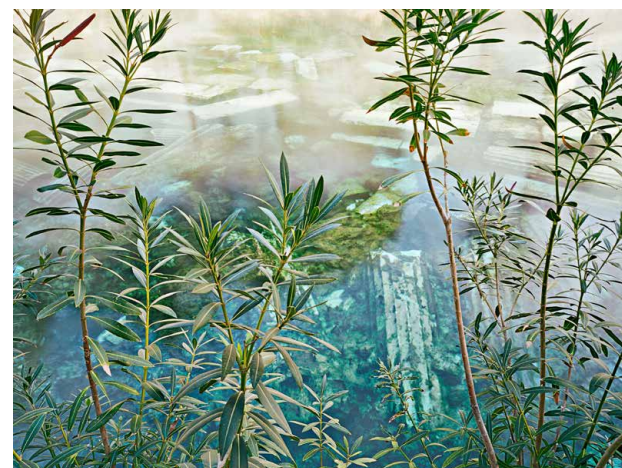
Termin | Donnerstag, der 12. April 2018
| 18.30 Uhr
Ort | Schlossmuseum Linz

Fr, 13. April 2018: Schlossmuseum Linz – AEC – Landesgalerie Linz Parcours für Schulen

In Kooperation mit der OÖ. Landesausstellung findet am **13. April 2018** – sozusagen als Einstimmung auf die Landesausstellung – ein Aktionstag zum Thema „**Abenteuer Antike**“ im **Schlossmuseum Linz**, in der **Landesgalerie Linz** und im **Ars Electronica Center** statt.

Abenteuerlustige begeben sich auf den Spuren der Antike quer durch Linz! Streifzüge durch die Ausstellungen „**Römerzeit**“ im **Schlossmuseum Linz**, „**Alfred Seiland. Imperium Romanum**“ in der **Landesgalerie Linz** und eine „**DEEP SPACE 8K**“-Vorführung im **Ars Electronica Center** lüften Geheimnisse aus der Zeit der Römer.

Termin | Freitag, der 13. April 2018 | 9 bis 13 Uhr
Programm | Kurzführungen bzw. Kurzvorführungen je 30 Minuten pro Standort
Kosten | Keine!
Anmeldung erforderlich | T +43 (0) 732/7720 52 222 (Mo–Fr von 9–12 Uhr) oder kulturvermittlung@landesmuseum.at
Anmeldeschluss: 5.4.2018



Kleopatras Pool, Pamukkale Hierapolis, Türkei, 2011 / © Alfred Seiland
Alfred Seiland,
IMPERIUM ROMANUM,
Landesgalerie Linz,
15. März – 26. August 2018

Fr, 13. April 2018: AEC Lange Nacht der Forschung: Abenteuer Römerzeit Vortrag von Stefan Traxler

Im Rahmen der „Langen Nacht der Forschung“ präsentiert Stefan Traxler, Archäologe am OÖ. Landesmuseum, im DEEP SPACE 8K die Highlights der Forschungsprojekte rund um die OÖ. Landesausstellung „Die Rückkehr der Legion“.

Termin | Freitag, der 13. April 2018 | 20.00 Uhr
Ort | AEC Deep Space 8K



Latein im Alltag: Tablet/Stylus – tabula/stilus © OÖ. Landesausstellung



3D-Laserscans eines römischen Kalkbrennofens in *Lauriacum/Enns*
© EF-TECH, Altheim

**Sa, 14. April 2018: AEC
Abenteuer Antike im Deep Space 8K**

Begeben Sie sich auf multimediale Zeitreisen und stimmen Sie sich auf die OÖ. Landesausstellung 2018, „Die Rückkehr der Legion. Römisches Erbe in Oberösterreich“ ein.



Ausgrabung Oberranna 2017
© OÖ. Landesmuseum

**11 Uhr
Römerbad und Römerburgus.
Archäologische Forschungen in
Schlögen und Oberranna
Vortrag von Wolfgang Klimesch
(Fa. Archeonova)**

Der Leiter der beiden Landesausstellungs-Grabungen im Oberen Donautal, Wolfgang Klimesch, stellt einerseits das kleine aber feine römische Badegebäude in Schlögen vor, das u. a. durch seine technische Feinsens besticht. Andererseits präsentiert er das besterhaltene römische Bauwerk Oberösterreichs, den *burgus* von Oberranna bei Engelhartzell und seine wechselvolle Geschichte.

**14 Uhr
Das Haus der Medusa – Römische
Wandmalerei aus Enns
Vortrag von Markus Santner
(Bundesdenkmalamt)**

Im Jahr 2000 wurde bei Ausgrabungen in Enns der bislang wohl umfangreichste und bedeutendste Komplex an provinzialrömischer Wandmalerei in Österreich entdeckt. Die Malereien des 3. Jahrhunderts waren Teil einer gewölbten Decke mit dazuge-

hörigen Wanddekorationen. Bis zu vier übereinanderliegende Putzschichten aus mehreren dekorativen Ausstattungsphasen zeigen prachtvolle figurale und dekorative Elemente. 2012 begann in einer Zusammenarbeit zwischen den Fachreichen Archäologie und Konservierungs-Restaurierung des Bundesdenkmalamtes die überaus aufwendige Bearbeitung dieses Fundkomplexes. Die Ausstellung „Haus der Medusa“ ist bis 8. April 2018 im Kunsthistorischen Museum Wien zu sehen, danach kehren die Wand- und Deckenmalereien nach Enns zurück und zählen zu den Hauptattraktionen der OÖ. Landesausstellung 2018.

**15 Uhr
Die Rückkehr der Legion nach
Lauriacum/Enns
Vortrag von Reinhardt Harreither
(Museum *Lauriacum*) und Stefan
Traxler (OÖ. Landesmuseum)**

Die beiden wissenschaftlichen Leiter der OÖ. Landesausstellung 2018 entführen Sie ebenfalls nach Enns. Am Ende des 2. Jahrhunderts errichtet die zweite Italische Legion hier ihr Lager. *Lauriacum/Enns* ist einer von 30 Legionsstützpunkten im gesamten Imperium Romanum und wird zur wichtigsten Siedlung der Provinz Noricum. Außerdem ist es eines der Zentren des frühen Christentums an der Donau.

**16 Uhr
Hallstatt und Traunkirchen – Zent-
rum und Vorposten einer prähistori-
schen Bergbaulandschaft
Manfred Schindlbauer und Robert
Neuhauser (ARCHEKULT Traunkir-
chen)**

Seit ihrer Entdeckung im 19. Jahrhundert standen der Hallstätter Salzbergbau und das Gräberfeld im Hochtal im Fokus der Urgeschichtsforschung. Erst in den letzten beiden Jahrzehnten begannen sich die Archäologen intensiver mit dem Umfeld zu beschäftigen, das über 3000 Jahre lang Anteil am „Salzboom“ der Bronze-, Eisen- und Römerzeit hatte.

Aus den verschiedenen Kleinlandschaften des Salzkammergutes gelangten Tierprodukte und pflanzliche Nahrungsmittel ins Bergbauggebiet, wo eine Vielzahl körperlich sehr schwer arbeitender Menschen mit dem nötigen Arbeitsgerät, mit Lebensmitteln, Kleidung und Gütern des täglichen Bedarfs zu versorgen war. Eine wesentliche Rolle dabei und beim Salzhandel in den Donauroum spielte die Siedlung auf der Traunkirchner Halbinsel, wie reiche Siedlungs- und Gräberfunde sowie ein Brandopferplatz auf dem Johannesberg beweisen. ■

Eine Vesuvbesteigung im Jahr 1818

Aus einem Reisebericht von Johann Schober aus Wilhering

Christian Brandstätter

Johann Baptist Schober wurde 1783 in Vorderweissenbach (OÖ) geboren, trat 1801 in das Stift Wilhering ein und wurde 1806 zum Priester geweiht. Ab 1807 war er Gymnasialprofessor für Griechisch und Mathematik am Akademischen Gymnasium in Linz. 1832 wurde er zum Abt von Wilhering gewählt und hatte dieses Amt bis zu seinem Tod 1850 inne.

Schober machte ausgedehnte Reisen in die Schweiz, nach Böhmen und zweimal nach Italien.

Auf der ersten Italienreise vom 16. August bis 31. Oktober 1818 schrieb er als 35-Jähriger ein Tagebuch. Er ließ nach der Rückkehr eine Reinschrift anfertigen und fügte selbst einige Korrekturen ein. Dieses Manuskript in gut lesbarer Kurrentschrift umfasst 760 Seiten und ist im Stiftsarchiv Wilhering aufbewahrt. In diesem Tagebuch ist auch die folgende Beschreibung einer Vesuvbesteigung enthalten.

Der Bericht Schobers

Den 27. September

[...] Da es schon Abend wurde, so wanderten wir langsam nach Hause. Kaum waren wir einige Schritte vorwärts, so erblickten wir auf einmal auf dem Vesuv statt der Rauchsäule eine hohe Feuersäule, eine Erscheinung, die wir länger anstauten und die uns zugleich ahnen ließ, dass er unseren Besuch am folgenden Tag nicht so gefällig aufnehmen wird. [...]

Den 28. September

Um 12 Uhr nachts begannen wir mit einer bequemen und schnellen Gelegenheit die Reise zu dem merkwürdigen Berg Vesuv. Da die Straßen hinlänglich beleuchtet waren, so waren wir wegen der gewöhnlichen Diebereien unbesorgt, und nach einer Stunde waren wir in dem Flecken Resina angekommen. Aber hier erschrakten wir anfangs, als plötzlich vier Männer mit einem Geschrei den Wagen umgaben, und glaubten schon, in Räuberhände gefallen zu sein. Doch es waren diejenigen, die unsere Führer auf den Berg sein sollten und deswegen uns hier erwarteten. Sie reichten uns ihre Cavalli, die aber nur Esel waren, zum Reiten dar; wir bedienten uns daher derselben, und ritten ganz gemächlich auf den sicheren Tieren unter Vorleuchtung

einer Fackel den Berg hinan. Ist er auch anfangs nicht steil, so ist doch der Weg voll von Steinen und Klüften und daher mit Mühe zu besteigen. Kaum hatten wir die Hälfte vollendet, so forderte man uns auf, abzusteigen und bei einem Einsiedler, der hier eine bequeme Wohnung hat, einzukehren. Der alte Mann, mit einer Kapuzinerkutte angetan, der selten, wie er uns sagte, ein Einsiedler ist, sondern immer von Fremden aller Nationen Besuche erhält, bediente uns mit Wein, Käse, Obst und Brot. Wir erquickten uns und saßen wieder auf unseren geduldigen Cavalli und ritten auf selben bis zum dritten Teil des Berges hinauf. Hier hieß es nun absteigen; denn es fing die Lava und Asche an, und wir erhielten die vier starken Männer zu Führern und Leitern. Diese umgürteten sich mit einem Strick, gaben jedem einen rückwärts hinabhängenden Teil desselben in die Hände, und zogen uns so mit Mühe mit sich fort. Dessen ungeachtet machten die spitzigen Steine, der schlüfrige Asche, der Mangel an Luft, in dem die Fackel mehrmals auslosch, dass man entweder wirklich oder öfters in Gefahr war zusammenzufallen, das Steigen sehr beschwerlich; allein die Begierde, das fürchterliche Schauspiel, den mit aller Wut herausbrechenden Feuerstrom, das sich während dem mühsamen Hinaufklettern unseren Augen mehrmal darbot, nahe betrachteten zu können, ersetzte immer unseren Mut und Kraft. Schon brach die Morgendämmerung an, als wir ganz ermüdet den alten ausgebrannten Krater erreichten. Hier ruhten wir aus, labten uns mit einem Glas Wein und warteten den schicklichen Augenblick ab, um den neuen Krater ganz in der Nähe betrachten zu können. Allein! Kaum näherten wir uns demselben (indem wir den aus mehreren kleinen Öffnungen hervorströmenden Schwefelrauch auf dem alten Krater nicht scheuten) bis auf 200 – 300 Schritte, so vernahm man ein unterirdisches Getös und Toben, das den ganzen Berg in eine zitternde Bewegung zu setzen schien. Unsere Führer, die dergleichen fürchterliche Szenen doch gewohnt waren, schrien: Guardatevi, Signori! Und wir hatten Zeit, ihrem Ruf zu folgen; denn eine



Pompeji und der Vesuv um 1900

Masse von Feuer, Asche und Lava spie er aus, die unsere Neugierde wohl fürchterlich bestraft haben würde. Dieses seltene Schauspiel ließ uns auch nicht Zeit, die herrliche Aussicht zu genießen. Meer und Land lag in unendlicher Ferne vor uns da, und auffallende Naturszenen würden sich dem Auge bei genauer Beobachtung dargeboten haben. So beschwerlich das Besteigen des Berges war, so leicht war nur das Hinabsteigen. Bis zur Hälfte des Stiefels fiel ich in die Asche hinein; ich durfte mich daher nur rückwärts halten und gleitete so ohne Mühe und Anstrengung den dritten Teil der Höhe herab. Hier warteten wieder die bedungenen Cavalli, auf die man sich wieder setzte und langsam der Einsiedelei zuritt. Hier wurden wir wieder wie vorher bedient, und nach kurzem Aufenthalt setzten wir die Reise über den übrigen Teil des Berges, der hier mit den besten Gattungen der Weinreben bepflanzt ist, fort. Gegen neun Uhr waren wir wieder in Resina angelangt. Hier wurden wir wieder viel belästigt von unseren Führern wegen besonders Trinkgeld, indem sie immer mehr und mehr forderten. Doch die Wagen war schon bereit, wir fuhren daher, ohne viel auf ihr Begehren aufmerksam zu sein, schnell vorwärts. ■

Der Bericht inkl. Paralleltexte ist unter diesem QR-Code zu finden.



5 Jahre Intensivkurs „Römer hautnah“ in Carnuntum

Michael Strobl, Martin Seitz, Christoph Schwameis

Zur institutionalisierten Begabtenförderung in Niederösterreich

Seit einigen Jahren bietet der Landesschulrat für NÖ bildungshungrigen Schülerinnen und Schülern zahlreiche Möglichkeiten im Bereich der (Hoch-) Begabtenförderung. So werden neben dem regelmäßig stattfindenden Fremdsprachenwettbewerb in St. Pölten (jedes Jahr im März) und der Sommerakademie (alljährlich von Mitte Juni bis Mitte Juli am Semmering) sogenannte Intensivkurse für interessierte und begabte Schüler/innen im „Talentezentrum NÖ Schloss Drosendorf“ abgehalten. Um einerseits die Wichtigkeit dieser gezielten Förderung zu betonen und andererseits den wachsenden (organisatorischen) Anforderungen besser gerecht zu werden, wurde ein eigenes Referat für Begabungs- und Begabtenförderung am Landesschulrat eingerichtet. Außerdem unterstützt der speziell zu diesem Zweck gegründete „Verein zur Förderung begabter und hochbegabter Schülerinnen und Schüler in NÖ“ finanziell und organisatorisch die oben genannten Schwerpunkte (<http://begabtenfoerderung.lsr-noe.gv.at/index.php/foerderverein.html>).

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass auch die Mitorganisation der Aus- und Fortbildung von Lehrerinnen und Lehrern verschiedener Schularten durch ECHA-Lehrgänge zu den Aufgaben des Vereins zählt (ECHA steht für *European Council for High Ability*).

In der Begabungsförderung spricht man von *Enrichment*, wenn begabten Schülerinnen und Schülern fachlich vertiefende oder zusätzliche, über den Regelunterricht hinausgehende schulische und außerschulische Angebote offen stehen. Die seit dem Schuljahr 2010/11 stattfindenden Intensivkurse im Schloss Drosendorf sind dem Prinzip nach so genannte Pull-out-Kurse: Während des Unterrichtsjahres widmen sich die Kinder (ab der 6. Schulstufe) eine Woche lang verschiedenen Fachgebieten und werden so entsprechend ihren persönlichen Interessen individuell gefördert. Die Kurse ermöglichen ihnen den Erwerb neuer Inhalte und weiterer Kompetenzen – zusätzlich zum lehrplanmäßigen Unterricht. Die Teilnehmer/innen erhalten dabei auch Zutritt zu einem eLearning-Kurs (Moodle). Alle Kursangebote werden als mehrtägige schulbezogene Veranstaltungen

über den Landesschulrat ausgeschrieben, die Anmeldung und Teilnahmezusage erfolgt ebenfalls über die Schulen. Die Eltern entrichten einen Unkostenbeitrag von 190 Euro an den Förderverein.

Ein Intensivkurs beginnt in der Regel am Montag mit der Anreisezeit von etwa 9 bis 10 Uhr. Die Kinder erhalten nach der individuellen Anreise den Zimmerschlüssel und erste wichtige Informationen, bevor um 10 Uhr in einem der beiden Seminarräume des Schlosses der Kurs beginnt. Am Freitag endet jeder Intensivkurs mit der ca. einstündigen Kurspräsentation um ca. 16 Uhr. An einem typischen Kurstag dauert die eigentliche Kursarbeit von 8.30–12 Uhr sowie von 14–17.30 Uhr. Gemeinsam eingenommene Mahlzeiten, Abendprogramm sowie betreute Freizeit runden den Tagesablauf ab.

Entstehung eines Latein-Intensivkurses

Zu Beginn des Schuljahres 2012/13 wurde in der Arbeitsgemeinschaft Latein die Idee geboren, die klassischen Sprachen in den Kanon der angebotenen Fächer aufzunehmen. Da es in unserem Bundesland mit der Römerstadt Carnuntum eine riesige archäologische Landschaft gibt, die dafür prädestiniert schien, Latein in all seinen Facetten förmlich „begreifen“ zu lassen, wurde naheliegender Weise dieser Kursort gewählt. Nachdem der Vorschlag auch im Landesschulrat auf Interesse stieß, mussten zunächst einige organisatorische Fragen geklärt werden: Wer soll den Kurs leiten? Wo soll der Kurs stattfinden? Welche Zielgruppe soll der Kurs erreichen? Welche Inhalte sollen angeboten werden?

Das Team zur Entwicklung eines Kurskonzepts waren zunächst Mag. Michael Strobl (Lehrer am BG/BRG Bruck/Leitha und langjähriger Besucherbetreuer im Archäologischen Park Carnuntum) und Mag. Martin Seitz (Lehrer am BG/BRG Mödling Keimgasse, AG-Leiter Latein NÖ). 2013/14 stieß noch Mag. Christoph Schwameis (Lehrer am BG/BRG Bruck/Leitha) zu dem seither bewährten Triumvirat dazu. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die obligatorischen Begleitlehrerinnen in alphabetischer Reihenfolge: Katharina



Teilnehmer/innen am Latein-Intensivkurs



Heidentor (Rekonstruktionsvorschlag)



Selfie mit Heidentor 😊

Hainthaler, Mag. Kristina Hammer, Mag. Yvonne Hillebrand, Mag. Daniela Hudribusch, Mag. Eva Lachinger, Mag. Katharina Schön, die z. T. noch als Studentinnen oder Unterrichtspraktikantinnen die Kurse mitbetreuten.

Mit der „Taberna Romana“ von Familie Windholz (gegenüber dem militärischen Amphitheater, ein Stück außerhalb von Bad Deutsch-Altenburg gelegen) konnte rasch ein geeignetes Quartier gefunden werden. Im Erdgeschoß gab es in einem Extraraum der Gaststube ausreichend Platz, um Schüler/innen sowie Begleitpersonen zu verköstigen. Im Obergeschoß befanden sich die Zimmer zur Unterbringung aller am Kurs teilnehmenden Personen sowie ein perfekt geeigneter Seminarraum. Die Bushaltestelle direkt vor dem Haus ermöglichte Ausflüge in beide Richtungen (Bad Deutsch-Altenburg – Hainburg/Donau bzw. Petronell-Carnuntum). Nicht zu unterschätzen dabei: die beschauliche Lage dieses *locus* (noch mehr *secretus* als) *amoenus*, die die Attraktivität von nächtlichen Ausflügen ohne das Wissen der verantwortlichen Lehrpersonen gegen Null tendieren ließ. Ab dem Schuljahr 2015/16 musste aufgrund des Verkaufs und der damit verbundenen Schließung der „Taberna Romana“ ein neues Quartier gesucht werden: das Hotel „Marc Aurel“, direkt gegenüber dem Freilichtmuseum gelegen, in dem der Kurs seither zweimal stattfand.

Mit dem Kurs, der den werbewirksamen und treffenden Namen „Römer hautnah“ bekam, sollten lateinbegeisterte Schüler/

innen der vierten Klasse AHS angesprochen werden, an einer doppelten Nahtstelle also: einerseits zwischen Unter- und Oberstufe, andererseits zwischen Elementar- und Lektürephase des Lateinunterrichts am Ende des zweiten Lernjahres. Damit verbunden war die Idee, für die Kursarbeit (leichte) Originaltexte auszuwählen und soweit zu adaptieren, um diesen Schülerinnen und Schülern vorlegen zu können – wobei auch erstmals Wörterbücher verwendet werden sollten. Der „Verein zur Förderung begabter und hochbegabter Schülerinnen und Schüler in NÖ“ kaufte zu diesem Zweck dankenswerter Weise 16 Stück „Stowasser Primus“ an, die den Teilnehmerinnen und Teilnehmern zur Verfügung standen.

Ablauf des Kurses als „Pentamerone“

Die Originaltexte wurden in Hinblick auf den Schauplatz Carnuntum ausgewählt, um jeden Vormittag einen Aspekt des römischen Lebens bzw. der Geschichte Carnuntums zu beleuchten, der in Form einer Exkursion am Nachmittag vor Ort untersucht werden sollte. Auf diese Weise waren die beiden Hauptsäulen des Intensivkurses konstant miteinander verbunden.

Am ersten Kurstag standen das römische Badewesen und römische Mahlzeiten im Fokus: Dazu wurde mit einem Auszug aus der *Historia Augusta* (Hadr. 17, 5 ff.) eine Anekdote über Hadrians Badegewohnheiten übersetzt, in dem berühmten Thermenbrief Senecas (Sen. epist. mor. 6,

56, 1 – 2) ein (akustischer) Überblick über die diversen Betätigungsfelder römischer Badegäste erworben, schließlich sogar ein erster Blick in die römische Dichtung geworfen, indem die Schüler mit Catull (c. 13, *Cenabis bene, mi Fabulle* ...) ein besonders olfaktorisch interessantes Gastmahl besuchten. Am Nachmittag wurde stets das römische Stadtviertel in Petronell erkundet. Da die Besucher dieses seit der Landesausstellung 2011 auf einer nachgebildeten Gräberstraße betreten, traten als letzte Originaltexte dieses Tages jene Grabinschriften in den Mittelpunkt, welche auf den dort ausgestellten Grabsteinen heute noch zu lesen sind. Hierbei gewannen die Schüler/innen Einsicht in die Bedeutung der wichtigsten Abkürzungen, die typischen Bestandteile und den Aufbau derartiger Inschriften und konnten diese Primärquellen gleichsam auch haptisch erfassen. Nach dem Gräberfeld bot sich beim großen Modell Carnuntums und seiner Lager die Möglichkeit, einen Überblick über die unterschiedlichen Bereiche römischen Lebens am Limes zu gewinnen. Beim anschließenden Rundgang durch das römische Stadtviertel besuchten die Teilnehmer/innen nicht nur das sogenannte Haus des Lucius, die Villa Urbana sowie die Thermen, sondern konzentrierten sich bereits vorrangig auf die dort *in situ* sichtbaren Aspekte des römischen Alltags wie Küche, Wohnen, Rolle der Frau, Luxus und Badewesen, welche bei der Abschlusspräsentation (s. u.) als Spezialthemen behandelt werden würden.

Nach dieser Auseinandersetzung mit der Sozialgeschichte stand der zweite Kurstag

ganz unter dem Zeichen politischer Geschichte, nämlich des spätrömischen Kaisertums: Den Beginn machten die ersten militärischen Bewegungen um Carnuntum unter Augustus in Form des Berichts von Velleius Paterculus (2, 109 f.) über Tiberius' Aufenthalt am Limes im Jahre 6 n. Chr. Dem mit dem römischen Österreich wohl am meisten in Verbindung gebrachten Kaiser Marc Aurel galt der zweite Teil des Vormittagsprogramms: Hierzu lieferte ein Auszug aus Eutrops *Breviarium* (brev. 8, 13) über die Markomannenkriege die lateinische Basis. Mit der Weiheinschrift des Mithrasaltars, dessen Reproduktion am nächsten Tag im Museum Bad Deutsch-Altenburg besichtigt werden sollte, bot sich ein Einblick in die Tetrarchie, insbesondere in die letztlich vergeblichen Versuche, diese auf der sogenannten Carnuntiner Kaiserkonferenz 308 n. Chr. vor dem Zusammenbruch zu retten. Der letzte inhaltliche Programmpunkt des Tages galt jedoch dem Kaiser, der mit dem sogenannten Heidentor das Wahrzeichen der Region hinterlassen hat: Konstantins Sohn Constantius II. Zu diesem Monument römischer Architektur führte die nachmittägliche Exkursion, was auch die Möglichkeit zu einem längeren Spaziergang bot: nach mehrstündigem Übersetzen im Seminarraum ein nicht unwillkommener Kontrapunkt! Häufig Wind und feuchtem Aprilwetter mit philologischem Stoizismus trotzend übersetzten die noch jungen *tirones* vor Ort Eutrops Berichte über Constantius' Kämpfe gegen die Perser

und den Usurpator Magnentius (brev. 10, 9) sowie Ammianus Marcellinus' Darstellung seiner Errichtung von Triumphbögen (Amm. 21, 16, 15).

Der dritte Kurstag, an dem Sozialgeschichte und politische Geschichte trefflich verknüpft wurden, erfuhr im Laufe der Geschichte des Kurses eine Entwicklung. Diese war bedingt durch das Exkursionsziel des Tages: die Ausstellung im Museum Carnuntinum in Bad Deutsch-Altenburg. Während jene vier Jahre lang bis 2016 unter dem Motto „Von Carnuntum zum Christentum“ stand, wurde 2017 die neue Ausstellung mit dem Titel „Der Adler Roms – Carnuntum und die Armee der Caesaren“ eröffnet. An diese unterschiedlichen Schwerpunkte galt es naturgemäß die Lektüre anzupassen. Von 2013 bis 2016 beschäftigte sich der Kurs daher am Vormittag mit der christlichen Darstellung Kaiser Konstantins, wie sie in der Silvesterlegende der *Legenda Aurea* zu Tage tritt. Beim Besuch des Museums wurde den Schülerinnen und Schülern ein kurzer Überblick über die damalige Ausstellung geboten. Danach erkundeten jene in Gruppenarbeit selbständig mithilfe von zu diesem Zweck eigens hergestellten Arbeitsblättern die Schwerpunkte der Schau, nämlich „Mithras und die Mysterien“ (im Erdgeschoß), „Jupiter Carnuntinus am Pfaffenberg“, „Von Diokletian zu Konstantin“ und „Anfänge des Christentums in Österreich“ (Obergeschoß). Ein anschließender Spaziergang durch den

Kurpark bot ferner die Möglichkeit zur weiteren Beschäftigung mit der römischen Religion, nämlich mithilfe der dortigen Reproduktionen der (Weih-)Inschriften vom Pfaffenberg. Ein kurzer „Strandaufenthalt“ am Gestade der Donau ließ dieses Carnuntums Existenz bedingende Gewässer erleben. Indes wurde im Jahr 2017, wie gesagt, eine Programmänderung notwendig: In diesem Jahr fiel am Vormittag die Wahl auf Auszüge aus Vegetius' *Epitome rei militaris*, woran die allgemeine Bedeutung des Militärs für das römische Reich demonstriert wurde (epit. 1, 1), die Schüler/innen erlebten die von Sallust beschriebenen Maßnahmen des Metellus mit, mit denen er das verweichlichte römische Heer in Afrika wieder auf Vordermann brachte (Sall. bell. Jug. 44 f.), und lernten die von Vegetius dargelegten „Grundkompetenzen“ (wie könnte es ein *philologus nostrae aetatis* anders nennen?) eines römischen Legionärs kennen (epit. 1, 9 f., 21). Auch der Besuch der neu konzipierten Ausstellung wurde nach einer kurzen Einführung in Gruppenarbeit mit eigens zusammengestellten Arbeitsblättern gestaltet, wobei die Schüler/innen mit den Bereichen „Kaiser und Herrschaft/Religion“ (Erdgeschoß), „In der Armee der Caesaren“, „Carnuntum vom Truppenstandort zur Provinzhauptstadt“ und „Leben an der Nordgrenze des römischen Reichs“ (Obergeschoß) vertraut wurden.

Am vierten und letzten inhaltlichen Kurstag kehrte man wieder zu einem sozialgeschichtlichen Thema zurück, nämlich den Gladiatorenspielen. Nach kurzen einleitenden Texten aus Isidors *Etymologiae*, die sich mit dem Amphitheater als Austragungsort und den verschiedenen Arten der auftretenden Kämpfer von den *equites* über den *retiarius* bis zum *secutor* widmeten (Isid. etym. 18, 52–58), hatten die Schüler/innen hierbei die Gelegenheit, einige der berühmtesten Texte der römischen Literatur über die Bedeutung der *munera* kennen zu lernen, nämlich Tacitus' Beschreibung der Fankrawalle in Pompeji (ann. 14, 17), Senecas Kritik an der Grausamkeit der Spiele und der negativen Wirkung der Masse auf den Einzelnen (epist. mor. 7, 1–6) sowie Laktanz' Abrechnung mit dem Spieleunwesen aus christlicher Sicht (div. inst. 6, 20, 10 ff.). Die letzte Exkursion führte sodann in das direkt gegenüber liegende Amphitheater des römischen Lagers, in dem eine kleine Ausstellung zur Gladiatur erkundet werden und im Rund der Arena der *genius loci* genossen werden konnte, an schöneren Tagen wurde die nachgebildete Tribüne auch als Schulbank für eine gemeinsame Lektüreeinheit zweckentfremdet.



Fachinspektor Mag. Alfred Nussbaumer auf Besuch

Der fünfte Vormittag galt der Vorbereitung auf die Abschlusspräsentation, für die man sich ein besonderes Schmankerl einfallen ließ: Anstatt am Ende einer langen Arbeitswoche im Seminarraum des Quartiers den abholenden Eltern ermüdende Referate vorzutragen, sollten sich die Schüler/innen während des Kurses zu Experten in einem selbst gewählten Themenbereich des Kurses heranbilden – dies war die dritte Säule des Intensivkurses. Dazu fanden sich die Teilnehmenden gleich am ersten Kurstag in Gruppen zusammen und wählten Aspekte der Carnuntiner Geschichte und des römischen Alltagslebens aus, um dazu mithilfe einer respektablen, aus dem privaten und schulischen Fundus der Kursleiter zur Verfügung gestellten Handbibliothek zu recherchieren, ihre Erkenntnisse zusammenzufassen und ihre Arbeit im Rahmen eines Moodle-Kurses zu dokumentieren und auszutauschen. Im Rahmen eines gemeinsamen Rundgangs durch das römische Stadtviertel sollten sie dann in die Rolle von Besucherbetreuern und -betreuerinnen schlüpfen. Weitere Familienmitglieder als interessierte Zuhörer waren dabei ausdrücklich erwünscht! Und in der Tat: Diese Rundgänge entpuppten sich als DAS Highlight jeder Kurswoche in Carnuntum! Man konnte förmlich die Begeisterung der neuen Expertinnen und Experten beim Vortrag ihrer selbst recherchierten Erkenntnisse spüren. Rückmeldungen der Zuhörerschaft bestätigten diese Eindrücke jedes Mal aufs Neue.

Akzeptanz der Intensivkurse – Schülerzahlen

Dabei ist auch die Außenwirkung ein nicht zu vernachlässigender Faktor, da bei einzelnen Führungen bis zu 60 Personen teilnahmen, von abholenden Eltern über neugierige kleine Geschwister bis hin zu Großeltern, die sich nur mehr mit Unterstützung über das Areal des Archäologischen Parks bewegen konnten. Die Teilnahme von Schülerinnen und Schülern an diesen bundeslandweiten Pull-out-Kursen generierte an den einzelnen Schulstandorten auch jedes Mal zahlreiche Berichte für die Schulhomepage, den Jahresbericht oder auch die lokale Presse, wodurch wiederum Latein mit entsprechendem Personenbezug in positivem Licht präsentiert wurde.

In den insgesamt fünf in Carnuntum selbst veranstalteten Kursjahren nahmen exakt 154 Schüler/innen an zehn verschiedenen Kursen teil, davon 139 aus dem sechsjährigen Latein (2. Lernjahr, 4. Klasse), der Rest am 2017 erstmals für das vierjährige

Latein eingeführten Intensivkurs (2. Lernjahr, 6. Klasse). Die insgesamt 154 Teilnehmer/innen verteilten sich geschlechterspezifisch auf 101 Mädchen und 53 Burschen, was mit der Geschlechterverteilung im (Lang-)Latein durchaus korreliert. Die Teilnehmer/innen wurden von insgesamt 25 verschiedenen Schulen entsandt, von denen 21 sechsjähriges Latein führen bzw. führten. Außerdem deckt das Teilnehmerfeld 18 Bezirke Niederösterreichs

– ungeachtet des dezentralen Kursortes Carnuntum – ab. Diese Zahlen verdeutlichen den hohen Identifikationsgrad der Intensivkurse des Talentezentrums Drosendorf an den niederösterreichischen Schulen im Allgemeinen und in der Community der Lateinlehrer/innen bzw. lateinführenden Gymnasien im Speziellen. Nicht verschwiegen werden darf, dass Mag. Michael Strobl mit seiner Lebensgefährtin Mag. Marianne Harzhauser (Lehrerin am GRG 23, Anton-Baumgartner-Straße, 1230 Wien) bereits seit vier Jahren auch direkt in Drosendorf jährlich einen Lektürekurs für die Oberstufe ab dem dritten Lernjahr hält, der ebenfalls immer ausgebucht ist (sechsjähriges Latein, 5.–8. Klasse, vierjähriges Latein 7.–8. Klasse):

- Intensivkurs Latein/Deutsch/Philosophie: „Na dann – bis(s) Halloween!“ als inhaltliche Trilogie (2014/15: „Werwölfe, Vampire, Untote“, 2015/16: „Zauberer, Hexen und Dämonen“, 2016/17: „Teufel, Satan, Beelzebub“)
- ab 2017/18: Start der neuen Trilogie „Wenn einer eine Reise tut“, Teil 1: „Wozu ist die Straße da?“ (Reiseliteratur)

Teilnehmer/innen-Perspektive

Für die Kursteilnehmer/innen erwiesen sich *a posteriori* nach eigenen Aussagen folgende Aspekte als besonders gewinnbringend:

- intensivierte und zeitlich kontinuierliche Befassung mit einer speziellen Materie
- die Kursdynamik, die unter rund 15 gleichgesinnten Lateininteressierten während einer Woche gleichsam in



Mit großem Interesse bei der Arbeit

Klausur entsteht und die im eigenen Klassenverband unter lateinspezifischen „Normalos“ eher selten aufkommt

- Impulsgeber oder „Erweckungserlebnis“ für fortan intensiviertere Beschäftigung mit Latein – sehr oft gab es drei oder vier Jahre später ein Wiedersehen unter den ca. 50 Teilnehmer/innen am nö. Fremdsprachenwettbewerb (teilweise verbunden mit erfolgreicher Qualifikation für die Bundesolympiade!) oder an der eigenen Schule vor der Prüfungskommission der (schriftlichen oder mündlichen) Matura
- die Herausforderung durch die Lektüre erster „Originaltexte“, welche durch die entsprechende Adaptierung zwar nicht wesentlich über die Grundgrammatik des 2. Semesters des 2. Lernjahres hinausgehen, durch die idiomatische Ausdrucksweise (Lexik, Syntax) aber auch für gute Schüler/innen nicht so glatt von der Hand gehen wie z. B. ein Medias in Res-Schulbuchtext.
- die Synthese von Autopsie *in situ*, Studium lateinischer Texte (gemeinsam und in Partnerarbeit), individuelle Recherche zu einem realienkundlichen Spezialthema, sodass sich gegen Ende der Kurswoche tatsächlich ein varietätenreiches „Wissensnetz“ rund um das Thema Carnuntum aufgebaut hat (was bei einem „agonal“ angelegten Abschlussquiz auf hohem Niveau unter Beweis gestellt wurde). Auch die Persönlichkeitsbildung wurde insofern gefördert, als ein Referat vor einer größeren Gruppe unbekannter Erwachsener einen Teenager durchaus forderte.
- das Gefühl, historisch „wirklich“ relevante Originaltexte gelesen zu haben,

auf denen letztendlich beispielsweise die Informationen von *Wikipedia & Co.* tatsächlich basieren, auch wenn zugegebener Maßen Randnotizen bei Ammianus Marcellinus wie die folgenden inhaltlich nicht gerade ein „Blockbuster“ sind: *Cumque exinde Carnuntum Illyriorum oppidum introisset, desertum quidem nunc et squalens sed ductori exercitus perquam oportunum, ubi fors copiam dedisset aut ratio, e statione proxima reprimebat barbaricos adpetitus. Agens itaque apud Carnuntum imperator per continuos tres menses aestivos arma parabat et alimenta, siqua fors secundasset, pervasurus oportunum Quados, tumultus atrocis auctores.* (Ammianus Marcellinus, *Res gestae a fine Corneli Taciti*, XXX, 5, 2; XXX, 5, 11) Oder die einschlägige Erwähnung, die neben archäologischen Befunden den Hinweis gibt, dass es sich bei dem sogenannten Heidentor um einen propagandistischen Triumphbogen des Constantius II. handelt, der in einer unruhigen Zeit der äußeren Bedrohungen (Niederlagen gegen den Sassanidenkönig Sapor/Schapur II.) und inneren Bürgerkriege gegen Usurpatoren (Magentius, Schlacht bei Mursa 351) seine Position durch ostentative Bautätigkeit zu festigen versuchte, die eigentlich nicht mehr der Belastbarkeit des Staatsbudgets entsprach (Assoziationen zu Kreisverkehren und anderen architektonischen regionalen Prestigeprojekten bleiben dem Leser je nach Herkunft bzw. Tribus-Zugehörigkeit selbst überlassen). *Diversa Constantii fortuna fuit. A Persis enim multa et gravia perpressus saepe captis oppidis, obsessis urbibus, caesis exercitibus, nullumque ei contra Saporem prosperum proelium fuit.* (Eutrop, *Breviarium ab urbe condita* X, 10) *Non multo post Magentius apud Mursam profligatus acie est ac paene captus. Ingentes Romani imperii vires ea dimicatione consumptae sunt, ad quaelibet bella externa idoneae, quae multum triumphorum possent securitatisque conferre.* (Eutrop, *Breviarium ab urbe condita* X, 12) ***Ut autem in externis bellis hic princeps fuit saucius et adflictus, ita prospere succedentibus pugnibus civilibus tumidus*** <fuit>: quo pravo proposito magis quam recto vel usitato ***triumphales arcus ex clade provinciarum sumptibus magnis erexit in Galliis et Pannoniis titulis gestorum adfixis*** (quoad stare poterunt, monumenta lecturis). (Ammianus Marcellinus XXI, 16, 15)

- Kurze Texte wie diese vermögen einen Eindruck von der Situation des römischen Imperiums in späteren Jahrhunderten zu geben, in denen das Reich von außen und innen geschwächt wurde, die aber eine sehr repräsentative Zeit Carnuntums betreffen.

Auch Anfänger dürfen (sollen?) auf die „schwarze Piste“ der Originaltexte (Lexik und Morphologie vor Syntax?)

Das Experiment der Lektüre von adaptierten und v. a. vereinfachten Originaltexten mit lektüreunerfahrenen Viertklässlern ist in vieler Hinsicht erhellend und lässt auch interessante Rückschlüsse auf den Einstieg in die Lektürephase bzw. auf die Lektürephase selbst zu (Kompetenzmodul 4 „Schlüsseltexte“ im vierjährigen Latein). Vorauszuschicken ist natürlich, dass es sich bei der selektiven Gruppenzusammensetzung mit ausschließlich kompetenten und motivierten Schülerinnen und Schülern um kein herkömmliches Klassenszenario handelt und dass bei der Kursarbeit immer nur die Gesamtleistung nach dem Prinzip der „Schwarmintelligenz“ zählte, ohne dass eine individuelle Beurteilung getroffen werden musste.

Nicht überraschend war die große Diskrepanz, was den aktuellen Stand im Elementarlehrbuch betrifft, so reicht bei einem Kurstermin Ende April das Spektrum von bspw. *Medias in Res* Lektion 24 bis Lektion 34. In der Kursarbeit ist dies aber erstaunlicher Weise kein allzu großes Hindernis, da die Grundlagen in Lexik und Morphologie bei den leistungsstarken Schülerinnen und Schülern bis dahin auf einem hohen Level gefestigt sind. Es galt die Prämisse, dass nie Grammatik den Regelunterricht vorwegnehmend erklärt wurde, sondern immer nur streng reduktionistisch und situativ, um eine konkrete Lektürestelle sprachlich erfassen zu können (z. B. *ut te totum nasum faciant*: „ut heißt hier dass“; **ad destringendum**: „ad + Verbalform mit -nd- + Akkusativendung wird mit „damit/um zu“ übersetzt“). Durch das frequente Vorkommen mancher Strukturen konnten Schüler/innen mit *ut*- und *cum*-Sätzen beispielsweise nach der Woche schon gut umgehen, auch wenn sie noch keine systematische Erklärung der Syntax erhalten hatten – diese möge dann ohnehin durch die Lehrkraft im Unterricht erfolgen. *Enrichment* bedeutet ja nicht, das früher zu lernen, was im Regelunterricht ohnehin einmal gemacht wird. Wenn man Catulls *carmen 13* neben der poetischen Wortstellung parallel **prosaisch (kolometrisch)** abdruckt, entspricht der Text – aufgrund der Topik „armer Künstler“ und des Witzes „Mitbringparty“ für Schüler/innen nachvollziehbar – lexikalisch und morphologisch Grundkursniveau [**rot**: Anmerkung, *kursiv*: explizit nachzuschlagen]:

Ad Fabullum – lyrisch	Prosawortstellung
1 Cénabís bene, mí Fabúlle, apúd me 2 paúcis, sí tibi dí favént, diébus, 3 sí tecum áttulerís bonam átque mágnam 4 cénam , nón sine cándidá puélla 5 ét vino ét sale et ómnibús cachínnis .	Cénabís bene apúd me paúcis diébus, mí Fabúlle, sí dí tibi favént, sí bonam átque mágnam cénam tecum áttulerís, nón sine cándidá puélla ét <non sine> vino ét sale et ómnibús cachínnis .
6 Haéc si, inquam, áttulerís, venúste nóster, 7 cénabís bene. Nám tuí Catúlli 8 plénus sácculus ést aráneárum .	Si haéc áttulerís, inquam, venúste nóster, cénabís bene. Nám sácculus tuí Catúlli plénus ést aráneárum .
9 Séd contra áccipiés merós amóres 10 seú quid suávius élegántiusve est:	Séd contra áccipiés merós amóres seú quid (etwas, das ...) suávius élegántiusve est:
11 Nam únguéntum dábo, quód meae puéllae 12 dónarúnt Venerés Cupidínésque.	Nam únguéntum dábo, quód Venerés Cupidínésque meae puéllae dónarúnt .
13 Quód tu cum ólfaciés , deós rogábis , 14 tótum ut té faciánt , Fabúlle, nasum .	Quód cum tu ólfaciés , deós rogábis , ut té tótum nasum faciánt, Fabúlle.

Fragen zum Textverständnis:

- 1) Welche Zeit/Verbform dominiert in diesem Gedicht? Machen Sie an einer Zeitangabe fest!
- 2) Welche Nebensätze in diesem Gedicht geben eine Bedingung an?
- 3) Was bedeutet „cum“ in Vers 13?
- 4) Wie ist „quod“ in Vers 11 verwendet? Wie in Vers 13?
- 5) Welche Formulierungen wiederholen sich in diesem Gedicht / an welcher Stelle / warum?

Weiteres Textbeispiel: Historia Augusta, Hadrian, 17, 5sq (gekürzt und adaptiert)

Omnes reges **muneribus** suis vicit. Publice **frequenter** et cum omnibus lavit. **Ex quo** ille iocus **balnearis** innotuit: Nam **cum** quodam tempore **veteranum** quendam sibi in militia notum **dorsum** et ceteram partem corporis vidisset **parieti** **adterere**, **percontatus**, cur **se** marmoribus **daret ad destringendum**. Ubi audivit hoc **idcirco** fieri, quod servum non haberet, servis eum donavit et **sumptibus**. Verum alia die cum plures senes **ad provocandam liberalitatem** principis **parieti** se **adtererent**, evocari eos iussit et alium ab alio **invicem defricari**. Fuit et plebis **iactantissimus** amator.

- 1) Welche Eigenschaft Hadrians wird in diesem Text mehrfach betont? Belege durch die entsprechenden Textzitate!
- 2) Lässt sich Hadrians Verhalten auch an heutigen Politikern/Machthabern beobachten?

Neue syntaktische Phänomene (z. B. ut- oder cum-Sätze mit Konjunktiv) erkennt der morphologisch feste Schüler oft intuitiv bzw. mit leichter Hilfestellung (Einführen der neuen Konjunktionen zunächst nur als lexikalisches Phänomen), an einer Form wie z. B. „vidissemus“ sieht er immerhin die Dimensionen -mus als 1. P. Pl. aktiv und kennt -isse- als Merkmal der Vorzeitigkeit vom AcI her und kann mit der Hilfestellung „cum = als/während, als/nachdem“ auf die richtige Übersetzung „als wir gesehen hatten“ kommen. Eine andere Möglichkeit sind differenzierte Angaben, die die Sinnrichtung analog mit anderen **bekannten** lexikalischen und grammatikalischen Paradigmen abbilden, z. B.

percontatus, cur se marmoribus daret **ad destringendum** -> Anmerkungen **percontatus** <est>: *quaesivit ex eo* (wenn Deponens unbekannt)

ad destringendum: ut se destringeret oder quod se (corpus suum) destringere cupivit.

An die Textlektüre wurden *more priscorum temporum* klassische (sprachliche/inhaltliche) Interpretationsfragen angeschlossen genauso wie den Baustein-Formaten entsprechende Texterschließungsfragen.

In einem vertretbaren Umfang wurden unbekannte Vokabel, die nicht in einer kontextabhängigen Spezialbedeutung vorkamen, noch vor dem Übersetzen aus rein praktischen Gründen der Vorentlastung recherchiert (Stowasser Primus) und auch in eine Tabelle eingetragen, um den „Arbeitsspeicher“ für die Übersetzungstätigkeit zu schonen, obwohl die Wörterbuchdidaktik das Nachschlagen berechtigter Weise als einen in das De- und Rekodieren integrierten Prozess propagiert. Das Phänomen der Polysemie und die damit verbundene Notwendigkeit des kontextabhängigen Monosemiers wurde dennoch anhand einiger illustrativer Beispiele dezent veranschaulicht (z. B. *sal*: Salz – Witz, *unguentum*: Fett – Salbe – Parfum, *sapere*: schmecken – wissen, *munus*: Amt – Opfer – Geschenk – Gladiatorenspiel), genauso wie die Prinzipien übertragener Bedeutungen, sodass scheinbar nicht miteinander zusammenhängende Bedeutungen doch in einem semantischen Gesamtkonzept stehen (*unguentum*: Fett/Öl als Geruchsträger/-speicher für Duftstoffe). Jedenfalls kann eine dosierte und stark gelenkte Tuchfühlung mit Auszügen aus Originaltexten auch bereits den Elementarunterricht bereichern.

„Römer hautnah – am Limes!“

Nach fünf Jahren Carnuntum brechen die Kursleiter aufgrund der immer schwieriger werdenden Quartierfindung ihre Zelte ab, das *contubernium* (Michael Strobl, Martin Seitz, Christoph Schwameis) bleibt dasselbe und schlägt das Lager für die kommenden Jahre nun weiter westlich am Limes auf (Tulln mit Exkursionen nach Klosterneuburg – Zeiselmauer und Mautern – Traismauer). An die Grenzen gehen mussten aufgrund der ertragreichen und beflügelnden Kursarbeit bisher aber weder Lehrer/innen noch Schüler/innen. Lesern aus Niederösterreich sei abschließend folgende Kursbeschreibung für 2018 nahegelegt:

Latein „Römer hautnah – am Limes!“ für Schülerinnen und Schüler der 4. Klasse AHS



Konzentrierte Kursarbeit

Inhalt:

Bereiche des römischen Alltagslebens und der römischen Geschichte, ausgehend von lateinischen Texten am Originalschauplatz Tulln/Comagenis, einer Stadt am römischen Donaulimes, anschaulich kennen lernen.

Der Intensivkurs beschäftigt sich mit unterschiedlichen Aspekten des römischen Alltags: Stadtwesen, Wohnkultur, Straßenbau, Thermen, Essen und Trinken, Massenunterhaltung (Gladiatoren, Zirkusspiele), Militär, Leben am Limes (Umgang mit fremden Völkern wie den Germanen), Bestattungsriten, Kaiserkult, Götterglaube und frühes Christentum. Auf der Basis der (vereinfachten Original-) Texte werden die Themen einerseits von der literarischen Quellenlage her beleuchtet, andererseits bietet die unmittelbare Nähe zu den „Originalschauplätzen“ hervorragende Möglichkeiten, die Theorie mit der Praxis zu verbinden: Ein Besuch des Römermuseums Tulln ist ebenso geplant wie Exkursionen nach Klosterneuburg – Zeiselmauer und Mautern – Traismauer.

Im Rahmen des Kurses wird der behutsame Einstieg in die Originallektüre der Oberstufe geübt, ebenso die Arbeit mit dem Wörterbuch trainiert, jedoch kein Grammatiktraining durchgeführt. Der Intensivkurs selbst findet mit Unterstützung durch einen eLearning-Kurs sowie durch ein von den Kursleitern erstelltes Textskriptum statt. Es ist günstig, wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein Latein-Wörterbuch sowie eigene Notebooks (mit Internetzugang) zum Kurs mitbringen können.

Zielgruppe:

Dieses Angebot richtet sich an Schülerinnen und Schüler der AHS (4. Klasse), die den Pflichtgegenstand Latein im 2. Lernjahr besuchen und ein besonderes Interesse für die Alltagskultur und die Geschichte der Römer in Österreich sowie Freude an der Beschäftigung mit lateinischen Texten mitbringen. ■

Von der Freundschaft mit den Fernsten

Stoische Jahrtausendworte

Klaus Bartels

In zwei Büchern seiner „Nikomachischen Ethik“ hat Aristoteles als erster das weite Feld der Freundschaft und ihrer vielerlei loseren und festeren Bezüge abgesteckt und ausgemessen. Da beschreiben die Schlusskapitel den nahen Freund mit dem alten Sprichwort als ein „Zweites Selbst“, ein Zweites Ich, und da kommen gleich zu Anfang am Horizont, ja jenseits des Horizonts neue ferne und fernste Freunde in den Blick. Beim Menschen, erklärt Aristoteles, hier ganz Zoologe, sei das natürliche Gefühl für die Stammverwandtschaft unter Artgenossen am stärksten ausgeprägt. „Daher“, fährt er fort, „schätzen wir die Menschenfreunde“, und dann folgt ein Satz, hinter dem vielleicht schon Erfahrungen des Alexanderzugs stehen: „Gerade wenn es einen in die Irre, in die Fremde verschlagen hat, kann er leicht erkennen, wie nah vertraut jeder Mensch jedem Menschen ist und wie sehr ein Freund.“

Noch zu Lebzeiten des Aristoteles hatte der Siegeszug Alexanders des Großen neue, weite Perspektiven eröffnet. Auf der Höhe seines Sieges über das Perserreich hatte Alexander in der Mega-Hochzeit von Susa den makedonischen Adel mit Töchtern des persischen Adels vermählt und damit über den tiefen Graben zwischen griechisch sprechenden Griechen und barbarisch brabbelnden „Barbaren“ eine festliche Brücke geschlagen. Im Zuge dieser ersten „Globalisierung“ der griechischen Welt ruft Epikur, der Philosoph der Lebensfreude und der Menschenliebe, damals überschwänglich aus: „Die Freundschaft tanzt ihren frohen Reigen durch alle Länder, alle Völker – griechisch: durch die *oikouménē* – und ruft uns alle auf, doch endlich aufzuwachen zum Lobpreis des Lebens.“ Da hat diese neu entdeckte globale „Menschenwelt“ ihren neu geprägten Namen gefunden: die *oikouménē* (*ge*), wörtlich: die „bewohnte (Welt)“.

Weit über jenes von Aristoteles bezeichnete Gefühl für die „Stammverwandtschaft unter Artgenossen“ hinaus ist in jener Zeit erstmals die Idee einer alle Menschen aller Völker, aller Sprachen und Kulturen einschließenden „Menschheitsgemeinschaft“ aufgekommen, und zumal die damals neu gegründete Philosophenschule

der Stoa hat in dieser Menschheitsidee eine verpflichtende Verantwortung eines jeden Menschen irgendwo auf der Welt gegenüber jedem noch so fernen, fremden Mitmenschen gesehen und gefordert.

In einem weit ausgreifenden stoischen Lehrvortrag lässt Cicero den jüngeren Cato hierzu erklären: „... dass es geradezu eine allgemeine natürliche Empfehlung eines jeden Menschen an jeden anderen gibt, ja dass ein Mensch einem Menschen allein schon aus dem Grunde, dass er ein Mensch ist, nicht als ein Fremder gelten darf“. Und weiter heisst es da: „Die Welt werde, so lehren es die Stoiker, gelenkt vom Willen der Götter; die ganze Welt sei gleichsam die gemeinsame Vaterstadt und Bürgerschaft der Menschen und der Götter, und jeder Einzelne von uns sei ein Teil dieser Welt. Daraus ergebe sich von Natur die bekannte Verpflichtung, dass wir das Interesse dieser großen, weltumspannenden Gemeinschaft unserem eigenen Interesse überordnen sollen.“

Jenseits des seit alters geächteten Landesverrats kommt hier erstmals – frappierend aktuell – ein noch schärfer zu ächtender Menschheitsverrat in Sicht: „Und nicht schärfer ist zu tadeln, wer sein Vaterland verrät, als wer das Interesse oder das Wohl dieser großen, weltumspannenden Gemeinschaft preisgibt zugunsten seines eigenen Interesses oder Wohles.“

Und hierauf geht es fort, als zitierten Cicero und sein Cato da aus der Präambel des – jeweils – jüngsten Klimaberichts der Vereinten Nationen: „Und da ja der berüchtigte Spruch derer als unmenschlich und kriminell gilt, die sagen, sie hätten nichts dagegen, wenn nach ihrem Tode über alle Länder der Weltbrand hereinbreche – was sie dann gewöhnlich mit einem geläufigen griechischen Vers verkünden –, so trifft gewiss auch die umgekehrte Verpflichtung zu: dass wir auch für die Generationen, die in Zukunft einmal leben werden, um ihrer selbst willen Vorsorge treffen müssen.“ Das geflügelte „kriminelle“ Verspaar ist uns anderswo erhalten; es lautet: „Nach meinem Tod geh nur die Welt in Flammen auf; / das schert mich nicht, das Meine ist ja wohlbestellt.“

Im Sinne dieser verpflichtenden Menschheitsidee hat Seneca in seinen „Briefen an Lucilius“ eine allgemeine „Formel der Menschenpflicht“ formuliert – und angesichts des Flüchtlingselends an den Grenzen Europas könnten wir geradezu sagen: für uns hinterlegt. Es ist, notabene, nicht eine „Charta der Menschenrechte“, sondern in umgekehrter Perspektive eine „Formel der Menschenpflicht“, eine „*formula humani officii*“:

„Welche Ziele setzen wir uns, welche Gebote stellen wir auf? Etwa, dass wir keines Menschen Blut vergießen? Wie jämmerlich wenig ist es, den nicht zu verletzen, dem wir doch beistehen sollten! ... Werden wir fordern, dass einer dem Schiffbrüchigen die Hand entgegenstreckt, dem Irgehenden den Weg zeigt, mit dem Hungernen sein Brot teilt? Wozu soll ich all das, was da zu tun oder zu lassen sei, einzeln aufzählen, da ich ihm doch kurz diese eine knappe Formel der Menschenpflicht an die Hand geben kann: All das, was du um dich her siehst, worin Göttliches und Menschliches einbeschlossen ist, ist Eines; wir sind Glieder eines grossen Körpers. Die Natur hat uns als Verwandte hervorgebracht, da sie uns aus demselben Ursprung und zu demselben Leben geboren hat. Sie hat uns wechselseitige Liebe zueinander eingegeben und uns zur Gemeinschaft miteinander fähig gemacht. ... Ihrer Satzung gemäß ist es erbärmlicher, einen anderen zu verletzen, als selbst eine Verletzung zu erleiden; ihrem Gebot gemäß seien unsere Hände bereit für die Hilfebedürftigen. Jener vielzitierte Vers sei uns so im Herzen wie auf den Lippen: „Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches achte ich mir fremd – *Homo sum, humani nil a me alienum puto*.“

Und dann gipfelt diese knappe Charta der Menschenpflicht in dem einprägsamen Bild eines römischen Rundbogens: „Unsere Gemeinschaft gleicht vollkommen einem steinernen Gewölbe, das augenblicklich einstürzen müsste, wenn die einzelnen Blöcke einander nicht wechselseitig vor dem Sturz bewahrten – und das eben darin seinen Zusammenhalt findet.“ „*Homo sum, humani nil a me alienum puto*“: Das „vielzitierte“ Bekenntnis zu

einer weitherzigen Menschlichkeit stammt aus der Terenzischen Version einer Menandrischen, um 300 v. Chr. in Athen aufgeführten Komödie. Da plackt sich in der Eingangsszene ein neu zugezogener, offenkundig vermögender Mann schon früh am Tag mit saurer Gartenarbeit ab. Sein Nachbar hat das eine Zeitlang mit Besorgnis angesehen; schließlich spricht er den Mann über den Zaun hinweg an: Warum er sich denn Tag für Tag so abplacke? Er habe das doch gewiss nicht nötig ... Der andere reagiert verletzt und verletzend: „Hast du denn mit deinen eigenen Dingen so wenig zu tun, dass du dich um fremde kümmern kannst – um Dinge, die dich doch gar nichts angehen?“ Doch der Ausfall verfängt nicht; der Nachbar pariert den Hieb mit jenem vielzitierten „Ich bin ein Mensch: Nichts Menschliches – nichts, was Menschen betrifft – nenne ich mir fremd“.

Der eine zieht die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden fein säuberlich dem Gartenzaun entlang; der andere zählt unter Menschen alles irgendwie „Menschliche“ doch allemal zum Eigenen. Die stoische Idee einer alle Menschen einschliessenden Menschheit und einer unter Menschen alle Fremdheit ausschliessenden Freundschaft hat dem Menandrischen Komödienvers früh Flügel wachsen lassen. Als Seneca ihn im späteren 1. Jahrhundert n. Chr. in seiner lateinischen Version zitiert, ist er bereits mehr als drei Jahrhunderte alt, und wiederum mehr als drei Jahrhunderte später bezeugt der Kirchenvater Augustin, „ganze Theater“

hätten diesem Komödienvers auf offener Szene Beifall geklatscht; so „natürlich“ sei es, dass „kein Mensch sich *nicht* als den Nächsten jedes beliebigen anderen verstehe“. Wenn heute Politiker der freiheitlichen Welt bei diesen oder jenen politischen Antipoden gegen die Verletzung der Menschenrechte protestieren, so steht ihr Protest unter dem Zeichen dieses geflügelten Wortes; und für die Tätigkeit weltweit tätiger Hilfsorganisationen vom „Roten Kreuz“ bis zu „Amnesty International“ wäre dieses „*Homo sum – humani nil a me alienum puto*“ ein trefflicher Leitspruch.

Freundschaftliche Begegnungen in der Fremde; eine interkulturelle Mega-Hochzeit; die Entdeckung einer Menschheitsidee und eines Menschheitsverrats; das Postulat einer Verantwortung für zukünftige Generationen; eine „Menschenpflicht“ weltweiter Hilfsbereitschaft; das Gewölbe, das in der Tendenz zum Sturz umso festeren Halt findet; ein Mensch, dem nichts „Menschliches“ fremd ist: Über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg sprechen diese Worte, Bilder und Szenen uns Zeitgenossen einer jüngsten Globalisierung herausfordernd an. Mittlerweile tanzt die Freundschaft ja tatsächlich in Gestalt eines Satellitenreigens um die ganze *oikuméne*, unsere ganze Menschenwelt. Noch nie zuvor haben die Menschen – Antipoden hier, Antipoden da – so augenblicklich und so unmittelbar an Glück und Unglück, Freude und Trauer aller ihrer Mitmenschen teilnehmen können; noch nie zuvor haben sie so ernsthaft auch ihre Mitverantwortung für das Tun und

Leiden aller ihrer Mitmenschen empfinden und im doppelten Sinne des Wortes „wahrnehmen“ können. Jene alten Stoiker haben es sich ja nicht träumen lassen, wie sie mit diesen menschlich ansprechenden Ideen und Postulaten über sechzig, siebzig, achtzig Enkelgenerationen hinweg für diese postfaktische Postantike vorgedacht und vorgesorgt haben. ■

Einige Zitate sind aus der Zitatensammlung „Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen“, ausgewählt, übersetzt und vorgestellt von Klaus Bartels, Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt/Mainz 2011, übernommen worden.



Stichworte

Klaus Bartels

Stichwort „Biometrie“

Unsere natürliche Gesichtserkennung meldet uns auf einer belebten Straße oder in einem Theaterfoyer verlässlich und im Wortsinn augenblicklich jedes bekannte Gesicht, ohne dass wir uns darüber im Geringsten verwundern, und unser nicht ganz so verlässliches Namensgedächtnis liefert uns im glücklichen Fall gleich noch den Namen dazu.

Neuerdings hat dieses natürliche System in der „biometrischen“ Gesichtserkennung, wie sie derzeit am Berliner Südkreuz – und jetzt auch am Zürcher Flughafen – erprobt

wird, ein künstliches Gegenstück erhalten, und dieses automatische System hat eher die Gemüter erregt: Die „Biometrie“ ist zum jüngsten Hieb- und Stichwort des politischen Diskurses um Sicherheit und Datenschutz geworden.

Das im 19. Jahrhundert aufgekommene Fachwort vereinigt zwei geläufige Versatzstücke aus dem griechisch-lateinischen Fremdwörterbaukasten: das „Bio-“, nach dem griechischen *bíos*, „Leben“, und die „-metrie“, nach dem griechischen *mét-ron*, „Maß“. Das zweite, die „-metrie“, ist rasch ausgemessen: Wie die Geometrie im ursprünglichen Wortsinn eine „Erd-“ oder

„Landvermessung“ bezeichnet, so deutet die Biometrie auf eine Art von „Lebensvermessung“: Da wird Lebendes vermessen; anfänglich galt der Begriff jeglicher Gewinnung und Auswertung biologischer Messdaten, der heute sogenannten „Biostatistik“.

Mit dem „Bio-“ hat es nicht so einfache Bewandnis; das ist zuerst durch die „Biographie“, die „Lebensbeschreibung“, und dann durch die „Biologie“, die „Lebenswissenschaft“, in die neuen Sprachen eingegangen, und diese hat Dutzende spezieller „Bio“-Wissenschaften wie die Biochemie und weiterer „Bio“-Komposita



Klaus Bartels, Autor zahlreicher Bücher zur Lingua Latina und ihrer Nachwirkung

eigentlichen Sinne „biographischen“ Leben angesiedelt zu sein.

Und wenn sich in den Myriaden biometrischer Messpunkte im Geviert zwischen Ohren, Kinn und Stirn neben den ererbten Genen ein wenig auch das erlebte Leben mit abzeichnet – ist dann nicht auch jene „biometrische“ Gesichtsvermessung eine doppelte, zugleich biologische und biographische „Lebensvermessung“?

nach sich gezogen, bis hin zu den vielerlei „biologisch“, „ohne Chemie“ erzeugten „Bio“-Produkten und zuallerletzt noch den gleichermaßen unverfälscht erzeugten „Bio-Deutschen“. Die heute so echt antik wirkende „Biologie“ stammt erst aus dem frühen 19. Jahrhundert. Sie ist eine Prägung des Bremer Naturforschers und Arztes Gottfried Reinhold Treviranus; der kühne Titel seines 1802 erschienenen Hauptwerks „Biologie“ bedurfte damals noch des klärenden Zusatzes „... oder Philosophie der lebenden Natur“.

Da war dieser erste „Biologe“ freilich an das falsche Wort geraten. Der griechische *bíos* deutet zuvörderst nicht auf das allem Lebenden gemeinsame Leben, das die derart neu angesprochene Biologie erforscht – das wäre die *zoé* gewesen –, sondern auf das spezifisch menschliche Leben und Erleben, das die seit der Spätantike so benannte Biographie beschreibt. In der Aristotelischen Zoologie bezeichnet der *bíos* allenfalls noch die verschiedenen Lebensstufen von Pflanze und Tier oder die besondere Lebensweise dieser oder jener Tiergattung. Ein byzantinisches Lexikon nennt das rühmende Prädikat *biologikós* für einen Komödianten, der „das Leben“ kennt und drastisch auf die Bühne bringt.

Mit einem derart gelebten, erlebten Leben haben die meisten „Bio“-Fachwörter nichts mehr zu schaffen. Aber manche, wie das „Biotop“ für den Lebensraum einer Pflanzen- oder Tiergesellschaft oder die „Symbiose“ für die Lebensgemeinschaft verschiedener Spezies, scheinen doch in einer Schnittmenge zwischen jenem verfehlt benannten „biologischen“ und diesem im

Stichwort „Legende“

„Groß, größer, am größten“ – so steigert die Grammatik ihre Adjektive aus der bloßen Größe zum Komparativ und zum Superlativ hinauf; „Star, Legende, Ikone“ – so steigern die Sport- und Pop-Fans ihre Lieblinge aus dem Englischen ins Lateinische und Griechische empor. Oder heißt die Reihe „Star, Ikone, Legende“? Schon die Entrückung aus dem irdischen Rampenlicht in das himmlische Sternenlicht ist ja nichts Geringes, und aus der Froschperspektive eines Feld-Wald-und-Wiesen-Fans ist erst recht schwer abzuschätzen, ob da eine Pop-„Legende“ oder eine Pop-„Ikone“ in der höheren Sphäre kreist.

Wie auch immer: auf beide fällt der späte Abglanz eines christlichen Heiligenscheins. Im 13. Jahrhundert hat der Genueser Dominikaner und Erzbischof Jacobus de Voragine die Lebens- und Leidensgeschichten zahlreicher Heiliger aus vielerlei Quellen in einem Band gesammelt und – lateinisch, versteht sich – neu erzählt. Die vielgelesene Sammlung wurde bald verehrungsvoll als „Legenda aurea“, zu Deutsch etwa: „Goldene Lesungen, Goldenes Lesebuch“, bezeichnet, und mit einem kleinen Schlenker hat der strahlende Titel dann auch den einzelnen Heiligengeschichten den Namen einer „Legende“ gegeben.

Hier müssen wir zweimal 99 Sekunden lateinische Formenlehre einschalten. Die ersten gelten dem sogenannten Gerundivum *legenda* – notabene einem Neutrum Plural – zu dem Verb *legere*, „lesen“. Wer je in der Schule sein *amo*, *amas*, *amat* ...

gelernt hat, erinnert sich an diese „-nd“-Formen, die besagen, dass etwas mit etwas gemacht werden soll, dass zum Beispiel die Agenda – wieder solch ein Neutrum Plural – erledigt, ein Memorandum beherzigt oder ein Traktandum behandelt werden sollen. Entsprechend verweist der Buchtitel „Legenda aurea“ mahnend auf Geschichten, die „gelesen, verlesen werden sollen“.

Die zweiten 99 Sekunden gelten der Endung der beiden Wörter. Der Zufall will es, dass die Endung -a für das Neutrum Plural hier lautgleich für ein Femininum Singular stehen kann. Da lag es nahe, den Titel „Legenda aurea“ von den vielen „zu lesenden goldenen“ Wundertaten und Martyrien auf die eine ganze Sammlung und weiter auf eine einzelne solche Geschichte oder dann „Legende“ zu übertragen. Eine entsprechende Übertragung hat ja aus den vielerlei agenda, den vielerlei „zu erledigenden“ Aufgaben, die eine „Agenda“ im Sinne eines Terminkalenders oder eines Pflichtenkatalogs werden lassen.

Seit dem 16. Jahrhundert begegnet die „Legende“ im Deutschen sowohl in ihrer ursprünglichen Bedeutung einer verehrungswürdigen Heiligengeschichte als auch im abschätzigen Sinne einer unwahrscheinlichen, unglaubwürdigen „legendären“ Erzählung. „Das gehört“, sagen wir, „ins Reich der Legende ...“ Seither hat das Wort dann noch für die Münz-„Legende“, die Bild-„Legende“ und schließlich noch für die erfundene Lebens-„Legende“ eines Geheimdienstagenten herhalten müssen – wobei die nun umgekehrt möglichst wahrscheinlich und glaubwürdig, eben gerade nicht legendär klingen soll.

Und der Superlativ, die „Ikone“? Die führt uns von den „goldenen“ Heiligenlegenden zu den auf Goldgrund gemalten Heiligenbildern hinüber, zu dem griechischen Wort *eikón*, „Bild“, in der besonderen Bedeutung einer nach strengen Mustern auf Holz gemalten „Ikone“, wie sie seit der Spätantike in den orthodoxen Kirchen verehrt wurden. Opern- und Schauspiel-„Diven“, vergöttlichte Primadonnen und Primaballerinen, hatte es schon früher gegeben. Zu Sport-„Legenden“ und Pop-„Ikonen“ von Fleisch und Blut ist es erst in jüngster Zeit gekommen. Da spiegelt sich ein Goldglanz im anderen: der viele Jahrhunderte alte Heiligenschein jener Wunder- und Leidensgeschichten, der diesen Wörtern von ihrem Ursprung her nachleuchtet, und der jeweils aktuelle, frischpolierte Goldglanz der Cups und Pokale, der Oskars und Bambis. ■

An der Peripherie Europas

Neulateinische Autoren im 4- und 6-jährigen Lateinunterricht

Ute Trojer

Gerade in Zeiten, in denen Staaten aus der EU aussteigen wollen sowie Konflikte und unterschiedliche Auffassungen zwischen europäischen Ländern den europäischen Gedanken in den Hintergrund treten lassen, ist es von Bedeutung, den Schüler/innen vor Augen zu führen, dass Europa schon immer von unterschiedlichsten Völkern bewohnt war, die sich durch diplomatische Beziehungen und kulturelle Kontakte auch damals schon um ein friedliches Miteinander bemüht und eine Neugierde für die jeweils andere Kultur an den Tag gelegt haben.

Da der neue Lehrplan vorsieht „anhand von Beschreibungen nichteuropäischer Lebensformen eigene Standpunkte [zu] reflektieren und Toleranz für das Anders-Denken und Anders-Sein [zu] entwickeln“¹, macht es das neue Einstiegsmodul des 4-jährigen Lateinunterrichts „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ möglich, die im Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ des 6-jährigen Lateinunterrichts bisher gerne gelesenen Texte von Johannes von Piano Carpine, Christoph Kolumbus und Amerigo Vespucci auch in den Lektüreeinstieg des 4-jährigen Lateinunterrichts einfließen zu lassen. Um den Schülerinnen und Schülern ebenso begreifbar zu machen, dass man nicht nur außerhalb Europas auf andere Kulturen traf, sondern Europa selbst immer schon durch unterschiedliche Völker geprägt wurde, die dennoch alle denselben Kontinent bewohnten und wechselseitige diplomatische Beziehungen pflegten, bietet sich die Lektüre dreier neulateinischer Autoren an, welche an die Ränder des Kontinents vorgedrungen sind, um über die dort lebenden Bewohner Europas zu berichten.

Eine literarische Reise von Moskau ...

Eine Möglichkeit Österreichische Geschichte mit der Beschreibung eines Landes, das im Osten unseres Kontinents liegt, im Lateinunterricht zu verbinden, bietet beispielsweise die Lektüre der *Rerum Moscoviticarum Commentarii* von Sigmund von Herberstein. Dieses Werk

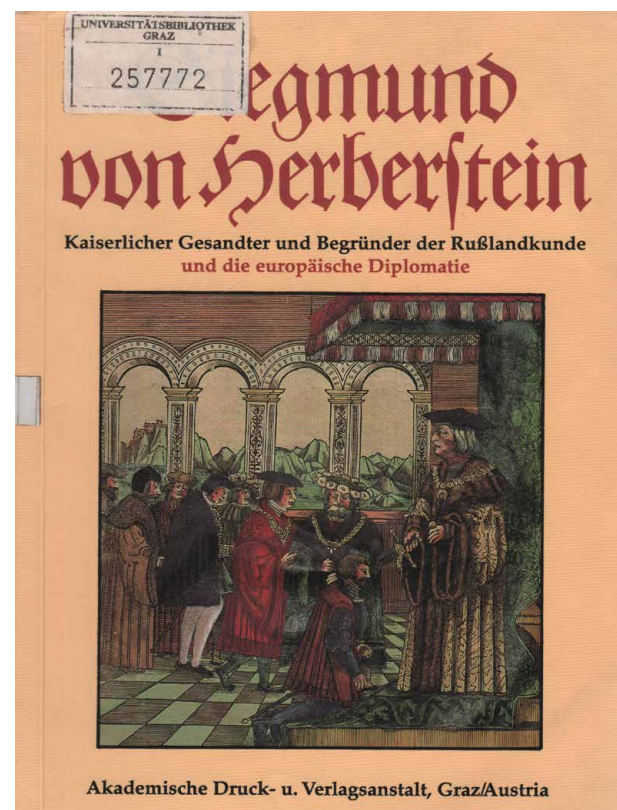
zeichnet sich nicht nur durch die Qualität der Beschreibung eines Fremdvolkes aus, sondern bietet auch die Option, sich im Unterricht mit einem der bedeutendsten österreichischen Diplomaten auseinanderzusetzen. Bereits im 18. Jh. wurde der Freiherr Sigmund von Herberstein vom wissenschaftlichen Entdecker Osteuropas und Russlandforscher August Ludwig Schlözer aufgrund seiner *Rerum Moscoviticarum Commentarii* als „Entdecker Russlands“ bezeichnet, was dem österreichischen Geschlecht Herberstein europäische Berühmtheit einbrachte (vgl. Baron 1989, 245).

Aus diesen Gründen stellt gerade Herbersteins *Moscovia* eine passende Lektüre für das Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ im 6-jährigen Lateinunterricht dar. Ebenso gut lässt sich das Werk aber auch in das neue Einstiegsmodul des 4-jährigen Lateinunterrichts „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ integrieren, da das Werk zu den frühesten Beschreibungen dieses Teils von Europa zählt.

Herberstein diente einige Jahre am Hof Kaiser Maximilians I., von dem er 1514 sogar persönlich zum „Goldenen Ritter“ geschlagen wurde.

Bald nach diesem Ereignis reiste Herberstein in den Jahren 1516/18 erstmals nach Russland, wodurch er zu Berühmtheit gelangen sollte. Nach einer 15-wöchigen Reise traf er in Moskau ein, wo er sich sieben Monate lang aufhielt (vgl. Wiesflecker 1989, 5–6).

In der Literatur über Sigmund von Herberstein und seine *Rerum Moscoviticarum Commentarii* wird mehrfach die genaue Recherchearbeit Herbersteins hervorgehoben sowie das gute Latein des Werks gelobt (z.B. Leitsch 2018, 351; 355). Aufgrund seiner gründlichen Recherchemethoden und der damit angestrebten Objektivität sowie Herbersteins Vertrautheit mit den lateinischen Autoren erweist sich sein Bericht sowohl als prädestiniert für eine Lektüre als Übersetzungstext als auch für Grammatikübungen, da sich in den *Commentarii* grammatikalische Phänomene, die gegen Ende des Grundkurses erlernt werden, häufen. Ein im 21. Jahrhundert nicht zu gering zu schätzen-



Kaiser Maximilian I. schlägt Sigmund von Herberstein 1514 zum „Goldenen Ritter“.

der Vorteil für einen Übersetzungstext ist seine schwere Auffindbarkeit im Internet. Dafür steht eine Online-Version der 2007 herausgegebenen synoptischen Edition der lateinischen Fassung von 1556 zur Verfügung.²

Herbersteins Schilderung über die Stadt Moskau bietet sich beispielsweise aufgrund der simplen Satzstruktur und der Wiederholung bereits bekannter Grammatikkapitel aus dem Grundkurs optimal als Einstiegstext in das Modul „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ oder das Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ an.

² Sigmund von Herberstein, *Rerum Moscoviticarum Commentarii*. Synoptische Edition der lateinischen und der deutschen Fassung letzter Hand Basel 1556 und Wien 1557, Unter der Leitung von Frank Kämpfer erstellt von Eva Maurer und Andreas Fülberth. Redigiert und herausgegeben von Hermann Beyer-Thoma München: vifaost 2007. Eine Online-Version dieser Ausgabe findet sich unter: http://www.dokumente.ios-regensburg.de/publikationen/Herberstein_gesamt.pdf [05.01.2018].

¹ <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10008568&FassungVom=2017-09-01>



Ogier Ghislain de Busbecq

Neben dem Hofleben und den diplomatischen Gepflogenheiten berichtet Herberstein auch über die Trinksitten der Russen, denen er nicht ganz gewachsen war. Gerade die Beschäftigung mit übermäßigem Alkoholkonsum stellt ein Thema dar, mit dem sich hervorragend an die Lebenswelt der Schüler/innen anknüpfen lässt. Dabei bietet Herbersteins Bericht über die Trinksitten der Russen die Möglichkeit, dieses heikle Thema zuerst von humoristischer Seite her zu beleuchten. Als Vergleichstext kann im 6-jährigen Latein natürlich Tacitus' Schilderung über die Trinkgelage der Germanen (Tac. germ. 22) herangezogen werden.

An diesem Thema kann auch die für die mündliche Matura geforderte *Transferleistung* geübt werden, indem der Text mit der Arie des Prinzen Orlofsky aus der Operette „Die Fledermaus“ von Johann Strauss verglichen wird. Auch für den Bereich der Reflexion lässt sich das ein oder andere moderne Klischee heranziehen. So ist es möglich vom Ausgangstext, der ins 16. Jahrhundert zu datieren ist, einen Bogen über eine Operette aus dem 19. Jahrhundert bis zu aktuellen Ereignissen in der Gegenwart zu spannen.

Abschließend ist festzuhalten, dass Herberstein, der aus Innerösterreich stammte, in dem mehrere Sprachen gesprochen wurden und die Kulturen von drei Völkern aufeinandertrafen, der Andersartigkeit fremder Völker meist aufgeschlossen gegenüberstand (vgl. Pferschy 1989, 1) und sich sein Werk nicht zuletzt aus diesem Grund für eine Lektüre im Zuge der beiden Module im Lateinunterricht hervorragend

eignet, um die Offenheit der Schüler/-innen gegenüber der in Europa nach wie vor gegebenen kulturellen Vielfalt zu fördern und im Zuge dessen vorhandene Ängste gegenüber dem Fremden und Unbekannten abzubauen.

... über das Osmanische Reich ...

Ebenso bedeutend wie Herbersteins Werk über Russland war im 16. Jahrhundert der Bericht über die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Zustände des Osmanischen Reiches vom habsburgischen Diplomaten Ogier Ghislain de Busbecq. 1533 reiste dieser ins Osmanische Reich, um Sultan Suleiman II., den Prächtigen, zu einem längeren Waffenstillstand zu bewegen. Seine Erlebnisse schilderte er in den *Legationis Turcicae Epistolae Quatuor*, seinen „Vier Briefen aus der Türkei“, die mit 23 Ausgaben zu einem Bestseller seiner Zeit avancierten. In diesen berichtete er im Gegensatz zu den meisten seiner Zeitgenossen relativ unvoreingenommen über die Bevölkerung des Osmanischen Reiches und leistete zugleich auch einen wesentlichen Beitrag zum Selbstbild der Europäer in der frühen Neuzeit (Hassinger 1949, 42–43).

Der Schwierigkeitsgrad der *Legationis Turcicae Epistolae* ähnelt dem der *Moscovia*, weswegen auch diese sowohl im 4- als auch im 6-jährigen Lateinunterricht gelesen werden können. Außerdem eröffnet deren Lektüre unter anderem die Möglichkeit, auf das Osmanische Reich in der frühen Neuzeit, das den meisten Schülerinnen und Schülern völlig fremd ist, und auf den Unterschied zwischen den Bezeichnungen Osmanen und Türken näher einzugehen sowie auch die Situation in der heutigen Türkei zu besprechen. Durch die inhaltliche Aktualität und die möglichen Gegenwartsbezüge ist es im Zuge der Lektüre der *Legationis Turcicae Epistolae* möglich, auch Politische Bildung in den Lateinunterricht einzubeziehen sowie an die Lebenswelt der Schüler/-innen anzuknüpfen, da es in den österreichischen Gymnasien einige Schüler/-innen mit türkischem Migrationshintergrund gibt, von denen ein nicht zu unterschätzender Teil auch Latein lernt (Schulz-Koppe 2014, 46; 49–50).

Da sich zu den „Briefen aus der Türkei“ leicht aktualitätsbezogene Aufgabenstellungen kreieren lassen, im Zuge derer die Schüler/-innen nicht nur ihre Lateinkenntnisse, sondern auch ihre historischen und politischen Kompetenzen unter Beweis stellen können, eignet sich die Lektüre der *Legationis Turcicae Epistolae* zu

einer Reflexion über die Migrationsdebatte und die Kreation von Feindbildern. Weil Ogier Ghislain de Busbecq dem Fremden relativ vorurteilsfrei und mit Toleranz begegnete, wird den Schülerinnen und Schülern ermöglicht, beim Reflektieren über spezielle Vorurteile und allgemeine Wertvorstellungen – wie Menschenwürde, Gleichheit und Gerechtigkeit – ihre Weltoffenheit, die vom Verständnis für die existentiellen Probleme der Menschheit getragen sein soll, zu demonstrieren (Vgl. Grundsatzlerlass zur Politischen Bildung, S. 1–2). Hier ist allerdings anzumerken, dass aufgrund der Aktualität sowie der Sensibilität des Themas die Lektüre von Busbecqs Briefen in einer höheren Schulstufe als der 5. Klasse, in der das Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ des 6-jährigen Lateinunterrichts behandelt wird, als sinnvoller erscheint (Wiegand 1993 15; 24) und aus diesem Grund Platz im 4-jährigen Lateinunterricht finden sollte, um eine konstruktive Reflexionsleistung erzielen zu können.

Wie bei den *Rerum Moscoviticarum Commentarii* von Sigmund von Herberstein kursiert auch von Busbecqs Briefen keine Übersetzung im Internet. Abgesehen von Werksauszügen in einigen Schulbüchern ist eine gesammelte Ausgabe von Busbecqs Schriften nicht allzu leicht zu erhalten. Ein Nachdruck der 1771 in Oxford erschienenen Ausgabe von Busbecqs Werk *Omnia quae extant*³ beinhaltet den gesamten Text.

Wie gezeigt wurde, verdienen die *Legationis Turcicae Epistolae* vor allem wegen ihrer politischen und gesellschaftlichen Aktualität einen Platz im Lateinunterricht, zumal sich Busbecq um eine tolerante und möglichst vorurteilsfreie Schilderung der osmanischen Gesellschaft bemühte. Auf Grund der simplen syntaktischen Struktur und der Vielfalt der grammatikalischen Phänomene, die beim Übersetzen der Briefe geübt werden können, empfiehlt sich auch dieser Autor für eine Lektüre sowohl im 4-jährigen als auch im 6-jährigen Latein.

... bis ins wilde Island

Um auch den äußersten Westen Europas ins Blickfeld des Lateinunterrichts zu holen, empfiehlt sich die Lektüre von Dithmar Blefkens *Islandia*, die sich nicht

³ Augerii Gisleinii Busbequii omnia quae extant ... Summa cum fide ac diligentia denuo recognita & aucta locupletissimo indice, Oxfordiae: impensis academicis 1771 gedruckt in Breinigsville: ECCO Print Editions 2014.

nur als äußerst unterhaltsam und stellenweise recht informativ erweist, sondern auf Grund der einfachen Ausdrucksweise und simplen grammatikalischen Strukturen auch eine erstklassige Einstiegslektüre darstellt, weswegen auch sie sowohl für das Modul „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ des 4-jährigen als auch für das Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ des 6-jährigen Lateinunterrichts geeignet ist. Im Gegensatz zu Herberstein und Busbecq erfolgte Blefken's Recherche teilweise eher oberflächlich und birgt einige wundersame Narrationen, doch da die sprachlichen Anforderungen sogar noch geringer sind als in den bereits vorgestellten Werken von Herberstein oder Busbecq, ist sie für den Beginn des modularen Unterrichts besonders adäquat.

Dithmar Blefken schildert in seiner *Islandia* zuerst seine persönlichen Reiseerlebnisse, beschreibt danach die natürliche Beschaffenheit der Insel und informiert seine Leser/-innen über die Geschichte Islands und deren Bewohner sowie über weitere Reisen, die ihn an die Küsten anderer Länder im Norden führten.

Da Blefken als eher unbekannter Autor im Unterricht nur selten gelesen wird, punktet auch dieses Werk damit, dass keine Übersetzung von diesem im Internet zu finden ist. Da auch keine Onlineversion des lateinischen Textes im Internet verfügbar ist, kann auf die im Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erschienene Ausgabe der *Islandia* von Gerhard Holzer und Robert Wallisch zurückgegriffen werden.⁴ Bei seiner Beschreibung der Sitten der Isländer greift Blefken auf narrative Elemente zurück und bedient sich einer simplen Syntax. Aufgrund der Anzahl an Topoi, die in diesem Werk auftreten, kann es hervorragend zur Gestaltung von Kreativaufgaben herangezogen

⁴ G. Holzer, R. Wallisch, *Island – Fremdes Land*. Das Reisebuch des Dithmar Blefken 1563–1565. Lateinischer Text der Erstausgabe von 1607. Übersetzung mit Anmerkungen und Anhang zur historischen Kartographie Islands in: C. Harrauer [Hrsg.], *Edition Woldan*, Band 4, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2012.



Seeungeheuer auf der Islandia-Karte, Abraham Ortelius, Theatrum Orbis Terrarum ... 1612, Sammlung Woldan K–V: WE 61

werden, da die Schüler/-innen durch eine eigenständige Auseinandersetzung mit dem Text erkennen sollen, dass der von Blefken verfasste Bericht weder als allgemeingültige Aussage über die isländischen Verhältnisse im 16. Jahrhundert angesehen, noch auf die Bräuche der heutigen Isländer transferiert werden darf. Blefken zeichnet allerdings kein durchwegs negatives Bild der Isländer/-innen, sondern erweckt den Eindruck, von den Bewohnerinnen und Bewohnern und ihrer Insel beeindruckt zu sein (vgl. Holzer; Wallisch 2012, 11; 14). Die simple Struktur der Sätze und die Beachtung im Grundkurs gelernter grammatikalischer Phänomene, die in den ethnographischen Schriften von Herberstein, Busbecq und Blefken vorkommen, legitimieren die Aufnahme dieser Texte in das neue Einstiegsmodul „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ im 4-jährigen Lateinunterricht. Abgesehen von den grammatikalischen und sprachlichen Anforderungen finden sich in den ausgewählten Werken auch viele Textpassagen, die aus kurzen Berichten über die Lebensweise und die Bräuche fremder Völker bestehen. Diese Narrationen sind wegen ihrer bildhaften Schilderungen und der schlichten Erzählweise für die Schüler/-innen nicht nur grammatikalisch, sondern auch inhaltlich meistens recht leicht verständlich. Aus den genannten Gründen lohnt es sich, sich im Zuge des Lateinunterrichts auch mit jenen Bewohnerinnen und Bewohnern Europas, die an der Peripherie unseres Kontinents angesiedelt sind, zu beschäftigen, um das mitteleuropazentristisch geprägte Bild durch ein paneuropäisches zu ersetzen. ■

Literatur:

C. Augustynowicz et al. [Hrsgg.], *Russland, Polen und Österreich in der frühen*

Neuzeit. Festschrift für Walter Leitsch zum 75. Geburtstag, Wien [et al.]: Böhlau 2003. H. Hassinger, *Österreichs Anteil an der Erforschung der Erde*, Wien: Holzhausen 1949.

G. Holzer, R. Wallisch, *Island – Fremdes Land*. Das Reisebuch des Dithmar Blefken 1563–1565. Lateinischer Text der Erstausgabe von 1607. Übersetzung mit Anmerkungen und Anhang zur historischen Kartographie Islands in: C. Harrauer [Hrsg.], *Edition Woldan*, Band 4, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2012.

F. Kämpfer; R. Frötschner [Hrsgg.], 450 Jahre Sigismund von Herbersteins *Rerum Moscoviticarum Commentarii*. 1549–1999, Wiesbaden: Harrassowitz 2002.

W. Leitsch [Hrsg.], *Das alte Rußland*. In Anlehnung an die älteste deutsche Ausgabe aus dem Lateinischen übertragen von Wolfram von den Steinen, Zürich: Manesse Verlag 21985.

G. Pferschy [Hrsg.], *Sigismund von Herberstein*. Kaiserlicher Gesandter und Begründer der Rußlandkunde und die europäische Diplomatie, Graz: Akademische Druck- u. Verlagsanstalt 1989. Darin auch: S. Baron, *Herberstein's Image of Russia and its Transmission through Later Writers*, S. 245–273 und H. Wiesflecker, *Der Mensch Sigismund von Herberstein*, S. 3–15.

H.-J. Schulz-Koppe, *Latein und Türkisch*, S. 46–50 in: *Forum Classicum* 1/2014, S. 49–50.

U. Trojer, *Modulares Lehren: Didaktische Analyse und exemplarische Aufbereitung*. Das Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ im lateinischen Lektüreunterricht, Diplomarbeit, Graz 2015.

H. Wiegand, *Imago Turcae*. Das Türkenbild in der frühen Neuzeit im Lateinunterricht der Oberstufe in: *Der Altsprachliche Unterricht* 6/1993, S. 12–30.

Wahre Freunde – eine amikale Aktion der Amici Linguae Latinae, des Fördervereins Rudolfinum, der Freunde des Landesmuseums Kärnten, des Europagymnasiums Klagenfurt, der HAK 1 Klagenfurt

Renate Glas

Unter diesem Motto präsentierte ein vierzigköpfiges Team im Rahmen der Langen Nacht der Museen am 7. Oktober 2017 im Landesmuseum Kärnten zeitlose, unvergängliche und auch heute noch gültige Wahrheiten aus der Antike zum Thema Freundschaft. Die Ankündigung dieser Aktion mit dem Zitat Heinrich Heines „Ein wenig Latein hält Leib und Leben zusammen“ sollte Gusto machen, in die eindrucksvolle Gedankenwelt antiker Autoren hinein zu schnuppern. Als Anreiz dieser Aktion beizuwohnen diente der Aufruf: VENITE, AUDITE, LEGITE! – Kommt, hört, lest!

Das Team – alle wahre AMICI LINGUAE LATINAE – bestand aus vierzig Schülerinnen und Schülern des Europagymnasiums Klagenfurt und der HAK 1 Klagenfurt. Fünfzig lateinische Zitate antiker Autoren zum Thema AMICITIA wurden ausgewählt, übersetzt, graphisch aufbereitet und in Schriftrollen liebevoll verpackt. Bei der feierlichen Eröffnung der Langen Nacht der Museen war das in „echt antiker“ Kleidung auftretende Team der Hingucker schlechthin! Nach einem eindrucksvollen Einmarsch wurden die Besucher mit einem „SALVETE!“ herzlichst begrüßt. Zahlreiche Politiker und Prominente ließen es sich nicht nehmen, sich im Kreis der Römerschau fotografieren zu lassen.

Das Team teilte sich anschließend auf. Eine Gruppe gestaltete im Saal des Fördervereins Rudolfinum eine szenische Einführung zum Thema Freundschaft und Latein.

Eine zweite Gruppe schritt rezitierend die abendlichen Stunden hindurch durch die Räumlichkeiten des Landesmuseums. Das elegische Distichon aus Ovids Tristia 1,9,59 wurde dabei fortwährend lateinisch und deutsch vorgetragen.

Donec eris felix, multos numerabis amicos.

Tempora si fuerint nubila, solus eris.
Im Glück zählst du viele Freunde.
In schlechten Zeiten stehst du alleine da.

Beim Eingang zum Museum erwarteten „Römerinnen und Römer“ die Besucher

mit Efeukränzen. Viele ließen sich „bekränzen“ und legten den Kranz auch nach dem Verlassen des Museums nicht ab. Zahlreiche bekränzte Nachtschwärmer wurden im gesamten Stadtgebiet im Lauf der Nacht gesichtet.

Im Lauf der Langen Nacht wurden 500 Schriftrollen zum Thema FREUNDE und 200 Efeukränze verteilt. Was es mit dem Efeu auf sich hat, wurde mit einem kleinen Infoblatt erklärt.



Prof. Renate Glas, „vir togatus“, Römerinnen

EFEU HEDERA

In der Antike war Efeu (hedera) ein Attribut des Weingottes **Dionysos** oder **Bacchus**, wie ihn die Römer nannten. Kränze aus Efeu waren ein **Symbol für Heiterkeit, Kraft und Jugend**. Wuchs an einem Ort viel Efeu, so glaubte man, der Gott sei anwesend.

Dichter wurden mit Efeu bekränzt, weil Efeu auch ein Symbol des Gottes **Apollo** und der **Musen** war.

Wenn es recht ausgelassen zuging, trug man bei Symposien gerne **Efeukränze**, galt doch der Efeu als „**antikes Katerrezept**“.

Noch der deutsche Botaniker und Arzt Hieronymus Bock (16. Jh.) empfahl den Efeu vorsorglich bei Trunkenheit: „Fünff oder sechß körner ... bewahren den menschen der er nit leicht truncken werde.“ Doch Vorsicht beim Nachmachen: Efeu in größeren Mengen aufgenommen, kann Durchfall, Erbrechen und Krämpfe bewirken.

TIPP: Plinius der Ältere (1. Jh. n. Chr.) empfahl Efeu auch als **Mittel gegen Bienenstiche**: ergo malvae suco aut foliorum hederæ perungui salutare est vel percussos ea bibere.

Daher ist es heilsam also, sich mit dem Saft der Malven oder der Efeublätter ganz einzureiben oder davon zu trinken, wenn man gestochen wurde. (Plinius NH XXI 78)

AMICI LINGUAE LATINAE & FÖRDERVEREIN RUDOLFINUM & EUROPAGYMNASIUM & HAK 1

Amicus est tamquam alter ego.

Ein Freund ist gleichsam ein zweites Ich.
(Cicero de amicitia 80; Seneca epistulae familiares 7,5,1)

Amicus certus in re incerta cernitur.

In der Not erkennt man den wahren Freund. (Cicero de amicitia 64)

Ubi amici, ibidem opes.

Wo du Freunde hast, hast du Schätze.
(Plautus Truculentus 885; Quintilian de institutione oratoria 5,11,41)

Vulgare amici nomen, sed rara est fides.

Das Wort Freund wird oft gebraucht, doch Treue ist selten. (Phaedrus Fabulae 3,9,1)

In angustiis amici apparent.

In der Not zeigt sich, wer ein wahrer Freund ist. (Petron Satyricon 61)

Amicus diu quaeritur, vix invenitur, difficile servatur.

Einen Freund muss man lange suchen, er ist kaum zu finden, und es ist schwierig, sich ihn zu erhalten. (Hieronymus, Epistulae 3,6)

Amicitia inter pocula contracta vitrea.

Freundschaft, die der Wein gemacht, ist zerbrechlich wie Glas. (MA H. Walther 7 166 b)

Amicitiae immortales, mortales inimicitiae esse debent.

Freundschaften müssen unvergänglich sein, Feindschaften vergänglich.

(Livius ab urbe condita 40,46,12)

Ex propinquitate benevolentia tolli potest, ex amicitia non potest.

Aus der Verwandtschaft kann man Wohlwollen entfernen, nicht aus der Freundschaft

(Laelius de amicitia/Über die Freundschaft 19)

Amicus optima vitae possessio.

Ein Freund ist der beste Besitz des Lebens. (Albrecht II.)

Amicum esse unum animum in duobus corporibus.

Ein Freund sei eine Seele in zwei Körpern. (Diogenes Laertius)

Amicorum est admonere mutuum.

Freundschaft heißt, sich gegenseitig zu ermahnen. (Erasmus von Rotterdam)

Amicus cognoscitur amore, more, ore re.

Ein Freund wird erkannt an Liebe, Benehmen, Rede (und) Sache

Amicus verus rara avis.

Ein wahrer Freund ist ein seltener Vogel. (Walther, proverbialia sententiae) ■



Latein schon für die ganz Kleinen und natürlich auch bestens geeignet für die Großen

Renate Glas

Latein in einem Bilderbuch? Latein im Kindergarten? Wo gibt es denn so was? Im Philipp Winterberg Verlag. Motto: Ein Weltkinderbuch für jedes Land der Erde. Das Bilderbuch „Bin ich klein?“ ist seit seinem Erscheinen in über 100 Sprachen übersetzt worden. Im Mittelpunkt steht das Mädchen Tamia, das eine wundersame Reise erlebt und dabei entdeckt, dass Größe relativ und sie selbst genau richtig ist. „EGO SUM PARVA?“ ist der Titel der lateinischen Ausgabe, die auch als eBook verfügbar ist.



Selbsttätigkeit und „Malkünste“ können im Kindermalbuch EGBERT WIRD ROT/ EGBERT RUBESCIT ausprobiert werden. Wenn Egbert ausgelacht oder geärgert wird, wird Egbert besonders rot. Wütend und rot. Was kann man da machen? Egbert hat einen Plan und eine abenteuerliche Idee ... „Egbertus rubescit“ ist einsprachig gratis online abzurufen. Das E-Book kann ausgedruckt werden und mit 50+ anderen Sprachen kombiniert werden.

„DA REIN, DA RAUS“ – „INTRAT HAC, EXIT ILLAC“ ist die Geschichte des kleinen Jakob, der jegliche Kritik nicht an sich heranlässt. Zum Glück hat man ja zwei Ohren: Eins für rein und eins für raus. Auf eine Person aber hört Jakob ...

Für schon etwas größere Kinder und natürlich auch für erwachsene AMICI LINGUAE LATINAE sind die Bücher „TUTISSIMUS LOCUS MUNDI – DER SICHERSTE ORT DER WELT“ und „FÜNF METER ZEIT – TRES PASSUS TEMPORIS“. TUTISSIMUS LOCUS MUNDI beschäftigt sich mit dem Wert der Freundschaft und dem Umgang von Angst.

TRES PASSUS TEMPORIS behandelt die Thematik: Was passiert, wenn die Welt unerwartet einen Augenblick stillsteht?



Wenn man eine Handvoll Zeit, einfach so, durch einen Zufall geschenkt bekommt? Genau das passiert in einer der größten und umtriebigen Städte der Welt, als eine kleine Schnecke die Straße überquert und den Verkehr für einen halben Tag zum Erliegen bringt. Ein Buch über Dinge, die man schon immer mal tun wollte, aber nie dazu kam. Viel Spaß, Freude und Vergnügen beim Lesen bzw. Vorlesen dieser Bücher! ■

Die Vollversion dieses Beitrags mit allen Links finden Sie über den QR-Code.



Walking through the history of Rome

Willemijn van Dijk

Visitors to Rome encounter not only monuments and thousands of layers of history, but also countless myths, anecdotes, and folktales circling, like hovering ghosts, around the remnants of the ancient, Medieval, Renaissance, and Baroque eras. The (modern) Romans are born storytellers. Whether it is your cab driver or a passerby who happens to catch you glancing at some building or statue: they just can't wait to tell you all about the crazy emperors and popes of the past, about archangels and demons, about forgotten scandals and hidden crimes. A famous example is the Fontana dei Quattro Fiumi on Piazza Navona, where the notorious rivalry between two grand masters of the Baroque, Bernini and Borromini, has been immortalized in marble – or so the Romans say.

What to make of all these stories? Are they all just legends? I remember the first time I looked at one of Rome's beautiful street signs and wondered: why would

they have named this street 'Via delle Carrozze', 'street of the carriages'? That is how it all started. Then and there, I began to make my way through centuries of Roman folklore and mythmaking, and, using the marble signs as my arbitrarily meandering guide, I searched for the *true* story of the history of Rome. History is of course never finished, and, by definition, there is no such thing as a 'comprehensive history of Rome'. That is why I sensed that the squares and streets of the city would be as perfect a guide as any, setting the rhythm and direction for what was slowly becoming a book about the history of the Eternal City.

"I am not sure if it will be worth the effort to describe the history of the Roman people, from the beginnings of the city. I am not certain, and if I did know, I would not presume to say so, because I realize that the story is not only ancient, but also very well known." With these words Livy begins

his magnum opus, *Ab urbe condita* ("From the founding of the City"), which he wrote in the first century BC. More than two thousand years of history separate us from him, but nowhere have I found better, more fitting words to begin a history of Rome. Although humbled by the greatness of my predecessor, when reading Livy's words I sense I can relate to him in at least one way – by feeling the joy and fulfillment of contributing to the preservation of the memory of Rome. In my case, street by street, square by square. As a (classical) historian, I know of no greater pleasure than to wander through the streets of the Eternal City. Writing down the story behind fifty of its street names turned out to be a perfect way to, quite literally, walk through the entire history of Rome without being completely overwhelmed by the impressiveness of it all.

You find out all about one of ancient Rome's most notorious traitors when you walk up the



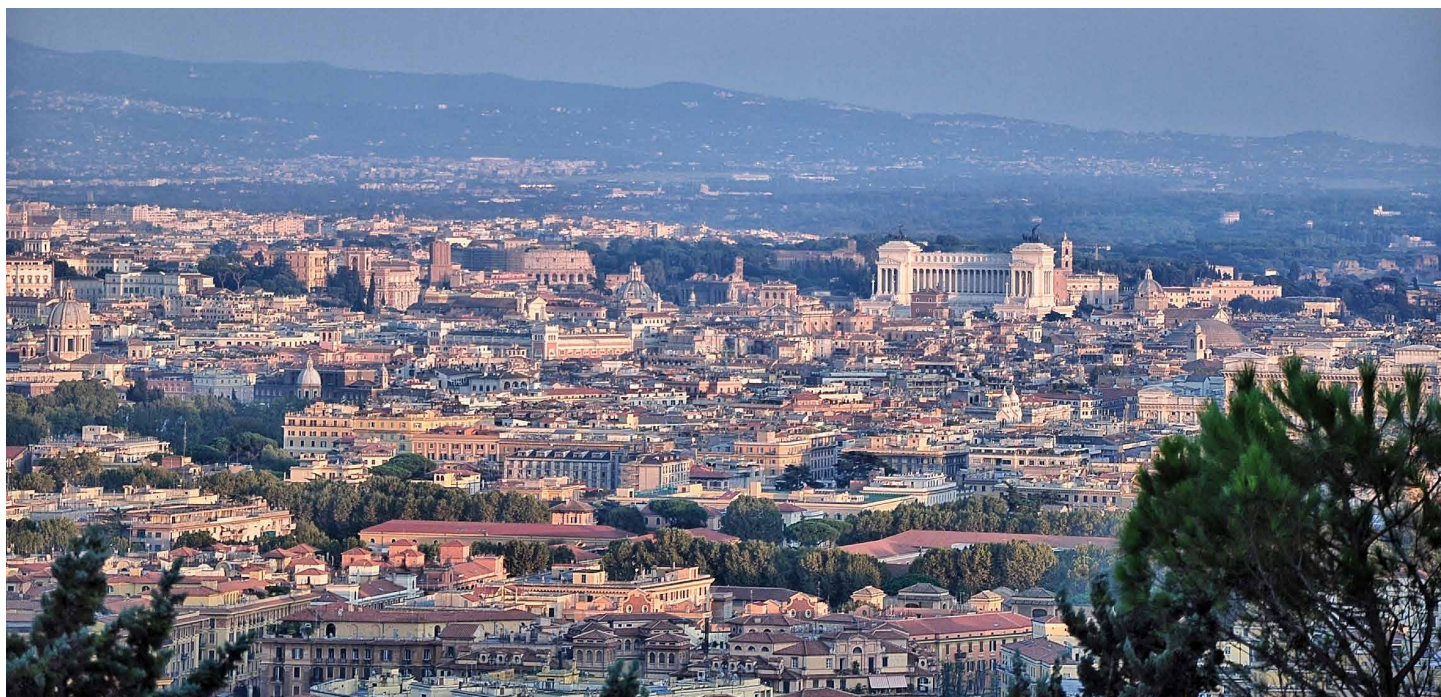
Willemijn van Dijk

Capitoline Hill on the Via Monte Tarpeo, and meet up with a wealthy Roman baker and entrepreneur from the first century BC on the Piazza di Porta Maggiore. Of course you also encounter the more famous episodes of Rome's ancient history: from Julius Caesar and Pompey the Great on the Piazza del Teatro di Pompeo to Augustan Rome in the Via del Piè di Marmo (the 'street of the marble foot'). One of the most colorful histories of early Renaissance Rome is to be found on the Via del Corso, now famous for its shops but once the street where a Venetian Pope introduced horse races ('corse') as part of the annual carnival festivities, besides banquets and masquerades – he must have felt a little homesick. This Venetian pope, Paul II (Pietro Barbo), had also built a city palace for himself at the beginning of the street, appropriately called 'Palazzo Venezia' (hence also the name of the big square in front of it, 'Piazza Venezia').

Of course, there is a dark side to the history of every place, and Rome is no exception. The street names are equally revealing about these darker days. Via della Conciliazione, or 'Reconciliation Street' is, in name and shape, a permanent reminder of the Fascist era: the street connecting the Castel Sant'Angelo with St. Peter's Square was inaugurated in 1936, and named after the great reconciliation between the Italian state and the Vatican a few years earlier. In the Lateran Treaty that was signed for that occasion, the fascist regime recognized the territorial independence and sovereign status of Vatican City (Pope Pius IX had been the last sovereign pope of the Papal State, who surrendered on September 20, 1870, when Victor Emanuel II's troops were at the gates of Rome and Pius IX reportedly mumbled "Consummatum est"



Via del Boscetto



View of the center of Rome

or “it has been completed”, quoting Jesus on the Cross). After signing the treaty, the fascists could count on papal recognition – in spite of the fact that some fascist ideas were irreconcilable with those of the Catholic Church. Of course, World War II had yet to begin. One particular marble street name reminds us of the horrors that were yet to come. It reads ‘Largo 16 ottobre 1943’ and is located in what is to this day called the Jewish ghetto of Rome. On the morning of that particular day, October 16, 1943, the SS raided the nearby Via del Portico d’Ottavia. The souls of 1,024 people, among whom were at least two hundred children, were apprehended. The Jews who had been arrested were taken

to Tiburtina Station and put on a train to Auschwitz, where they arrived six days later. Fifteen men and one woman returned after the war; none of the others survived.

It is in precisely the same way as I have described above, albeit very briefly, that the squares and streets set the rhythm and direction in my book, *Via Roma*. By implication, I mercilessly speed past countless other historical events and characters – paths that remain unexplored in the book. But in the spirit of Livy’s opening words, my aim is merely to share with the reader my never-ending interest in and love for Rome and to honor the Eternal City in my own modest way. I was a teenager when

many ways, these Grand Tourists were the ancestors of all ‘cultural tourists’ that visit Rome today.

When you think about it, it must have been a terrible endeavor to travel from Western Europe to Rome in the eighteenth century. That very first street sign that caught my eye, the Via delle Carrozze, turned out to have been one of the last legs of the endless eighteenth-century carriage voyages to Rome, which for many German, French, and British tourists ended near the Piazza di Spagna – the neighborhood that witnessed the extraordinary rise of international cultural tourism in the Eternal City. Both travelers and carriages needed to recuperate after the long, uncomfortable voyage by coach from Tuscany or other northern Italian regions that were part of the Grand Tour before their arrival in Rome. The streets leading to the Piazza di Spagna were so narrow that the coaches often suffered much damage. A new form of tourist industry slowly took shape: near the Spanish Steps, several carriage repair shops opened up. If visitors wanted their carriages to be fixed quickly, they were sent to one street in particular. Its name, Via delle Carrozze, the “street of the carriages,” still reminds us of the days when damaged coaches came and went through this street. ■

Willemijn van Dijk, Via Roma. Die Geschichte Roms in 50 Straßen, DVA, München, 288 Seiten, 20,00 Euro, ISBN 978-3-421-04780-9.



Motif in the Via delle Carrozze

my schooling brought me to Rome for the first time. At age sixteen I got on the train to Italy. When I arrived at Stazione Termini, I felt a kind of euphoria, much like the one Goethe describes in his diary on November 1, 1786: “Yes, I have finally arrived in this capital of the world!” It was the beginning of an exploration without a destination; a continuous familiarization with the many faces of Rome. Today still, the city exceeds my impossibly high expectations. Quoting Goethe seems appropriate enough: he was one of the most well-known faces of the ‘Grand Tour’, the study trip almost all well-to-do Europeans enjoyed as part of their classical education from the eighteenth century onwards. In



PANTA
RHEI!

HERAKLITH

NOTRUF